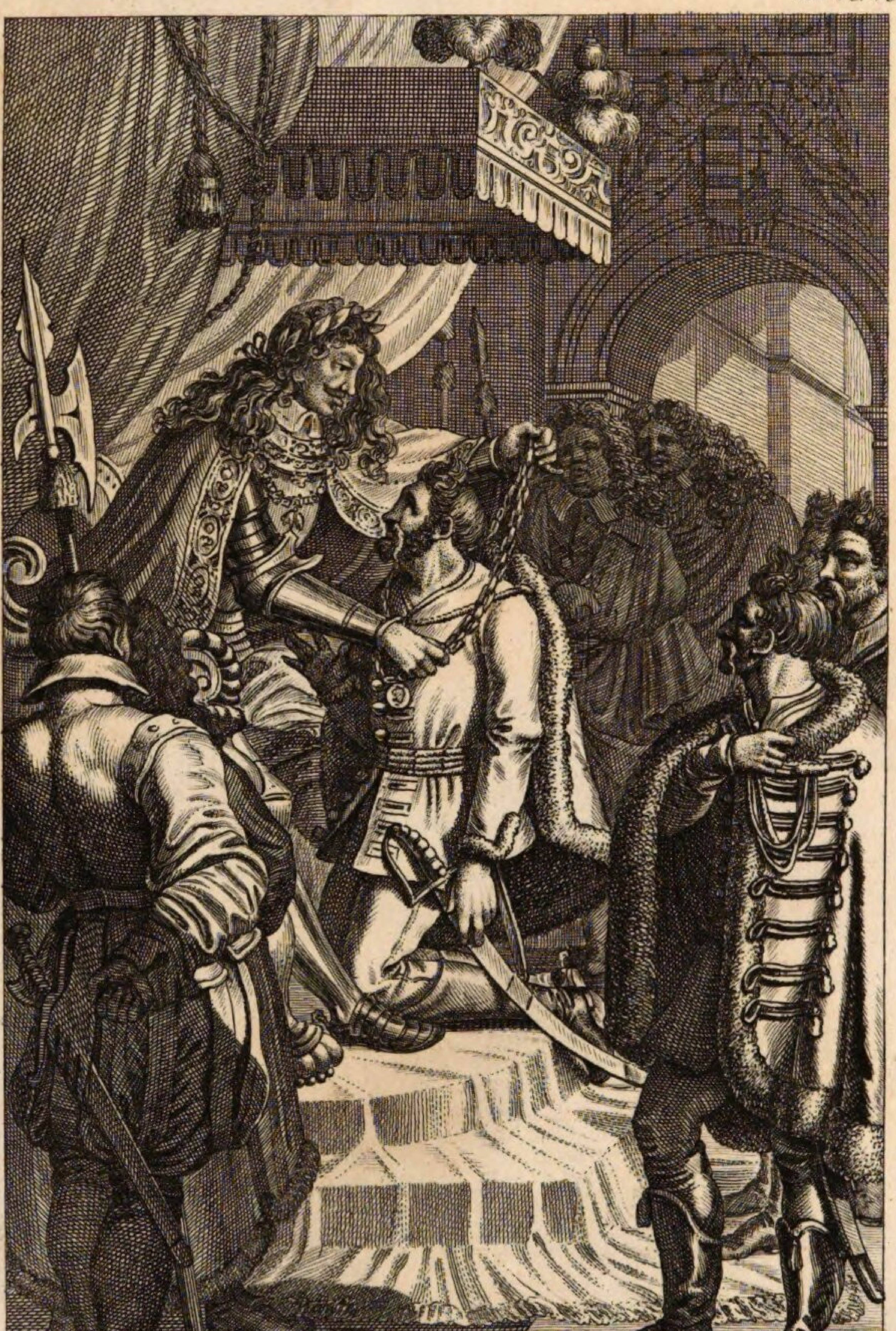
II. Th.



K. Ruſs del. J. G. Mansfeld sc.

Es lebe der Märtyrer der Treue!

Ungrischer Plutarch

oder

Biographien

merkwürdiger Personen

des

Königreichs Ungarn,

und

der dazu gehörigen Provinzen.

Aus

authentischen Quellen geschöpft,

und

in chronologischer Ordnung dargestellt

von

Carl Vinzenz Kölesy

und

Jakob Melzer.

Zweyter Band.

Pesth, 1816.

Zu finden bey Joseph Eggenberger, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

geliebten Ungrischen Vaterlande

in

Ehrfurcht dargebracht:

von

dessen unwürdigen Söhnen

Carl Vinzenz Kölesy

und

Jakob Melzer.

So weit des Menschen Kräfte reichen,
Erstreckt sich auch des Menschen Pflicht:
Wohl kann er von derselben weichen,
Sie übertreffen kann er nicht.
Doch nähert sich dem fernen Ziele
Mit ernsterm heiligern Gefühle
Sein Herz, sein Wille, und sein Muth,
Dann ist es edel, was er thut.

Rösler.

Vorbericht.

Die gebildetere Klasse des Publikums, hat seit einigen Jahren, eine sowohl angenehme, als auch sehr nützliche Auswahl in der Lektüre getroffen: es liest nun die Thaten merkwürdiger, und berühmter Menschen. Wie heilsam eine solche Lektüre für jeden Stand, und jedes Alter sey, wie manigfaltige Ergötzung sie gewähre, und wie mächtig selbe auf Geist und Herz zugleich wirke, bedarf wohl keines Beweises; aber, ausser dem edlen, und wohlangewendeten Zeitvertreib, welchen die Werke dieser Art leisten, verschaffen sie auch den wesentlichen Vortheil: daß jede Nation ihre großen Staatsmänner, Helden u. d. gl. daraus kennen lernen kann, und indem sie die preißwürdigen Thaten ihrer Vorfahren liest, sich der lebhaften Freude überlassen darf, von so würdigen Voreltern abgestammt zu seyn.

Meißner, und Schiller, Reichard, Hormayr und Andere haben uns mit einer schönen Anzahl solcher Charakterschilderungen versehen; der nach Blanchard bearbeitete, sogenannte Neue Plutarch, liefert eine, fast vollständige Sammlung von Lebensbeschreibungen interessanter Menschen, aus allen Nationen: ach nur Ungarn findet man sehr selten, und nur sehr wenige, in diesen,

oft kostspieligen Werken aufgezeichnet; und wenn gleich hie und da etwa ein Einzelner sich vorfindet, so ist seine Biographie nur sehr kurz, und gewöhnlich sehr gleichgültig hingeschrieben.

Entweder fehlte es also jenen Verfassern an gehörigen Hilfsquellen, aus welchen sie die Lebensumstände unsrer merkwürdigen Patrioten erfahren hätten, oder — was noch ärger ist — sie dachten etwa gar: daß in Ungarn niemahls biedere, und des Nachruhms würdige Menschen gelebt haben.

Um nun mein Vaterland von diesem schmerzlichen Verdachte zu retten, und um zu bezeigen, daß unsere Heimath nicht jene, nur von Bären, und Wölfen bewohnte Steppe ist — (wie sie ein Gewisser benennet hat) sondern daß auch Ungarn zu jeder Zeit erhabene Männer gezeugt habe, unternahm ich einen in vieler Rücksicht beschwerlichen Versuch, nähmlich, für den erstgedachten Neuen Plutarch ein Gegenstück zu bearbeiten. So entstand der Ungarische Plutarch.

Mit Sorgsamkeit suchte ich also nach schon vorhandenen, brauchbaren Biographien, welche ich so wie sie waren, oder höchstens mit einer kleinen Berichtigung in dieses Werkchen eintrug; da ich jedoch, trotz aller angewandten Mühe nur weniger solcher vorräthiger Schilderungen habhaft werden konnte, so war freylich nothwendig: viele unsrer Helden, aus historischen Fragmenten erst in ein Ganzes zu bringen, so daß die meisten, im Ungrischen Plutarch befindlichen Lebensbeschreibungen als originelle Aufsätze betrachtet werden können.

Obwohl mir aus der Ungrischen Geschichte viele große Männer bekannt waren, deren Andenken auch bey der späten Nachwelt immer fortzuleben verdient, so zweifelte ich dennoch anfangs selbst daran: ob ich eine beträchtlichere Anzahl derselben zusammenbringen dürfte. Nicht als wenn Ungarn Mangel an berühmten Personen gelitten hätte, wohl aber dessentwegen, weil mir die Gelegenheit zu fehlen schien, hinlängliche Materialien zu meinem Geschäfte aufzubringen, und weil eine solche Arbeit überhaupt mehr für den Diplomatiker, oder einen solchen, welchem ein freyerer Zutritt zu den Reichs- und Familien-Archiven gestattet wird, gehört. — Allein von den nun einmal gefaßten Vorsatze gänzlich abzustehen, war meinem Herzen schlechterdings unmöglich, und ich bestimmte mich also wenigstens zur Herausgabe eines einzigen Bandes, von etwa 28 — 30 Biographien. Dieser ward nun vollendet, und mir blieben nicht nur mehrere Data zu neuen Biographien übrig, sondern es riethen mir auch einige edle Männer, dieses Werkchen fort usetzen, ja einige bothen mir dazu, sogar ihre bereitwillige Mitwirkung, und dies alles spornte meinen Muth zur neuen Thätigkeit. — Nun fieng ich fleißiger an nach den nöthigen Stoff zu forschen, und — wohl mir! — ich fand bald, daß nur allzuwahr wäre, was ein gewisser vaterländischer Schriftsteller sagte: „Unsre Ungrische Nation hat viele Ulysses, aber keinen Homer, viele Hermane aber keine Meistersänger gehabt!" *)

So entstand dies zweyte Bändchen, und das ist auch zugleich die Ursache, warum die Aufstellung der Bio-

*) Mart. Georg Kovachich, im Merkur v. Ungarn 1786. S. 1.

graphien in chronologischer Ordnung nicht durchs ganze Werk, sondern nur in jedem einzelnen Bändchen beobachtet werden konnte: der erste Band war nähmlich schon in der Presse, als ich veranlaßt wurde Materialien für den zweyten zu sammeln. —

Nehmt also geehrte Leser! nehmt ungarische Freunde mit Gewogenheit dieses Werkchen hin! und lernt daraus die Männer kennen, die unserm Vaterland, durch ihre biedere Thaten, einst nicht nur die wichtigsten Dienste geleistet, sondern auch dessen Ehre vielfältig begründet haben. — Schwach und unversucht ist zwar die Hand die für Euch diese Charakterzüge sammelte, sie liefert eigentlich nur Skizen, die noch einer weit größeren Ausarbeitung fähig sind, doch Eure Nachsicht kann meine Verwegenheit entschuldigen, die ich nur aus Liebe zu meiner Heimath begieng, weil ich selbe nicht verkannt sehen wollte. Um dem Ruhme unsrer großen Patrioten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist auch eine gedrängte Schilderung hinlänglich; und um das Andenken an ihre schönen Handlungen für die erkenntliche Nachwelt aufzubewahren, ist es ja schon genug, wenn wir auch nur die Namen dieser Würdigen nennen.

Fünfkirchen, am 8. May 1815.

Der Verfasser.

ÁRPÁD.

Árpád, oder auch Árpádes genannt, war ein Fürst der Magyaren, den uns die Geschichte dieses tapfern Volkes, als den ersten aufstellt, der in der Würde eines Oberregenten oder Oberwoiwoden, an der Spitze ihrer gesammten Stämme stand. Wichtig und Thatenreich ist das Leben dieses Mannes, dem die Ungrische Nation unendlich viel zu verdanken hat. — Mögen die vaterländischen Barden gleich zuweilen in der Thatenerhebung dieses glorreichen Regenten in's exzentrische, und übertriebene verfallen, so haben sie doch in dem Meisten recht, was sie von ihm erzählen. Man erwäge nur den einzigen Umstand, daß das Leben dieses merkwürdigen Fürstens gerade in die ereignißvolle Zeitperiode fällt, in welcher sich die unbändigen, fast noch rohen magyarischen Horden, zu den Ruf eines furchtbaren und tapferen Volkes emporgeschwun-

gen, und den beglückenden Schritt aus dem unruhvollen Kreise einer zügellosen Demokratie, in die sicheren Gemächer einer monarchischen Staatsverfassung gethan haben, und man wird ihre panegyrischen Erzählungen, die den hochgepriesenen Eroberer Pannoniens charakterisiren, nicht so ganz für erdichtet halten. Und wer war dieß, von dem, die Schicksale der Völker lenkenden Genius, erkohrene Werkzeug, das mit seinem begeisternden Hauch, diese wohlthätige Revolution in den Familien der wackeren Magyaren in Bewegung setzte? — Árpád war es!

Der anonyme Kanzler des Königs Bela, und der Archidiakonus Johann, lassen diesen Helden aus dem Geschlechte des Attila stammen, und sagen, er hätte als rechtmässiger Erbe, das von ihm einst unterjochte Pannonien an sich gebracht, und den noch vorhanden gewesenen Pallast, den jener merkwürdige König der Hunnen bewohnte, bezogen. Allein mit dieser Behauptung ist die Kritik der ungrischen Geschichte durchaus nicht zufrieden, weil sie vermuthlich ihren Grund nur in der List hat, deren sich die Magyaren, wie es die Volssage haben will, bey der Eroberung Pannoniens sollen bedient haben: Sie gaben nämlich vor, als sie unter den Fahnen Árpáds in ungeheurer Menge über die Gränzen Pannoniens, gleich einer reissenden Fluth dahergezogen kammen, und sich ihnen die Eingebohrnen des Landes widersetzen wollten: ihr Heerführer währe ein königlicher Abkömmling des tapfern

Attila, der auf das Recht der Erbschaft sich stützend, nur herkäme, das Reich seiner Väter in rechtmässigen Besitz zu nehmen. Árpád war aber kein männlicher Nachkomme des Attila, er war aus einem andern edlen nicht kuthurgurischen oder hunnischen, sondern magyarischen Geschlecht entsprossen. — Im Jahre 886, gerade als er in der vollsten Blüthe seiner Jahre stand, gelangte er zur Regierung, die sein vom Alter gedrückter Vater Almus, nicht mehr führen konnte. Merkwürdig ist diese Thronbesteigung Árpáds, denn mit dem Moment, das sie erzeugt hat, gieng auch zugleich ein heller Stern ob den magyarischen Zelten auf, der mit seinem milden Strahl auf ihren Nationalcharakter, der eigentlich nur in der Árpádischen Zeitepoche aus seinem Schlummer geweckt wurde, einen mächtigen, und gesegneten Einfluß hatte.

Árpád war nun Herzog der Magyaren, und der Ober-Anführer aller Stämme die zu diesem Volke jetzt gezählt wurden. Alle huldigten den jungen Regenten, und gelobten ihm feyerlich, nachdem er von ihnen nach chazarischer Gewohnheit auf den Schildern emporgehoben wurde (welcher Akt die Krönungszeremonien vorstellen sollte:) ihre Treue und ihren Gehorsam. Ihr einhelliger Ausspruch war, daß sie ihm auf jedem seiner Winke überall freudig folgen wollten, wohin er sie nur zum Einsammeln der Lorbeerkränze ihrer Kriegstapferkeit führen werde. — Sein kriegerisches Volk frohlockte und war nun voller Erwartung, wie und auf wel-

che Art der junge, muthvolle Árpad seine Regentenbahne antretten werde? — Das erste was Árpád gleich nach seiner Erhebung zur Oberwoiwodschaft unternahm, war die Befreyung seiner Völker von der Oberherrschaft der Chazaren. Vor der Thronbesteigung Árpáds bildeten nämlich die Magyaren keine freye, und selbstständige Nation, die so wie vor dem ihre eigenen Könige gehabt hätte. Sie waren den Chazaren, einem mächtigen und kriegerischen Volke, das am schwarzen Meer, in den taurischen Halbinseln der Gegend von Bielgorod wohnte, unterworfen, und mußten sie daher als ihre Vasallen auf allen ihren Kriegsexpeditionen begleiten, und ihre Schutz- und Oberherrschaft anerkennen. Dieses ihr Verhältniß zu den Chazaren dauerte beynahe zwey Jahrhunderte, so lange nämlich, als sie in den Gegenden des Dneprs und des Dons, am Ingulflusse hausten. Kurz vor dem Zeitpunkt der Befreyung von der chazarischen Oberherrschaft, beherrschte das magyarische Volk Lebedias, der durch Familienverhältnisse auf das innigste mit den Chazaren verbunden gewesen war. Dieser aber war im Jahre 884 sehr unglücklich, indem er ein wichtiges Treffen mit den Patzinaziten verlohren hatte, welche Niederlage den Verlust des alten Wohnsitzes der Magyaren nach sich zog, und der erste Schritt zu deren Befreyung, oder die Vorbereitung auf dieselbe zu seyn schien. Die Magyaren flohen, und schlugen ihr Wohnlager in der Unter-Ukraine und der Moldau, an den Ufern der Flüsse

Pruth, Dnepr, Sereth, und Dnestr auf. Dieses neue Vaterland nannten sie dann Atelkuzu, oder Atel-Köz. Und hier war es, wo Árpád durch die Vermittelung des chazarischen Chans zum Oberwoywoden des gesammten magyarischen Volkes, nachdem dieselbe Würde der zaghafte, vom Mars nicht begünstigte Lebedias von sich gelehnt hat, ausgeruffen wurde. Ungeachtet der Chan der Chazaren vieles zu Árpáds Erhebung auf den Thron beygetragen hat, so wurde er doch von dem neuen Regenten nicht mehr als sein Protektor geachtet, weil es der scharfsinnige Árpád sehr wohl mochte eingesehen haben, daß dieses chazarische Protektorat auf den Ruin der magyarischen Volkskraft gemünzt gewesen war. Árpád hatte in Atelkuzu sehr viel mit den eroberungsüchtigen Patzinaziten zu kämpfen; er erhielt die von den Chazaren versprochenen Auxiliartruppen nicht, und dies möchte vielleicht der erste Grund gewesen seyn, der unsre alten Vorfahren bewog das chazarische Joch abzuschütteln, indem sie sich stark genug, unter Árpáds weiser Leitung fanden, ihren mächtigen Feinden Widerstand zu leisten. Die Kriegerkraft der Magyaren, von dem entschlossenen Árpád geweckt, entwickelte sich nach und nach in ihren Familien, und die schnellen Progresse, die sie machte, hielten mit dem Emporblühen ihrer Selbstständigkeit, und Unabhängigkeit gleichen Schritt. Was die Hartgedrückten, nebst der standhaften Verweigerung Árpáds dem chazarischen Chan den Eyd der Treue zu schwören, endlich völlig der chazarischen Oberherrschaft

entzogen hat, war der Beytritt drey mächtiger Stämme zu ihren Schaaren, die von jenen, durch die unter ihnen ausgebrochenen innerlichen Unruhen, vertrieben wurden, und die endlich zu den Magyaren ihre Zuflucht nahmen. Árpád, der seine Völker, oder eigentlicher zu reden, seine Krieger vermehren wollte, nahm die Flüchtlinge gerne auf, und auf diese Art fieng nun an seine Macht in eben dem Grade zu wachsen, in welchem die furchtbare Macht der Chazaren immer mehr und mehr herabgesunken ist. Die seinen untergebenen Familien einverleibten Chazaren, machten bey ihnen, unter dem Namen der Kabaren, den achten Stammen aus, und Árpád schwang nun als einziger Regent das Szepter der Regierung über alle ache Stämme.

Mit jedem Tag gab Árpád, als der Regent eines so mächtigen Volkes, die herrlichsten Beweise von seiner Einsicht in die Regierungskunst und seiner Tapferkeit. Das Echo von dem Rufe seiner angestaunten Kriegertalente, verbreitete sich bis in die entferntesten Staaten, und Länder, und erst jezt unter Árpáds Regierung begann für die magyarische Nation die schöne Epoche, ibn welcher ihr der Zeitgeist unverwelkliche Lorberkränze des Ruhmes, und der Tapferkeit gewunden hat.

Árpád legte auf seinen Regententhron kaum noch drey volle Jahre zurück, als der byzantinische Kaiser Leo schon seine Zuflucht zu ihm nehmen mußte, da er sich zu schwach fühl-

te den bulgarischen Fürsten Simeon von den Thoren seiner kaiserlichen Residenz zu vertreiben. Ein griechischer General traf bey dem jungen, ausgeschrienen Kriegshelden mit großen Geschenken ein, und sprach ihn, von dem Drange der Gefahr angetrieben, um Hilfe wider die grausamen Feinde des byzantinischen Kaiserstaats an. — Welch eine schmeichelhafte Aufforderung für den jungen Árpád, die seinen kriegerischen Ehrgeitz allerdings zu den größten Heldenthaten anflammen konnte! Kaum war er mit dem Befreyungswerke seines Volkes von der Chazarischen Hoheit, und der Demüthigung der unruhigen Patzinaziten fertig, so nahm er unter dem lauten Beyfall, und dem Jubel seiner Magyaren, die nur Krieg haben wollten, die Einladung an. Mit seinem General Curzan rüstete sich nun Árpád zu dem Feldzug, wider den unbändigen Fürsten der Bulgaren. Schnell setzte sein Heer in Schleuchen über die Donau, und nach drey blutigen Schlachten wurde Simeon auf das Haupt geschlagen, und bis an die Pforten von seiner Residenzstadt Presthlaba zurückgedrängt, wo die Gedemüthigten theuer den Frieden erkaufen mußten. Byzanz sang Hymnen der Freude, und Kaiser Leo war durch das siegreiche Schwerdt Árpáds von einem seiner fürchterlichsten Feinde gerettet. Der junge Sieger kehrte nun mit Ruhm und Geld, das er für die, an den Kaiser verkauften gefangenen Bulgaren eingelöst hatte, beladen, nach Atelkuzu zurück. Árpád vollendete zum unermeßlichen Vortheil des orientalischen Kaiserthums diese

Heldenthat, und kaum verstrichen vier Jahre wieder, als der fränkische König Arnulph an ihn eine Gesandschaft schickte, die bey ihm um Hilfe zur Bekämpfung des unruhigen, von Neid und Mißgunst angefochtenen Fürsten von Großmähren, anlangte. Swatopluk, so hieß der mährische Fürst konnte mit dem Arnulph, trotz aller angewandten Mühe, die sich K. Carl der Dicke bey der öftern Aussöhnung zwischen den beyden feindselig gesinnten Grenznachbarn, gegeben hat, nicht in Ruhe leben. Arnulph, von Swatopluk geschlagen flehte Árpád um Rettung und Hilfe an — und wie hätte er, den die Tugend der Kriegstapferkeit ganz beseelte, dem geängstigten König im Occident eine abschlägige Antwort geben können? Er hielt mit den Oberhäuptern der Stämme einen Rath, und die Bitte des hilflosen Königs wurde einhellig genehmigt. Die Abgeordneten Arnulphs giengen dem magyarischen Heere voran, und leiteten sie an das Ziel ihrer Bestimmung. Sie kamen den feindlichen Schaaren nahe, und Swatopluk wurde auf dem Felde Rákos von Árpád in einer Schlacht geschlagen, und völlig aufgerieben. Wie dankte es Arnulph der Gerettete, herzlich den treuen, und tapfern Bundesgenossen! — Dieser Sieg im Jahr 893 im Occident, und der frühere 889 im Orient, machte nun auf einmahl die Magyaren zur furchtbarsten, tapfersten, und entschlossensten Nation. Árpád ihr Herzog, galt jetzt für den größten Feldherrn seiner Zeit.

Aber

Aber während Arpád mit seinem Heere, in dem Innern von Mähren, tapfer gefochten, dachte der von ihm unlängst besiegte Bulgaren Fürst Simeon, jetzt, da unser Held von seinem Reiche abwesend war, den rechten Augenblick der Rache gefunden zu haben, den Magyaren eben dasjenige jetzt zurückzugeben, was er von ihnen vor ein paar Jahren schmachvoll, und zu seiner größten Kränkung erdulden mußte. Er trat mit den alten, unversöhnlichen Feinden derselben, den Patzinaziten in eine Allianz, überfiel die kleine Besatzung, die Árpád zur Deckung der Greise, Weiber, und Kinder in Atelkuzu, zurückgelassen hatte, und das Gemetzel unter den armen Wehrlosen war fürchterlich. Árpád bekam von diesem schrecklichen, hinterlistigen Ueberfall Nachricht, und kehrte schnell nach Atelkuzu zurück. Allein er war nimmermehr im Stande die neuen Eigenthümer des Landes, die Patzinaziten aus demselben zu vertreiben; Atelkuzu war für die Magyaren verlohren. Eine traurige, fatale Lage für sie, die aber den unerschrockenen, und festen Geist Árpáds nicht aus den Schranken brachte. Vielleicht ahnte der Erhabene den herrlichen, triumphirenden Ausgang dieses unvermutheten Schicksals, auf dessen Wink ein guter Genius, in eben den Augenblick, in welchem ihm das Reich geraubt wurde, das Saamenkorn ausstreute, aus welchem der Keim seines größten Ruhms, der ihn der Nachwelt unvergeßlich, und unsterblich gemacht hat, emporsproßte. Schwerlich mochte

auch Árpád im Ernst an eine Vertreibung der Feinde aus Atelkuzu gedacht haben — denn die schönen Gefilde Pannoniens schienen auf ihn einen besondern Eindruck gemacht zu haben. Auch bey seinen Magyaren hatte die mährische Kriegsexpedition merkliche Spuren von angenehmen Rückerinnerungen an das paradiesische Land der Pannonier zurückgelassen. Mächtig wallte der Wunsch in ihren Herzen empor, jenes Land zum Ersatz für Atelkuzu, für sich zu erobern, und in der That, es stand nicht lange an, so wurde dies von den Magyaren in die Wirklichkeit versetzt, was sie in Hinsicht auf Pannonien im Sinne hatten. Es behagte dem planvollen, und für das Wohl seiner Völker, die jetzt ohne Vaterland waren, besorgten Árpád, nicht, unstätt mit ihnen an den Wäldern Daziens herumzuirren. Er legte den Getreuen seinen scharfsinnig ausgedachten Eroberungsplan vor, und „Pannonien" war das Losungswort seiner heroischen Krieger. Ohnerachtet jetzt mächtige Völkerschaften, als Slaven, Bulgaren, Wallachen oder Rumunier, Deutsche, Italiäner, Chazaren, Croaten, Dalmaten u. a. m. das reiche Pannonien inne hatten, so graute den muthigen Magyaren doch nicht vor dem Gedanken, alle diese zahlreichen Völkerhorden unter ihre Bothmässigkeit zu bringen: denn sie glaubten mit aller Zuversicht, was ihr geliebter Árpád unternimmt, müsse einen glücklichen Ausgang gewinnen. Und fürwahr! sie täuschten sich nicht. — Rasch schritt Árpád zur Realisirung der kühngewagten, mächtigen Vorsätze;

und kaum verstrichen fünf volle Jahre, so war Pannonien in den Händen der Magyaren, und der von Sieg und Triumph überall begleitete Árpád Herr davon. Diese Eroberung nahm einen sehr schnellen Gang. Árpád rückte im Jahre 894 über Ungvár und Munkács in Pannonien ein, und ehe noch das 899. Jahr seinem Ende sich neigte, durften die mächtigen Fürsten Salan, Glad, Gelou, und Marot, die das eigentliche Pannonien beherrschten, die Rechte ihrer Herrschaft nicht mehr ausüben. Die Siege Árpáds begünstigten nebst der tapfern Bezwingung dieser Fürsten, auch noch andere unvermuthete Ereignisse: Swatopluk starb im Jahr 894, und Árpád wußte weißlich zu seinem Vortheil die Uneinigkeiten zu benützen, die zwischen seinen Nachfolgern Moymir, Swatopluk, und Swatoboj vorfielen. Er nahm den Streitenden bald, nachdem er den mährischen General Zobor in einer Schlacht überwand, ihre Besitzungen weg, die sie in Pannonien hatten. Zum Glücke seiner Kriegsunternehmungen starb ferner im Jahr 899. auch Arnulph, und niemand war mehr der dem Árpád auf seiner Siegerbahn ein Hinderniß hätte entgegen setzen können. Zu ohnmächtig war sein Nachfolger K. Ludwig das Kind, solchen Kriegsvölkern, als die Magyaren waren, die Spitze zu bieten; Árpád setzte daher über die Donau, und krönte die vollkommene Besitznahme von ganz Pannonien. — Diese Eroberung, bey der ihm seine Feldherrn Zward, Kurzan und Kadusa sehr behilflich waren, ist das größte Verdienst Ár-

páds, das er sich um sein Volk erwarb, und das immer mit Dank, und Erhebung die spätesten Enkel der ungarischen Nation anerkennen werden; sie ist der kostbarste Demant in der Krone des Heldenruhmes dieses unsterblichen Fürsten; sie ist das erhabene, unvergängliche Denkmahl in der Mitte der ungrischen Nation, die es bis an das Ziel ihrer Existenz in dem fürstlichen Stammvater Árpád anstaunen, und bewundern wird!

Árpád besaß nun Pannonien, und auf der Insel Csepel, wurde der Grund zu seiner Residenz gelegt. Das möglichste zur Befestigung dieses herzoglichen Sitzes war gethan, als Árpáds durchdringender, und unaufhörlich beschäftigter Geist, sein ganzes Augenmerk dahin richtete dem eroberten Lande eine angemessene Form, und eine standhafte, heilerzeugende Organisation zu geben. Freylich seine, an den Krieg gewöhnten Unterthanen waren darauf wenig bedacht das einmal errungene Land, durch das Aufführen eines zweckmässig eingerichteten Staatsgebäudes gegen die Anfälle der Feinde zu sichern; denn als Horden, die sich noch so sehr zum nomadischen Leben hinneigten, lag es ihnen gleichviel daran, ob sie heute hier, oder morgen dort ihr Zelt aufschlügen; allein so dachte Árpád nicht, obgleich die nämliche Neigung zum Kriege auch seinen Busen füllte. Seine besseren Gesinnungen hingegen machten ihm auch die Lage, in der Mitte eines Volkes, das sich nur nach Kampf und Beute, und der Gelegenheit

sehnte, seine Kräfte mit den Kräften andrer Nationen zu messen, sehr kritisch. Árpád hatte in der That ein großes, und schweres Problem zu lösen, das seine Staatsklugheit ziemlich auf die Probe setzte. Aeßerst vorsichtig und behutsam mußte er daher bey dem Durchsetzen seiner Civilisirungsplane zu Werke gehn, um seinen Magyaren auf einer Seite Liebe zu einer bürgerlichen Staatsverfassung einzuprägen, und auf der andern Seite ihren Kriegergeist doch auch hinlängliche Nahrung zu verschaffen. Wirklich ist Árpád weise die Klippe umgegangen an der mancher Regent, mit seinen Regierungsplanen scheitert, wenn er seine Unterthanen von dem Ende eines Extrems zu dem Ende eines andern führen will. Sein vielumfassender Geist, den die Natur mit den wahren Herrschertalenten ausgerüstet hat, wußte beydes, mit einem hellen Blick in den Charakter seines Volkes, zu lenken, und in ein harmonisches Ganzes umzuschmelzen. Der erste Schritt, den er zur Sicherstellung des eroberten Landes unternommen hat, war, daß er dasselbe gehörig unter die acht Stämme seiner Magyaren vertheilte. Alsdann berief er die Ersten aus ihrer Mitte in ein Lager, unweit Puszta-szer in der Csongrader Gespannschaft; und hier entwarf er umrungen von den Edlen seiner Nation, die ersten Gesetze, welche die Grundlinien, von der Civilisirung des magyarischen Volks, so zu sagen, nur wie in einem Schattenrisse, enthielten. Das Ganze dieser Gesetze betraf theils die Regulierung der Lehndienstpflich-

ten, durch welche die Belehnten sowohl an die Person des Herzogs, als dessen Offiziere, die ihn am nächsten umgaben, gebunden waren. — Árpád war mit nichten so roh, als man sich einen Mann aus seinem Zeitalter vorstellen könnte: weit wich er von der Grausamktit ab, in die sich andere Ländereroberer den Erdenbewohnern furchtbar gemacht hatten, die aus dem rauhen Norden hervor drangen. Seine Heldenseele dachte menschlicher, und edler; er wollte nicht, daß die von ihm unterjochten Völker in Pannonien, in einer ewigen Sklaverey, und Leibeigenschaft schmachten sollten. Er ließ eine Verordnung öffentlich ergehen, die ihnen die Thür zu ihrer Freyheit, ja selbst zur Aufnahme in den Orden der Edlen, öffnete, wenn sie sich unter ihren Brüdern, und unter seinem Pannier als tapfere Männer hervorthun würden. In diesen wahrhaft menschenfreundlichen Gesinnungen Árpáds, mag auch der Grund von dem andern Gesetze, das diesem beygeschlossen ist, liegen, in welchem er verordnet hat, daß die Erbknechte Jobagyiones ihre Herrn immer auf dem Kampfplatz begleiten sollen, damit sie auf dem blutigen Schlachtfelde Gelegenheit fänden, sich um die Person ihrer Gebieter verdient zu machen. Wer erkennt in diesen Verordnungen nicht gleich auf den ersten Blick die treffliche Staatsmaxime, die Árpád auch darum entworfen zu haben scheint, um seinen Regentenstamm in der Mitte seiner Magyaren zu befestigen, die ursprünglichen Pannonier recht an seine Person zu binden, und das eroberte Land sich in stiller und

getreuer Unterwürfigkeit zu erhalten? Wie Árpád aus wahrer Staatsklugheit gegen die Eingebohrnen edel gesonnen war, so war er auch edel gegen die Ausländer gestimmt. Er beschenkte viele Slaven, Cumaner, Bulgaren, und deutsche Ritter mit Ländereyen in Pannonien, wenn sie sich um seine Person, und sein Land Verdienste gesammelt hatten. Dieses letztere Resultat der Árpádischen Staatspolitik brachte das fruchtbar wirkende Werkzeug zu Stande, das an dem Damm arbeitete, mit dem der Herzog der Magyaren seinen erblichen Regentenstamm wider die Angriffe, und die heranwachsende Macht der andern magyarischen Hauptfamilien, befestigte. — Durch diese Donationen die Árpád vollzogen hat, bekam nun Pannonien nach und nach eine regelmässige Staatengestalt. — Ein jeder Beschenkte war verbunden, in seinem Distrikt ein Schloß aufzubauen, wenn in demselben keines vorhanden war, und ein solcher Bezirk bekamm den Namen Gespannschaft, oder Vármegye. Die Einwohner die in einem solchen Schloßbezirk wohnten, waren die Unterthanen oder die Erbknechte desjenigen Offiziers, der das Schloß bewohnte, und welcher Schupan oder Fő-Ispány genannt wurde. Bey dieser Methode der Landesvertheilung befolgte Árpád den Plan, den schon K. Carl der Große, in Pannonien, nach der Bezwingung det Avaren entworfen hat.

Pannonien war nun theils durch diese aufgeführten Schlösser, theils durch die gesetzlichen

Verordnungen ziemlich von innen gesichert, und dem Standpunkte der Ruhe näher gebracht. Allein kaum verhallte noch recht das Schmettern der Triumphgesänge, kaum rasteten die magyarischen Krieger ein wenig, in den Momenten eines kurzen Waffenstillstandes aus, als Árpád, eben zur Sicherstellung der Grenzen seines Reiches (das er von der Seite gegen Pohlen, Böhmen, und der Moldau mit einem mächtigen Wall, durch den zwey gemauerte Thore giengen, befestigte,) sein siegreiches Schwert wider Oesterreich, Bayern, Kärnthen, und Steyermark geschwungen hat. — Blutig und grausam wurden hier die Kriege geführt! Im Jahre 901 fochten die Generäle Dursak und Bugat mit grossem Glücke in Italien, und überwanden den König Berengar. Im Jahre 902 fielen sie zum wiederholtenmale in Bayern ein, und erschlugen in einer Schlacht den tapfern Herzog Luitpold. — Árpád nahm aber an allen diesen herrlichen, und großen Siegen jetzt keinen persönlichen Antheil mehr, weil er einzig und allein mit der Befestigung der innern Wohlfahrt des neuen Reichs beschäftigt war. Die Eroberung Pannoniens scheint das Ziel seiner persönlichen Heldenthaten, im Felde gewesen zu seyn. Denn seitdem Árpád auf der Insel Csepel residirte, findet man ihn auf keinem Schlachtfelde mehr. Wann aber die Magyaren auch jetzt noch Eroberungen gemacht hatten, so geschah dieß immer nur nach den Kriegsplanen, die Árpád entwarf. Er arbeitete in seinem Kabinette dieselben aus, legte sie seinen Feld-

herren vor, und diese mußten sie auf dem Kampfplatz in Ausübung bringen, den ihnen der erfahrne Kriegsheld angewiesen hat. Indessen aber da seine Generäle das pannonische Reich erweiterten, zog Árpád im Lande mit einem großen Lager herum, in welchem der größte Prunk und Aufwand herrschte. Dieß geschah aber darum, um der sich allmählich fixirenden Landesverfassung eine rechte Dauer zu geben, indem der gerechte Fürst den Klagen seines Volkes auf dem Richterstuhl unter freyem Himmel, abhalf. Árpád dem Vielgeliebten, gelang es aber auch, des himmelanerhebenden Glücks, die Früchte seiner unermüdeten Regentensorgen zu genießen; und dieses Glück, das die einzige wahre Freude der Fürsten, innerhalb der Mauern ihres schimmernden Pallastes ausmachen kann, erhoben auf den äußersten Gipfel, die erfreulichen Nachrichten, die täglich von den Siegen seiner Feldherren, über die Bulgaren, Griechen, und Illyrier eingiengen. Allein mitten in dem Jubel dieser Siegesfeste, die den Thron des angebetheten magyarischen Regenten umschallten, begrüßte ihn der Tod, der ihn aus diesen Gefilden in bessere Regionen abrief. Er starb im Jahr 907., — tief betrauert von dem Volke, das nur durch ihn zu der Glorie eines sieghaften, tapfern, und kühnen Volkes gelangte — und dieß ist das Bild in welchem jener erhabene Ahnherr der Ungarn, als Held, Sieger, Staatsmann, und Regent erscheint. Er soll in der Gegend von Stuhlweissenburg, nicht weit von der Quelle eines Bachts

begraben worden seyn. — Árpád, dieser Vater der ungrischen Kriegshelden, war jetzt nicht mehr, aber er lebte in dem regen Andenken bey seiner Nation. Die folgenden Generationen der Magyaren hegten für seine Grabesstätte eine ausserordentliche grosse Ehrfurcht; ja als das Christenthum in Pannonien schon Wurzel gefaßt hatte, liessen seine Nachkommen, die aus seinem Geschlechte entsprossen, ob derselben eine Kirche zu Ehren der Heil. Jungfrau Maria bauen.

Árpád hinterließ vier Söhne, Tarkatz, Jutotzas, Jelech, und Zulta, von welchen ihm der Letztere, nach dem Rechte der, in der Árpádischen Familie festgesetzten Erbfolge, ungeachtet er nur, bey dem Tode seines Vaters, 5 Jahr alt war, untet der Vormundschaft der berühmtesten Feldherren Leel, Bultzo, und Bogat, in der Regierung folgte. Um seinen Thronfolger war Árpád sehr besorgt, darum ließ er kurz vor seinem Tode, seinem kleinen Sohne, die Großen des Reichs, bey der Gelegenheit den Huldigungseyd schwören, als er ihn mit der eben noch unmündigen Tochter des Fürsten Marot, der die Schlösser Arad, und Byhor, zwischen den Flüssen Számos und Körös, besaß, verlobet hat. — Was Árpád immer sehnlichst wünschte, war erfolgt. Sein Stamm behauptete allerdings das Recht der erblichen Regentenwürde unter den Magyaren, welcher der ungrischen Nation während seiner Dauer, die sich bis in das vierzehnte Jahrhundert erstreckte, gewiß

auch Regenten gegeben hat, die den kriegerischen Ruhm ihres wackern Stammvatters, trefflich zu behaupten wußten. König Andreas III: der Venetianer, war der letzte Sprößling dieses gesegneten Árpádischen Stammes.

Jakob Melzer.

COLOMANN.

König Colomann war unstreitig einer von denjenigen Königen der Ungarn, die mit Recht in die Reihe der trefflichen, und für ihre Völker väterlich gesinnten Regenten gehören. Sein Vater hieß Ladislaus, und seine Mutter Adelheid, eine Tochter des Grafen Rudolph von Rheinfelden. Colomann war von der Natur mit den Reitzen körperlicher Schönheit nicht ausgeschmückt, denn er war nebst andern Merkmalen der Häßlichkeit auch noch bucklicht und lahm; was ihm aber hier die partheyische Bildnerin Natur versagt hatte, ersetzte sie ihm doppelt, und im vollen Maße an Geist. Er war ein scharfsinniger, gelehrter, und witziger Kopf; und weil er beständig nur [illegible] den Büchern steckte, so gaben ihm seine J[illegible]gefährten, die sich lieber mit dem ritterlichen Kampfspielen als der

Gelehrsamkeit abgaben, den Spottnamen Könyves Kálmán, der Bücherträger Colomann. —

Ehe noch Colomann auf den Thron erhoben wurde, nahm ihn sein durchlauchter Vater als Mitregent an. In dieser Periode seiner Mitregentschaft aber, mußte er die Schmach von einer gräßlichen Niederlage in Rußland erleben, die er damals erlitt, als er dem Fürsten von Kiew, Swatopolk, gegen seine Feinde, die Herzoge Wolodar, und Wasilko, eine hilfreiche Hand mit 8000 seiner ausgesuchtesten Magyaren leisten wollte, und in welcher Schlacht zwey seiner besten Anführer, Cupan, Bischof von Erlau, und Laurentius Bischof von Großwardein, geblieben sind, der unglückliche Ausgang dieses russischen Feldzuges machte ihn bis an sein Lebensende unruhig, und nur die Eroberung des dalmatischen Küstenlandes, das weder die byzantinischen Kaiser, noch die Herzoge von Venedig gegen die Angriffe der Normänner vertheidigen konnten, vermochte in etwas seinen niedergeschlagenen Geist aufzurichten. Wichtig war dieser Sieg über die Normänner bey Blandona an der Küste (später Zara Vecchia genannt) denn er brachte ihm nebst andern Vortheilen für das Reich Ungarn, auch den Titel eines Königs von Croatien, Dalmatien, ein. Colomann gelangte als einziger Beherrscher der Ungarn zum Throne im J. 1095 und er hatte mit manchem Ungemach zu kämpfen, das sich der Sache seiner guten Staatseinrichtungen ent-

gegen setzte. Am meisten beunruhigten ihn während seiner Regierung, die durch Pannonien ziehenden Kreuzheere, die in dieser Zeitepoche ihren Anfang nahmen, und das gelobte Land zu erobern im Schilde führten. Die zügellosen Haufen, die der französische Ritter Walther Gauthier, mit dem Zunahmen, ohne Habe, der Einsiedler Peter von Amiens, der Böhme Volkmar, der Priester aus dem deutschen Reiche Gottschalk, und der Graf Emiko angeführt hatten, bewogen ihn das Schwert gegen sie zu ergreifen, dessen Schärfe sie auch sowohl bey Zemlin als Neutra, und an den Ufern der Leytha, insbesonders bey Altenburg empfanden, welche Züchtigung aber dem ungrischen Palatin Jula, das Leben kostete. Wie Colomann die Unternehmungen der Kreuzfahrer vom ganzen Herzen verabscheute, ergiebt sich aus dem Gespräch, das er mit dem päpstlichen Abgesandten, dem Abten aus Lothringen, Robert geführt hat. Robert begrüßte den König mit den Worten (welche das Feldgeschrey der Kreuzritter, und der allgemeine Ausruf in dem Konzil zu Clermont waren, wo die Kreuzzüge unter dem Vorsitz des Pabstes Urbanus II. beschlossen wurden) „Gott will es haben!“ und foderte ihn unter andern wörtlichen Weitläuftigkeiten auf, das Oberkommando über die Armee der Kreutzfahrer zu nehmen. Allein der weise König (wie es die fromme Tradition haben will) erwiderte unter andern: „So lange ich mich in meinem Reiche noch nöthig finde, — so lange ich noch hier manches zu bessern habe, so will es Gott haben,

daß ich meinem Beruf treu verbleibe, hübsch fein zu Hause sitze, und in fremde Länder nicht ziehe.“ Colomann ließ sich auch auf keine Art zu einem Kreuzzug überreden: Sein feuriger Regierungseifer hielt ihn davon zurück, den er war auf das gewissenhafteste bemüht, seinen Staat, und in demselben die christliche Kirche, in Flor zu bringen. Und was Colomann zur Befestigung der Staatsverfassung, und des Christenthum gethan hat, beweisen die Verordnungen, die in den Synoden zu Stuhlweissenburg, und Gran, zu Stande gekommen sind. Er that unendlich viel! Muthvoll vertheidigte er sein Reich wider die Eingriffe des apostolischen Stuhls; und merkwürdig ist in dieser Hinsicht sein Benehmen gegen den Pabst Paschalis II. und seinen Abgeordneten, den Kardinal Augustinus.

Ausser den Unruhen, in welche ihn die Kreuzfahrer gestürzt hatten, fügte ihm auch sein Vetter Álmus, Herzog von Rama, viele Verdrüßlichkeiten zu, da dieser ohne Unterlaß nach der Krone strebte. Fünfmahl hat Colomann den Rebellen begnädigt, bis er ihm, bey der letzten Verschwörung wider sein, und seines Sohnes Leben, zu Dömös, nebst seinen drey Mitverschwornen, (den Grafen Paulus, Vatha, und Uros,) und seinem 5 jährigen Sohne Bela, hat die Augen ausstechen lassen. Colomann war aber ein Fürst von einem eben so weichen, als guten und gerechten Herzen; denn kaum wurde an seinem Vetter diese Stra-

se vollzogen, als es ihn schon sehr gereute, das Strafurtheil unterschrieben zu haben, weil ihm das Bild des unschuldigen Knäbleins Bela, immer vor Augen schwebte. Er verfiel aus übermässiger Skrupulosität über die Härte seiner Handlung in eine Art von Tiefsinn, zu welcher Seelenkrankheit sich noch heftige Kopfschmerzen gesellten, die ein Geschwür im Kopfe zu Grunde hatten, das sich hernach, da es in Eiterung übergieng, einen Ausweg durch die Ohren öffnete. Zu diesen Beyden kammen noch andere häusliche Fatalitäten hinzu, die den betrübten König seinem Grabe näher führten, und ihm das Scheiden von diesem Erdenrunde sehr bitter machten. Kaum hatte er in der Ehe, mit seiner zärtlich geliebten Pusilla, die die Tochter des Großgrafen von Sizilien, Rogerius war, und mit der er sich im Jahre 1097. verehelichte, fünf glückliche Jahre zurückgelegt, als ihm schon der Tod diese holde Gefährtin des Lebens raubte. Er machte in Dalmatien gerade die herrlichsten Eroberungen; vom Siegerkranze geschmückt, kehrte er auf die Nachricht, daß sich die Königin übel befinde, nach Ungarn zurück, und er fand die Unvergeßliche auf der Todtenbahre hingestreckt. Welch ein heftiger Schlag für den treu liebenden Gatten, der von den Lippen der Sterbenden nicht mehr das letzte Lebewohl hören konnte! — Colomann verheirathete sich zum zweytenmale mit einer russischen Prinzessin, Predslawa, einer Tochter des Großfürsten von Kiew, Swatopolk. Allein diese zweyte Ehegattinn war eine ausschweifen-

de

de Person, die mit einem russischen Großen einen verbothenen Umgang pflegte, und den Schwur der ehelichen Treue ihrem rechtmässigen Gemahle brach. Colomann über diese strafwürdige Handlung aufgebracht, schickte die Ehebrecherinn schwanger, ihrem Vater nach Rußland zurück, wo sie den Prinzen Boris, zur Welt brachte, der hernach so grosse Mishelligkeiten in den Gemüthern der Ungarn erzeugte, weil ihn Stephan, der jüngere Sohn Colomanns von der sizilianischen Prinzessin, da er keine Erben hinterließ, mit aller Gewalt zu seinem Thronfolger bestimmen wollte. Kaum verharschte in dem blutenden Herzen des Königs diese Wunde, als ihm das Schicksal wieder eine andere schlug, da ihm sein ältester Sohn Ladislaus, früh durch den Tod entrissen wurde. Colomann, der jetzt den Verlust seines hoffnungsvollen Sohnes bitter beklagte, hatte in der That mit mannigfachen Unfällen zu kämpfen, und weder sein Arzt, Draco, (aus Italien) noch seine besten Busenfreunde, Graf Othmar, und der Bischof Fulbertus, (vormals Abt in der Normandie,) waren im Stande, ihm seine vorige Gemüthsruhe und Heiterkeit wieder zu geben. Der Reuevolle starb im J. 1114, den 3. Febr. in den Armen seines Freundes Fulbertus, gerade zu einer Zeit, wo er gereizt von den Russen, dieselben mit seinem Schwerdte zu züchtigen gedachte, welches Geschäft er aber, da er es nicht mehr vollstrecken konnte, seinem 13jährigen Sohne Stephan der ihm auch in der Regierung folgte, über-

trug, und ihm, in seiner letzten Anrede, auf seinem Sterbebette nachdrücklich geboth, seine einst in Rußland erlittene, schmachvolle Niederlage gegenwärtig zu rächen. Colomann starb mit dem Ruhme eines gerechten, thätigen, und muthvollen Königs, der nie ein Recht seines königlichen Ansehens vergab.

J. Melzer.

SIMON de KEZA.

Simon de Keza, ein sehr berühmter, und merkwürdiger Mann, den aber der ungerechte Zeitgenius der Nachwelt, die seiner Lebensepoche am nächsten war, nicht würdig genug zu schätzen wußte. Offenbar sind aber die großen Verdienste, die Keza, als ein Gelehrter, um die vaterländische Literatur hat, und die ihn in der ehrwürdigen Reihe der ältesten ungrischen Chronographen prangen lassen. Ja Keza nimmt den zweyten Platz nach dem anonymen Kanzler des Königs Bela ein, welchen Rang ihm auch der gelehrte Fr. Adam Kollár giebt, wenn er von ihm folgendermassen schreibt: „Mit allem Recht steht unter den ältesten Historiographen in Ungarn, neben dem ungenannten Kanzler Bela's, Magister Simon de Keza,

der meines Wissens nach, niemanden noch recht und genau bekannt ist." — In dtn letzten Worten dieser gerechten Würdigung Keza's, liegt sehr viel Wahrheit, denn Keza war wirklich den Ungarn lange fremd, ungeachtet manche Scribenten aus ihrer Mitte, so zu sagen nur oberflächlich, die Schätze benutzten, die das von Keza verfertigte unvergleichliche Chronikon, in sich verschlossen hielt. Und nun sowohl hier, als in dem großen Alter, das Keza hat, ist der Grund zu suchen, warum so manches individuelle, was seine Lebensgeschichte betrifft, noch unter den grauen Schatten der Dunkelheit verborgen liegt, die eine vollständige und ausführliche Biographie von ihm unmöglich machen. Unstreitig ist es aber, und von den kritischen Geschichtschreibern Ungarns, allem Zweifel schon entrissen, daß Simon de Keza in Ungarn das Licht der Welt erblickt, und in der letzten Hälfte des XIII. Jnhrhunderts gelebt habe, zu welcher Zeit er in dem Rufe eines grossen, gelehrten, und um die Thaten seiner wackern Väter sehr bekümmerten Mannes stand.

Nur zu deutlich verräth Keza in seinem schätzbaren Chronikon, seine ungrische Abstammung. Er führt in demselben solche magyarische Wörter an, die allerdings auf einem Verfasser hindeuten, der mit der ungrischen Sprache ganz müsse bekannt gewesen seyn. Wäre Keza, nach der Meinung einiger ein Ausländer, und nicht ein gebohrner Ungar gewesen, der seine Muttersprache von Kindesbeinen an

erlernte, so würde er sich auch nie so richtig im Ungrischen haben ausdrücken können, als, er sich wirklich ausgedrückt hat. Nicht aber allein diese Kennzeichen bestättigen die Abstammung Kezas vom ungrischen Geblüthe, sondern auch der erhabene Geist, der in seinem ganzen Werke herrscht, streitet wider diejenigen, die ihm das Recht der ungrischen Landsmanschaft rauben wollen. Wie herrlich, und mit welcher Wärme beschreibt Keza, der edelgesinnte Patriot, die Siege und die Heldenthaten der Magyaren! Ein jedes Wort mit dem er den Ruhm seiner kriegerischen, tapfern Väter erhebt, ist ein erhabener Zug des schönen Patriotismus, der in seinem dem Könige, und seinem ungrischen Vaterlande treuergebenen Herzen schlug.

Seine wissenschaftliche Ausbildung hat Keza in Italien erhalten. Seine Lebensepoche fiel gerade in den Zeitpunkt, in welchem jedermann, der auf Gelehrsamkeit Anspruch machen wollte, dieselbe nirgends anderswo, als in Italien finden konnte. Die Städte Rom, und Bologna waren jetzt die freundlichen Oerter, auf welchen die aus Griechenland tyrannisch vertriebenen Musen, ihren Sitz ängstlich aufgeschlagen hatten. Keza, dem geistlichen Stande gewiedmet, kehrte aus dem glücklichen Lande der Hesperiden zurück, und wurde in seinem Vaterlande Priester. Unzählig sind die Wohlthaten, die er jetzt in dieser Würde, auf den Wegen, die der ächte und wahre Diener des Wortes Gottes wandelt, seinem Vaterlande erwieß,

das sich betrübt nach redlichen Männern vom Priesterkleide ausgeschmückt, umgesehen hat. Schrecklichen Stürmen war in diesem trauervollen Zeitraume, die christliche Kirche in Ungarn ausgesetzt, wie sich dieses aus dem Schreiben ersehen läßt, das der Papst Honorius IV. an dem damaligen König der Ungarn, Ladislaus, geschrieben hat, in welchem er ihn mit dem Bann bedrohte, wenn er sich nicht des Umgangs mit den Hayden enthalten würde. Das leztemal sollten noch die Blitze, aus der Wolke des finstern Heidenthums, in die Schaaren der christlichen Ungarn schlagen, als sich die unbändigen Schwärme der Cumaner, unter der Anführung ihres Fürsten Oldamur, die Rechte der Heymath in Pannonien, geschützt von dem Könige Ladislaus, (dessen Mutter Elisabeth selbst der Sprößling eines Cumanischen Stammes soll gewesen seyn) eigen machen wollten. Ja viele hundert Priester wurden ein Opfer der Wuth, mit der die heydnischen Ansiedler, die Familien der Ungarn erschreckt, und keine heilige Städte verschonnt hatten, in deren Kreis ein Altar dem wahren Gotte aufgeführt worden war. Alles wurde im Grimm, da sich die frommen Vertheidiger der Kirchen, den Barbaren widersetzten, niedergerissen. Keza von der Bedrängniß innigst gerührt, in der sich jezt, das öfters in seiner Grundfeste erschütterte Christenthum in Ungarn befand, und von dem Vorgeschmack der himmlischen Süße, die der Martyrertod den muthigen Duldern, und Schlachtopfern, für die Ehre der Religion gewährt, durch-

drungen, vertheidigte mit Entschlossenheit und Standhaftigkeit die Geheimnisse der göttlichen Offenbahrung gegen die alles zernichtenden Angriffe der zügellosen Cumaner.

In diesem schwülen Kampf, den Keza in seinem geistlichen Beruf, von den Cumanischen Wüthereyen, gegen die ungrischen Christen herausgefordert, zu bestehen hatte, ermangelte er aber nicht, als ein ämsiger Patriot, seinem geliebten Vaterlande, auch noch auf eine andere Art nützlich zu werden, und sich bey der Beförderung des Heils desselben, einen ewig grünenden Lorbeerkranz des Ruhmes zu erwerben. Er forschte sorgfältig den alten Rollen und Dokumenten nach, in welchen die Thaten der Magyaren aufgezeichnet waren. Das Resultat seines angestrengten Fleißes, den er bey den mühsamen Untersuchungen in der Geschichte der Väter nicht gesparret hat, war die Erzeugung eines Chronikon's, das die Thaten der ungrischen Nation, von dem Zeitpunkte an, in welchem sie sich zu bilden begann, und der Könige, die sie glorreich beherrscht hatten, erzählt. Diese Chronik ist unter den alten Denkmälern der vaterländischen Geschichte, ein schätzbares Kleinod, und ihr Inhalt ist es, der den Namen Keza's, mit dem von ihm so trefflich gezeichneten Gemählde der Tapferkeit, der Ahnherren der Magyaren, verewigt. Ja Keza's Chronikon, das so lange von dem Gewebe der Spinnen umsponnen, dem neugierigen Blicke der Nachwelt, ein unfreundlicher Genius

entzog, und das eigentlich zu reden, nur gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts erst recht in seinen Kostbarkeiten angestaunt wurde, ist unstreitig die Basis aller ungrischen Geschichte, und die Quelle, aus welcher alle übrigen ungrischen Chroniken hervorgeflossen sind! — Der berühmte M. Johann v. Thurotz erröthete nicht es offenherzig zu bekennen, daß er das meiste, was er in seiner Chronik (v. J. 1488) erzählt, aus den kesaischen Chroniken geschöpft habe. Dies nämliche Geständniß legt auch Joh. Archidiac. von Kikulew, in Bezug auf die Abfassung seiner Chronik (v. J. 1358.) ab. Wie unrichtig sind also alle die Citata derjenigen ungrischen Skribenten, in welchen sie sich auf die hier genannten Chronographen, als auf die Urquellen berufen. Und wo hat dieser Irrthum seinen Grund? nirgends anders, als in der Unbekanntschaft der Geschichtschreiber mit dem verdienstvollen Keza, und dessen merkwürdiger Chronik.

Keza hatte sein Chronikon fertig, das mit den Siegen wider die Cumaner endigt, die an dem See Hood sehr blutig geschlagen wurden, und der Edelmüthige dedizirte es seinem König Ladislaus III. mit dem Zunahmen der Cumaner, der nach alten Dokumenten richtiger der Dritte, nicht aber der Vierte, (und nach Johann de Kikulew, Kun-László) genennt wird. In der Zueignungsschrift an diesen König (der von den Kumanern Arbuz, Kemenech, und Turtuln im J. 1290 ermor-

det wurde) fängt Keza mit folgenden Worten an: „Invictissimo et Potentissimo Domino Ladislao III. Gloriosissimo Regi Hungariae, M. Simon de Keza, fidelis Clericus Eius ad Illum aspirare cujus Pulcritudinem miratur Sol et Luna.“ —

Bey der Ausarbeitung seiner Chronik, hat Keza die Urquellen aller ungarischen Geschichte vor Augen gehabt, die er Libros antiquos de gestis Ungarorum nennt, und die uns ganz unbekannt sind. Die Originalhandschrift aber von dieser Chronik, wird bis jetzt noch vermißt. Der Styl der in derselben herrscht, ist freylich nicht sehr schön und blühend, woran aber der Verfall der lateinischen Sprache Schuld ist, der sich gerade in diesem Zeitalter ereignete. Auch sind mitunter, nebst andern Barbarismen sehr viele italienische Wörter anzutreffen, die von Keza's Vorliebe zur italienischen Sprache zeugen, und dieses völlig bestättigen, daß er in Wälschland studirt habe. — Abschriften von seinem merkwürdigen Chronikon sind 3 vorhanden. Eine von diesen Abschriften auf Pergament, mit gothischen Buchstaben in duodez Format hat der, um die ungrische Geschichte sehr verdiente Piarist P. Alexius Horányi, (1781.) zu Wien abdrucken lassen, nachdem er dieselbe von dem ehrwürdigen Franziskaner Guardian P. Eugenius Kosa erhielt, der sie irgendwo in der Bibliothek, in einem verborgenen Winkel, von Staub bedeckt, soll gefunden haben. — Die Kezaische Chronik wurde mit der Zeit, als

unter dem König Carl Robert, nicht nur abgeschrieben, sondern auch fortgesetzt, und mit verschiedenen Noten versehen; und auf diese Art entstanden verschiedene Chroniken, als das Chroikon sub Carolo Roberto, das Chronicon Budense, der Codex Csepreghianus, u. s. w. welche Chroniken wahrscheinlich den eigentlichen wahren Urheber verdunkelt, und den würdigen Namen Keza, in Vergessenheit gebracht hatten. Das Chronicon Budense ist zwar im Jahre 1473. unter dem K. Mathias Corvinus, von dem Universitäts Buchdrucker Andreas Heß, abgedruckt worden; allein man begieng bey dieser sonst sehr lobenswürdigen Arbeit gegen den Keza die Ungerechtigkeit, daß man seinen Namen nebst der Dedication an den König Ladislaus ausließ, und dem Werke einem andern Ladislaus vorsetzte, der ein Probst zu Ofen soll gewesen seyn. Noch ist diese Chronik von Keza, ferner auch ins Deutsche, durch Heinrich von Müglen übersetzt; und unter dem K. Ludwig I. von einem Geistlichen deutscher Nation, in lateinische Reime verfaßt worden.

Keza starb noch vor dem Ausgange des XIII. Jahrhunderts. Sanft von dem leise wehenden Flügel stiller Ruhe bedeckt schlummere sein Gebein! Sein Name, den glückliche, und hellere Einsichten in die Geschichte unserer Väter den dunkeln Tafeln der Vergessenheit entrissen haben, mag nun einem jeglichen Historiographen

in Ungarn ein heiliges Wort, und seine Chronik eine ungetrübte Quelle verbleiben, der die Verewigung der Thaten der tapfern Magyaren entquillt! —

J. Melzer.

DÓCZY.

Ein Mann, der zu seiner Zeit, durch seinen besonders würdigen Charakter glänzte, war Urbanus Dóczy de Nagy Luche, Bischof zu Erlau. Nebstdem daß er mit der redlichsten Pflichterfüllung seinem, ihn anvertrauten Kirchsprengel vorstand, so erwarb ihm seine bewährte Rechtschaffenheit, seine unbesiegbare Geduld in allem, was ihm Widriges betraf; sein Verstand reichhaltig an hoher Staatsklugheit, und sein bescheidenes Herz, das mit seltener Treue an Fürst und Vaterland hieng, — dies alles erwarb ihm die vollkommene Achtung seiner Zeitgenossen; und wir dürfen ihn daher, in den Annalen der merkwürdigen Ungarn, nicht vermissen.

Dóczy der fast immer an der Seite, seines allgemein verehrten Königs, sich befand, hatte beträchtlichen Einfluß in den meisten Staatsgeschäften, ja er schien die Bürde der Verwaltung des Reichs, manchmal allein zu tragen. Mathias, welcher ächtes Verdienst stets mit gehöriger Auszeichnung zu schätzen pflegte, schenkte dem, der die Königlichen Sorgen so oft zu erleichtern sich bestrebte, sein ganzes Zutrauen, und gewann unsern Dóczy über diemassen lieb, lohnte auch dessen Eifer für das Gute mit ansehnlichen Ehrenstellen. Er schuff ihn zum Syrmier, Wardeiner, dann zum Raaber, endlich (1486) zum Erlauer Bischofe: dabey begleitete Dóczy die Würden eines Kronverwahrers, ward königlicher Personal, Reichs-Schatzmeister, und um das Jahr 1481 selbst königlicher Statthalter von Ungarn. Allein die Liebe, und Gnade welche Dóczy von seinem Könige erhielt, machte ihn niemal aufgeblasen; und er pflegte jeden neuen Beweis der Huld seines gekrönten Gönners, auch mit neuer Bescheidenheit, Demuth und Erkenntlichkeit aufzunehmen.

Als Ungarns König, im J. 1482. Hainburg belagerte, fand er daselbst hartnäckigen Widerstand: Friedrichen war viel an dieser Stadt gelegen, die als der Schlüssel zu Oesterreich konnte betrachtet werden; aber der junge König, in der Kriegskunst nicht minder erfahren, wendete gleichfalls alles an diesen wichtigen Platz zu

gewinnen! dennoch hatte dießmal die standhafte Gegenwehr der Besatzung, und die öftern blutigen Gefechte, in der Nähe dieser Stadt, die Zahl der ungrischen Streiter so merklich vermindert, daß selbe fast auf den Rückzug zu denken sich genöthiget fanden; — da war es Dóczy, der durch Rath und That trefflich an die Hand gieng! Er tröstete den König mit neuen Hoffnungen, und nun traf Dóczy die klügsten Maßregeln, um dem geschwächten Heere Hilfe zu verschaffen. Wirklich waren auch kaum vier Wochen verstrichen, als Dóczy schon eine Verstärkung von 5000 Mann den Belagern zuschickte. Diese so schleunig, als zweckmässig getroffenen Anstalten des Staathalters, und seine abermal so herrlich bewiesene Anhängigkeit rührte den König so sehr, daß er mit Enthusiasmus ausrief: „Fürwahr, seit hundert Jahren hat Ungarn einen solchen Mann nicht gebohren!" Ein großes, vielsagendes Wort; aber noch wichtiger muß es uns dadurch werden, wenn wir bedenken, daß es der große Mathias ausgesprochen hat. —

Vier Jahre nachher geschah es, das einige niederträchtige Ruhestöhrer, die Abwesenheit des Königs benützend, im Lande Raub, Mord, und Unfug zu verüben sich erkühnten; allein Dóczy brachte einen Landtag zu wege, auf welchen die weisesten Beschlüsse gefaßt wurden, diese Bösewichter zu vertilgen, und die Sicherheit im Reiche wieder herzustellen.

Kein größeres Vergnügen kannte Dóczy, als Gott und dem Könige mit Eifer zu dienen, und nichts gewährte ihm eine so hohe Freude, als wenn er mit einer schönen That dem Könige, oder dem Vaterland nützlich werden konnte: der Krieg mit Oesterreich, im J. 1487, both ihm abermahl Gelegenheit, sich für Beyde, mit dem redlichsten Pflichtgefühl zu verwenden. Das Glück der Waffen brachte Wien, die Hauptstadt Oesterreichs in Mathias Gewalt, und mit rühmlichen Fortschritten drang dieser nun weiter ins Land, als auf einmahl bey Neustadt der Sieger aufgehalten wurde. Durch eine Blokade von sieben Monathe ängstigte Mathias die Neustädter; muthig hielten diese aus, aber er wollte ihnen auch den eisernen Muth, und die Beharrlichkeit der Ungarn entgegen setzen. Durch die Länge der Zeit jedoch wurde die Kriegskasse allmählich erschöpft, und er konnte seine Soldaten fast nicht mehr gehörig verproviantiren; dazu kam noch, daß die Neustädter auf mächtigen Succurs zu rechnen hatten. — In dieser Noth sprach der König seinen Dóczy an, welcher auch, mit vielen ungrischen Ständen in der Belagerung zugegen war, und forderte ihn auf: er wolle doch nach seiner gewohnten Treue, und Dienstbeflissenheit, für nenen Geldvorrath, und einigen Truppen, nach Möglichkeit sorgen; damit die ungrischen Krieger jetzt, wo sie dem Ziel ihrer Bemühungen so nahe zu seyn schienen, nicht gezwungen würden, schimpflich zurückzutretten. — Dóczy, stets bereitwillig wo es für die gute Sache galt, eilte sogleich nach Hau-

se, sammelte die nöthige Mannschaft, ermahnte die Nation zu Geldbeyträgen, und erlegte selbst das Meiste, von seinem Bisthume. So war er bald im Stande, durch kluge Unternehmungen sowohl hinlängliche Kosten zum Kriegsbedürfnisse zu verschaffen, als auch eine Anzahl frischer Soldaten aufzustellen, und schickte obendrein beträchtliche Truppen, auf seine eigene Kosten, in das Feld. — Als nun die bedrängte Besatzung Neustadts sahe, daß der gewünschte Succurs nicht anlange, im Gegentheil aber die ungrische Kriegsmacht sich immer mehr, und mehr verstärke, sank ihr Muth, und überlieferte im Kurzem die Festung. Bey dem Freudeneinzuge der jubelnden Sieger in diese Stadt, ritt der biedre Dóczy an seines Königs Seite. Mathias, der nun schon so vielfältige Beyspiele von Dócy's Ergebenheit, und Weisheit erfahren hatte, vertraute ihm die wichtigsten Angelegenheiten immer so gerne; und als 1489 Steyermark mit Kärnthen um den Frieden bath, war es dem Dóczy, und dem Raaber Bischofe Thomas, überlassen, die Friedensbedingnisse festzusetzen.

Mathias starb, und der bisherige Liebling des Königs blieb noch der Liebling des Vaterlandes: Es ehrte die uneigennützigen Anstrengungen die der Würdige, für dasselbe gethan hatte, und sein Ausspruch war bey det Nation jederzeit von großem Gewicht. — Die Ungrischen Stände machten Miene einen neuen Herrscher zu wählen; Dóczy kannte den Partheygeist

geist der dazumal, der Großen des Reichs sich bemächtigte, und er wünschte dem Uebel, welches daraus hätte entstehen können gehörig vorzubeugen. Er rief daher die Stände auf das Rákoser Feld zusammen, wo auch er mit einer zahlreichen Miliz von Kürassiren, und leichten Reitern eingetroffen war. Die Landtags-Sitzung begann; was er geahndet hatte, geschah auch wirklich: Die verschiedensten Neigungen entwickelten sich in derselben. Viele wollten den Vladislav aus Böhmen zum Könige, andere dessen Bruder, Albert, noch andere Friedrichen, ja sogar für den zarten Jüngling Johann Corvin gab es bedeutende Stimmen in dieser Versammlung; jeder Theil vertheidigte mit Hitze seinen Vorschlag, jeder wollte seine Meinung geltend machen. — Bey einer solchen Uneinigkeit hielt es Döczy für rathsamer, die Stände von dem öffentlichen Platze abzuführen, und auf einen mehr eingeschränkten Orte die Königswahl fortzusetzen. Es glückte ihm auch dieselben zu bewegen, daß sie sich nach Pesth begaben, und sich dort in der Kirche der H. Gottesgebährerin versammelten. Hier hielt Dóczy, in der Landessprache, an die Stände eine erhabene Anrede, in welcher er ihnen die unglücklichen Folgen der Parthеysucht so nachdrücklich schilderte, und den versammelten Ungarn, den Hang zur Einigkeit so innig empfahl, daß selbe gerührt, laut den Schwur ablegten: hinführo nur eine vereinigte, unpartheyische Königswahl vornehmen zu wollen. Wirklich riefen die Stände, bald nachher, einstimmig den Vladislaus

zum König Ungarns aus, zu dessen Wahl Dóczy ihre Gemüther gleichfalls gelenkt hatte! Mit Jubel wurde der neue König empfangen; und bey der Krönungsfeyer zu Stuhlweissenburg, stand Dóczy auf der rechten Seite des Königs, Sigmund, der Fünfkirchner Bischof zur Linken.

Bald nach Vladislavs Thronbesteigung, legte der nun schon alte, und in den Geschäften des Reichs ergraute Bischof, die Würden nieder, die er bisher begleitet hatte; selbst dem Amte eines Schatzmeisters entsagte er, nur sein Erlauer Bisthum behielt er sich vor. Allein, indem Dóczy nun auszuruhen würdig war, leistete er noch so manchen wichtigen Dienst dem Vaterlande. — Johann Corvin, der nach der Krone strebte, und dessentwegen manche Unruhe dem Vladislav verursachte, wurde auf blosses Zureden Dóczy's — welcher zu ihm nach Komorn gesandt ward, so bewegt, daß er von seiner Prätension nicht nur gänzlich abstand, und die Bothschaft Maximilians, (welche den Corvin in seinem Vorhaben bestärken sollte,) standhaft zurückwies; sondern auch, mit Vladislav ausgesöhnt, mit diesem Könige vereint gegen Albert zog, welcher schon Kaschau besetzt hatte. — Ein anderer Rival des Königs, Maximilian, bedrohte gleichfalls den ungrischen Thron zu erschüttern, und eroberte Stuhlweissenburg. Dóczy hielt sich damals, kränklich, in Ofen auf; dem ungeachtet eilte er, an der Spitze von 700 Reitern

auch hieher, und verließ das Kriegsfeld nicht, bis die Stadt zum Gehorsam des Königs zurückkehrte.

So bestrebte sich Dóczy, dieser eifrige Patriot — der nie des Müssiggangs fähig war, selbst am Abende seines Lebens, dem Vaterlande und seinem Fürsten zu dienen; aber nun nahte sich mit starken Schritten sein Ende. Im Jahre 1492 starb er, zum Leidwesen aller Redlichgesinnten, und ward zu Erlau, in der St. Johannes-Kirche vor dem Kreuzaltare begraben. —

Dóczy war wohlbeleibt, und von hoher Statur, und hatte ein Ehrfurchterregendes, aber dabey freundliches Antlitz. Er war ein Mann von großer Mässigung, Beleidigungen schien er gar nicht zu merken, man sah ihn nie im Zorne: In seinen Geschäften war er unermüdet, und überstand jede Beschwerlichkeit, mit Beyspiellosser Geduld. Seinen Freunden war er ein dankbarer Freund, den Armen ein großmüthiger Wohlthäter. Nebstdem war Dóczy ein Liebhaber der Gelehrten, und Wissenschafren, und unterstützte gern dürftige Studirende. Als Bischof war er ein frommer Seelenhirt, verschaffte auch seiner Diözese bedeutende Vortheile, ließ mehrere Kirchen erbauen, und beschenkte seine Hauptkirche mit vielem kostbaren Zugehör. — Stets hielt er einen, seiner Würde angemessenen Hofstaat, aber in seiner Kleidung war er haushälterisch: Sein theuerster Anzug betrug

nicht über 30 Dukaten, und 8 Dukaten nur sein gewöhnliches Hauskleid. — Man hat diesem ruhmwürdigen Bischofe, auf dem Schlosse Visegrád, voralters, eine im Stein gehauene Denkschrift errichtet, von der jedoch nur noch die Anfangszeilen übrig sind: die einheimischen Kriege, und der Zahn der Zeit haben sie vertilgt; allein in den Herzen der Nation, wird das Andenken an diesem Manne ein festeres Denkmal finden! —

Das erstemahl vertrat Dóczy fünf Jahre hindurch, die Würde eines königl. Statthalters, bevor nähmlich Emmerich v. Zápolya zum Palatin ernannt wurde: Nach dessen Tode aber übernahm Dóczy wieder seine vorige Stelle (im Jahre 1487.) welche er dann fast bis an sein Ende begleitete.

KINISY.

Paul Kinisy, Komandant in Nieder Ungarn, und Ban von Temesvár; jener vaterländische Herkules hat nicht nur durch seine Tapferkeit dem ungrischen Lande mächtige Dienste geleistet, sondern sich auch dadurch zu großen Ansehen emporgeschwungen, und seinen Namen eines, durch Jahrhunderte fortwährenden Nachruhms würdig gemacht. Er war von niederem Herkommen, und eines Müllers Sohn, gebohren in dem ungrischen Dorfe Kinis, von welchen er auch den Namen erhalten. Sein Vater, der ihm die beste Aussicht zu verschaffen glaubte, wenn er ihn in seine Fußstapfen treten ließe, ließ seinem Sohne gleichfalls das Müllerhandwerk lernen, dem der Knabe zwar allerdings an Stärke gewachsen war, doch schien

in ihm ein lebhafter Geist verborgen zu liegen, der sich nach einem grösseren, und edleren Wirkungskreis sehnte, und der ihm eine andere Bestimmung zu geben schien, als blos Säcke zu tragen, und Frucht aufzuschütten. — Der junge Kinisy fand also frühzeitig an dieser Profession eine Abneigung, und weil die Zeiten damal sehr kriegerisch aussahen, aber auch wahrscheinlich aus Vorliebe zum Soldatenstande, folgte er den Waffen, und nahm unter Blasius Magyar, einem berühmten ungrischen Kriegsobristen, Dienste. — Kinisy hatte die rechte Strasse gefunden, die ihm das Schicksal im Leben durchzuwandern, vorgezeichnet hatte; Ganz für den Krieg gebohren, fand er sich nun in seinem Elemente, und that sich bey jeder Gelegenheit mit so entscheidenden Muthe hervor, daß ihn Magyar bald sehr lieb gewann, ihn zu allen wichtigen Expeditionen gebrauchte, ja — als Kinisy durch seine löbliche und wackere Aufführung, nachher von einer Ehrenstuffe zur andern gestiegen — ihm sogar seine Tochter Benigna zur Ehe gab, obgleich Kinisy nicht vermöglich war.

Die ungrische Geschichte hat etwelche wichtige data, von dem Kriegsglücke aufbehalten, das unsern Helden bey seinen meisten Unternehmungen bekränzte. In dem glücklichen Feldzuge, welchen Mathias I. (1477) gegen Oesterreich ausgeführt, folgte auch Kinisy als Befehlshaber einer auserlesenen Reiterey, gab bedeutende Beweise seiner Tapferkeit, und eroberte

die Städte Krems, und Stein. Nachdem er aber die Würde eines komandirenden Feldherrn erlangte, trug er sonderlich zu dem, im Jahre 1479 über den türkischen General Ali-Beg, an dem Flusse Maros erfochtenen Siege ein Großes bey. Genannter Ali-Beg war nämlich mit einer Macht von 60,000 Muselmänner über Semendria, in Siebenbürgen eingefallen; der Siebenbürgische Woywode Stephan Báthory sammelte sogleich ein ansehnliches Heer, mit welchem er dem Feinde herzhaft entgegenrückte. Mit Flammen und Schwert, mit Raub und Mord hatte dieser indessen die Gegend bis über Weissenburg verwüstet, endlich kam es auf dem sogenannten Brodtfelde (Kenyérmezö) zu einer Schlacht. Mit Muthe kämpften zwar Báthorys Krieger, aber wie rasend fochten auch die Osmanen, vertrauend auf ihre große Anzahl, welcher die Tapferkeit der Ungarn nicht lange mehr widerstehen konnte. In Menge fielen die Getödteten von beyden Seiten, das wallachische Fußvolk war fast aufgerieben, und schon sank Báthory selbst, durch mehrere Wunden erschöpft, sammt seinem, gleichfalls stark verwundeten Pferde, schon fiengen die ungrischen Truppen, von den feindlichen Massen überwältigt, zu weichen an, und halbtriumphirend drangen die Türken nur noch heftiger in das ermattete ungrische Heer: als auf einmal — eben zu rechter Zeit — der, von dieser Gefahr benachrichtigte Kinisy an der Spitze seiner Reiterey, von den Gebirgen daher eilte, und dem Feinde, mit einem schrecklichen Feldgeschrey in

den Rücken fiel. Ein gräßliches Blutbad begann; wie ein erzürnter Löwe hieb Kinisy in die Türken ein, und häufte allenthalben, wo er sich hinwendete, deren Leichen um sich. — Nun war es nicht mehr eine Schlacht, sondern nur eine blutige Niederlage der Türken, die von den ungrischen Waffen, wie die Halme des Schnitters, niedergemäht wurden. Der Sieg war entschieden, die Glieder der feindlichen Armee waren getrennet, und was dem Schwerte entrann rettete sich in wilder Unordnung durch eine schimpfliche Flucht; Ali-Beg selbst, konnte nur verkleidet den nachsetzenden Siegern entkommen. — Es war ein theurer Sieg: 8000 Ungarn hatte er gekostet, aber auch 30,000 Feinde blieben auf dem Platze, eine beträchtliche Beute wurde gemacht, und zugleich wurde eine große Anzahl gefangener Christen, von jedem Alter und Geschlechte, dadurch aus Feindeshänden befreyt. — Nach dieser Schlacht zog Kinisy, mit Báthory jubelnd in Weissenburg ein.

Mit ähnlichem Muthe und Entschlossenheit, that sich Kinisy 1481 hervor. Sultan Muhamed starb, und Verwirrung, Empörungen schienen das türkische Reich zu zerrütten: König Mathias ergriff, auf Anrathen des Pabstes, diese Gelegenheit, um dem Feinde der Christenheit neue Vortheile abzugewinnen. Zu diesem Zwecke, wurde Kinisy (welcher nun Ober-Befehlshaber der Ungrischen Kriegsvölker war) beordert, gegen die Türken aufzubrechen. Zu Anfang Novembers zog also Kinisy mit

32,000 Mann von Temesvár aus, und rückte ins Servien. Die Türken wollten zwar bey der Ueberfahrt über den Sawaflüße, Widerstand leisten, wurden aber theils niedergemacht, theils zerstreut, auch ihnen bey 24 Schiffe weggenommen. Aber nun drang Kinisy, ohne fernerem Hindernisse bis Kruszolcz vor, nachdem er die ganze Gegend verheert hatte. Zu Kruszolcz verweilte er noch 12 Tage, dann kehrte er, mit unbedeutenden Verlust der Seinigen, und mit nahmhafter Beute beladen nach Ungarn zurück; ausserdem hatten sich über 50,000 Serwische Einwohner, und 1000 ächte Türken freywillig an seinem Zuge angeschlossen, welche mit ihm herüber kamen. — Gleich im folgenden Jahre sammelte sich eine bedeutende Truppe türkischer Kavallerie bey Semendria, und wollte in Ungarn einrücken; doch Kinisy kam ihnen bey Becskerek entgegen, und trieb sie, nach einem hartnäckigen Gefechte glücklich zurück. Kinisy hatte in diesem Gefechte 500 Mann verlohren, allein von den Türken waren über 3000 gefallen. Von der nun neuerdings erhaltenen Beute, ward ein Theil dem Könige zugeschickt, die eroberten Fahnen aber wurden in den Kirchen, zum Zeichen des errungenen Sieges, aufgesteckt.

Nach dem Hintritt des Königs Mathias, hielten es die Bessergesinnten (welche mehr auf das künftige Wohl des Vaterlandes bedacht waren) mit dem Vladislav: Kinisy, der in jedem heissen Kampfe bewies, wie sehr er sein Vaterland liebe, blieb auch derselben Meinung,

und vertheidigte mit warmer Anhängigkeit Vladislavs Königswahl. Indessen hatte es die starke Parthey des Johann Corvins, auf alle mögliche Weise versucht, demselben die Herrschergewalt im Reiche zuwege zu bringen, und weil es ihr nicht gelang, so unterstanden sich Corvins Anhänger ihre Forderung, sogar durch die Macht der Waffen geltend zu machen. Mit Betrübniß sahen die gutgesinnten Stände dem Unglücke eines Bürgerkriegs entgegen, und versuchten die Corviner auf redlichere Gedanken zu bringen: da jedoch jene, alle Gründe für Vladislavs Wahl verwarfen, und schon mit ihren Soldaten vorzurücken beganneu, wurden die, damals allgemein verehrten Helden, Kinisy und Báthory, schleunigst dahin beordert, die Absichten der Corviner zu vereiteln. Bald langten auch Beyde im Angesicht der Feinde an, welche jenseits des kleinen Flusses Sárviz, auf dem sogenannten Csonthegy-Hügel eine Position genommen hatten. Der Feind hatte bereits die Brücken, vorsichtig abgetragen, und durch den Fluß zu waten, war, wegen des tiefen Bodengrundes unter dem Wasser, sehr gefährlich; allein Kinisy, der kein Zagen kannte, und bey jeder Gelegenheit seinen Muth, und Entschlossenheit bewährte, bedachte sich nicht lange: Er war der Erste der in den Fluß hineinsprang, und so den übrigen Kriegern den Weg zum Siege bahnte. Gleich jenseits des Flußes kam es zu einem heissen Kampfe, in welchem Kinisy mit Báthory den Sieg davon trug: Die Corviner wurden aufs Haupt

geschlagen, und ausser der kostbaren Beute, welche die Soldaten machten, wurden noch 70 Gefangene eingebracht, worunter der Prior Auranae, und Georg Kanizsay die Angesehensten waren, mit welchen die Feldherren nach Ofen zurückkehrten.

Bey der feyerlichen Krönung Vladislavs II. zu Stuhlweissenburg (1490) war Kinisy unter den Magnaten, welche dem Könige die Reichs-Kleinodien vortragen: Kinisy trug das entblößte Schwerdt dem König vor — Im nämlichen Jahre machte Kaiser Maximilian (einer von den Prätendenten des Ungrischen Thrones) sehr grosse Fortschritte im Lande, so daß er, nachdem er Vesprim und Stuhlweissenburg erobert, nun selbst auf die Hauptstadt Ofen seine Gedanken richtete. Um dieser Gefahr vorzubeugen, wurden Ungarns geschickteste Feldherren: Kinisy, und Báthory nach Ofen berufen, um daselbst die nöthigsten Anstalten zur Vertheidigung der Hauptstadt zu treffen. Diese Beyden setzten auch Ofen, in kurzer Zeit, in so guten Vertheidigungsstand, daß Maximilian alle Hoffnung aufgab selbe erobern zu können, sich vielmehr zurückzog, und sein Kriegsheer in die Winterquartiere verlegte. Sobald Vladislav von dieser Seite einige Ruhe hatte, mußte er seine Sorgen dahin wenden, seinem Bruder Albert, welcher schon Kaschau besetzt hielt, Einhalt zu thun. Mit edlem Wetteifer unterstützten die Treugebliebenen, den König mit nöthigen Truppen; jeder Magnat

schickte eine Anzahl Bewaffneter zu den Fahnen Vladislavs, um ihm seinen rechtmässigen Thron zu sichern, — Kinisy stellte 100 Geharnischte, und 200 leichte Reiter.

Kinisy's so oft erprobte Treue, und sein durch nichts zu erschütternder, eiserner Muth, sind dem ungrischen Vaterlande endlich so zum Bedürfnisse geworden: daß bey jeder größeren Gefahr welche dem Reiche drohte, auf Kinisy's Geschicklichkeit und Tapferkeit Anspruch gemacht wurde; Kinisy bestrebte sich aber auch gewiß, dieß ehrenvolle Zutrauen des Königs, und seiner Landsleute, zu verdienen, und scheute keine Mühe, keine Lebensgefahr, wenn es darauf ankam, den Erwartungen seines Vaterlandes zu entsprechen.

Nachdem der Frieden mit Albert zu Stande kam, wendete sich der König (1491) gegen den westlichen Theil Ungarns, um Maximilians Völker daraus zu vertreiben, und besonders um Stuhlweissenburg wieder dem Feinde zu entreissen. Bey dieser Gelegenheit ward dem Kinisy aufgetragen, während dessen mit seinen Truppen in Niederungarn zu manövriren, und die dort befindlichen, widriggesinnten ungrischen Großen, durch die Macht der Waffen zur Pflicht zurück zu führen, jedoch dabey die Sache so einzurichten, daß er mit seiner Mannschaft auch bald zur Belagerung der Stadt Stuhlweissenburg erscheinen könne. Kinisy säumte nicht, den ihm ertheilten Befeh-

len nachzukommen; in kurzer Zeit brachte er mehrere Widerspenstige, und darunter den Despoten Laurentius zu des Königs Gehorsam zurück, und that den rebellirenden Kis-Horváth großen Abbruch, machte auch viele Ortschaften der Mißvergnügten, dem Könige unterwürfig. Nun gieng Kinisy nach Fünfkirchen, um da den Bischofe Sigmund, der auch im Verdacht war, zum Gehorsam zu bringen; fand aber den Verdacht völlig ungegründet: der Bischof lebte zurückgezogen, und blieb ein treuer Anhänger der gerechten Sache, worüber der König, als es ihm Kinisy berichtete, eine innige Freude fühlte. Da nun also Kinisy auf diese Art seinen Aufträgen Genüge geleistet zu haben glaubte, nahm er mit seinen Truppen den Weg nach Stuhlweissenburg; auf dem Marsche dahin eroberte er Vasony. —

Die weite Entfernung des Kinisy von der Grenze, wußten die Türken wohl zu benutzen, und während er in der Eroberung Stuhlweissenburgs sich beschäftigte, fielen jene in das unbeschützte Niederungarn ein, verübten auch unsäglichen Schaden. Kinisy eilte auf die erste Nachricht den Türken entgegen, und als er sie erreichte, hieb er eine beträchtliche Anzahl derselben nieder, machte viele Gefangene, und schlug sie glücklich aus dem Felde. Allein mit dem folgenden Jahre (1492) setzten die Türken ihre verwüstenden Streifzüge fort, welche sie mit den schrecklichsten Grausamkeiten bezeichneten, richteten auch die von ihnen nach Konstan-

tinopel geschleppten Ungarn auf eine jämmerliche, und martervolle Weise hin. — Kinisy durch dieses barbarische Verfahren aufgebracht, beschloß ähnliche strenge Maaßregeln, an den gefangenen Türken zu ergreifen, und des Feindes Unmenschlichkeit mit ganzer Schärfe zu bestrafen. Sogleich ließ er also viele gefangene Muselmänner nach Temesvár bringen, und selbe auf eine unerhörte Weise zu Tode quälen. Diese Repressalien wirkten; und die Feinde ließen nicht nur von ihrer Grausamkeit nach; sondern es ward ihnen für die Zukunft, schon der Name Kinisy, zum beängstigten Schreckenswort, so daß oft die Türken schon bey dem Rufe seiner Annäherung die Flucht ergriffen; wie dies bey Severin der Fall war, welches durch 8000 feindliche Soldaten besetzt werden sollte, welche jedoch, als sie Kinisy's Ankunft witterten, sich eiligst zurückzogen, ohne ihr Vorhaben weiter auszuführen.

Im Monath August des nämlichen Jahres geschah es: daß die sogenannte schwarze böhmische Legion, welche unter seinen Befehlen stand, in der Gegend um Szegedin dem Landvolke durch Räubereyen, und andern Unfug großen Schaden zufügte; die Klagen der Gepreßten drangen zu des Monarchen Ohren, welcher dem Kinisy Befehl ertheilte, die Mannszucht widrigen Handlungen dieser böhmischen Soldaten zu untersuchen, und wenn sie durch gehörige Mittel nicht zur Pflicht zurückkehren wollten, selbe auch nach seinem Gutbefinden zu züchtigen.

Kinisy, welcher diese böhmischen Veteranen, gegen die Türken sehr wohl brauchen konnte, versuchte erst auf gelinde Art, selbe wieder zum Gehorsam zu bringen, da jedoch diese Böhmen allen Anordnungen Kinisy's nur Hohn sprachen, sogar seinen schriftlichen Befehl in Stücke zerrissen, und mit Füssen traten, ja vielmehr ihren Uebermuth aufs höchste trieben, indem sie sich selbst aus den Kirchen die geweihten Geschiere zu rauben erfrechten, da entbrannte Kinisy's gerechter Zorn, er erklärte sie für Feinde des Vaterlandes, griff sie förmlich an, hieb ihrer bey 400 nieder, und nöthigte den übrigen, den Schwur des Gehorsams ab.

Wichtig und zahlreich waren die Verdienste die sich Kinisy erworben hatte, und der König, der so gern einen neuen Beweis seiner Huld geben wollte, mit der er diesen alten Helden jederzeit würdigte — ernannte ihn 1493, am 28. Jänner, zum Obersten Landesrichter in Ungarn. Obwohl nun also Kinisy an dem Staatsruder saß, so bedurfte doch das Vaterland noch seines starken Arms; ihm selbst war es unmöglich sich blos auf die stille Geschäftsstube einzuschränken, und dem Waffengeklirre, an das er von Jugend auf gewöhnt war, ganz zu entsagen.

In Croatien hatten die Ungarn, unter Anführung des Derencsinyi, eine große Niederlage von den Türken erlitten; um diesen Schimpf zu rächen, zog Kinisy schon im folgenden

Frühjahre (1494) wieder in eigener Person gegen die Muselmänner: Mit einem Heere von 10,000 Mann setzte er über die mit Eis überfrorne Donau, und nachdem er sich bey Semendria gelagert hatte, schickte er 3000 seiner Reiter nach Mösien, das Land zu verwüsten, die übrigen aber beorderte er, zwey nahe Kastelle, in welchen Ali-Beg, seinen gesammelten Raub verwahrte, zu erobern. Die nach Beute begierigen Soldaten erstiegen dieselben mit großer Hitze, und kehrten mit unsäglichen Schätzen beladen, in das Lager zurück. Als nun Kinisy über die Donau wieder nach Hause kehrte, setzte ihm Ali-Beg mit 8000 Mann nach; aber die eingefallene gelinde Witterung schmelzte in einer Nacht das Eis so sehr, daß er sich nicht mehr über den Fluß zu passiren getraute; Ali-Beg ergrimmte so sehr über diesen Umstand, daß er gräßliche Flüche gegen die Götter ausstieß, vor Zorn an seinen Händen nagte, und sich den Bart ausrieß. — Als nun Kinisy in der Heimreise nach Belgrad kam, und erfuhr, daß die Besatzung, in Abwesenheit ihres Befehlshabers Zobor, ein geheimes Verständniß mit den Türken unterhielt, ihnen auch die Stadt zu übergeben versprochen hatte, ließ er die vornehmsten Rädelführer derselben in einen finstern Kerker werfen, und einen nach dem andern hinrichten.

Nach dem vollendeten Congreß in Leutschau, zog Vladislav gegen Niederungarn, um die Gränze zu besichtigen, und nahm sich vor bey dieser Gelegenheit, seinen treuen Diener Kinisy zu besuchen. Auf die Bothschaft von

von der Annäherung des Königs, gieng ihm freudig Kinisy mit einer auserlesenen Militz entgegen, um seinen Monarchen nach Würdigkeit zu empfangen. Schon im vorigen Jahre hatte unsern Helden der Schlag gerührt, und ihm dadurch die Zunge so gelähmt, daß er nur mit Mühe, und sehr unverständlich sprechen konnte: Jetzt, wo er das Glück hatte seinen geliebten König wieder zu sehen, machte ihn die Freude fast gänzlich stumm. Er warf sich dem Vladislav zu Füssen, und klagte ihm so gut er vermochte, welches Unheil die Türken durch ihre wiederholten Einfälle im Lande verursachen, und bath den König, in dem er mit der Hand gegen der Türkey gestikulirte, diesen Feind der Christenheit noch einmal nachdrücklich verfolgen zu lassen, dann griff der stumme Kinisy an den Hals, und bedeutete: daß er so gern sein Leben für Ungarns Wohlfahrt, auf dem Schlachtfelde auszuhauchen wünschte. Vladislav, fast bis zu Thränen bewegt, hob den wackeren Kämpen auf, tröstete ihn, und versprach seinen Rath anzunehmen, versprach die Türken, unter Kinisy's Leitung angreifen lassen zu wollen, und der alte Held, als er dieses hörte, ward hoch erfreut darüber; mit Worten konnte er seine Freude zwar nicht ausdrücken, aber die Hitze die in sein Antlitz stieg, die Augen die jetzt funkelten, und sein Schwert, das er freudig aus der Scheide rieß, und mit jugendlicher Gewandheit durch die Lüfte schwang — verkündigten nur zu deutlich, welch einen Enthusiasmus die Worte

Krieg gegen die Türken, in seinem Herzen erregten. Noch geschehener Bewillkommung führte er den König nach Temesvár, wo er ihn glänzend bewirthete.

Wirklich unternahm Kinisy noch einen glücklichen Streifzug in Mösien, gegen die Türken, doch sein Wunsch, am Kampfplatze zu sterben, ward ihm vom Schicksale nicht gegönnt: Ein tödliches Fieber, das ihn während diesen Kriegsoperationen überfiel, nöthigte ihn, sich nach dem, an dem Saweflusse gelegenen Städtchen St. Clemens bringen zu lassen, wo er im Kurzen (1494) seinen Geist aufgab. Er hinterließ keine Erben, wohl aber einen unsterblichen Ruhm, mit welchen die Nachwelt, erkenntlich, seine Heldenthaten würdigt! —

Kinisy, dieser kriegerische Mann, war vom Gemeinen an, durch alle militärische Stuffen, bloß durch eigenes Verdienst, bis zur Würde eines Feldherrns emporgestiegen, und seine begründeten Einsichten machten ihn auch werth an dem Ruder des Staats mitzuarbeiten! — Oft hatten die Feinde des Vaterlands, besonders aber die Türken, seinen tapfern Arm empfunden, und das Glück war ihm stets gewogen, so daß er meist siegreich aus dem Kampfe zurückkehrte. — Die Stelle eines Temesvárer-Bans, begleitete er durch 25 Jahre. — Seine Grabstätte fand er zu Vásony in der Michaelis Kirche, welche er selbst hatte erbauen lassen.

BAKACS ab ERDÖD.

Thomas Bakacs ab Erdőd, war zu Titul, oder (wie man es sonst nennt) Erdőd gebohren, und ist einer der würdigen Vorfahren jener berühmten, und edlen Familien der Erdődy, und Pálffy. Die Eltern des Bakacs waren zwar nicht bemittelt, er wußte sich aber durch sein Genie, und wohlangewendeten Fleiß das selbst zu erwerben, was das Geschick seinen Eltern stiefmütterlich vorenthielt, und schuf sich durch seine namhaften Verdienste bald eine glänzende Existenz.

Nachdem der junge Bakacs die kleineren Schulen in seinem Vaterlande zurückgelegt, verfügte er sich nach Wien, und dann auch nach Padua in Italien, in welchen Städten er die Philosophie und besonders die Gottesgelehrtheit mit den rühmlichsten Fortgange studirte. — Ge-

schmückt mit Erfahrung und Kenntnissen, kam er wieder nach Ungarn, wo ihm das Glück und seine wohlgerathene Geistesbildung frühzeitig die Pforte zu Würden, und Ehren öffnete. Erst wurde er Domherr zu Titul, dann 1483 Domprobst daselbst, endlich bald nachher selbst Bischof zu Agram. — Der Ruf seines redlichen Charakters, und seiner Gelehrsamkeit drang zu Mathias Throne, der ihn dafür achtete, Bakacs nach seiner Residenz berief, und zum Hof-Sekretär, und Staatsrath ernannte. Nach drey Jahren ertheilee er ihm die Infel von Raab, und nach wieder verflossenen zwey Jahren, lohnte der König die Geschicklichkeit und Treue unsers Bakacs damit, daß er ihn zum königl. Hofkanzler machte. — Aus Dankbarkeit für Mathias, ergriff er nach dessen Tod, anfangs die Parthey Johann Corvin's, da er aber bald mit den größten Theil der Stände einsah, daß Corvin's Wahl für das Vaterland keine guten Folgen haben könne, gab auch er seine Stimme für Vladislav II. Nach geschehener Königswahl ward Bakacs nebst Báthori deputirt, diesen Vladislav feyerlichst in Gran zu empfangen. Aber nun blieb Bakacs dem neugewählten Herrscher nicht nur aufrichtig ergeben, sondern wurde auch bald bey Vladislav II. eben so beliebt, wie er es bey dessen Vorgänger war, so daß der König den verdienten Bakacs als seinen nützlichsten Staatsminister betrachtend, ihn in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog, und sein Urtheil, und Meinung darüber zu wissen verlangte. Für die thätige Verwen-

dung in seinen Berufsgeschäften, erhielt Bäkacs 1490. die Würde eines ungrischen Kanzlers.

Im darauf folgenden Jahre, war er als vornehmstes Mitglied unter den Bevollmächtigten, welche an Maximilian geschickt wurden, um zwischen ihn, und dem ungrischen Könige Vladislav, den Frieden zu Stande zu bringen; dieser Friede wurde wirklich zu Preßburg geschlossen und unterzeichnet, zog jedoch dem Bakacs bey der Nation große Verantwortungen zu.

Nach dem Tode, des biederen Dóczy, wurde Bakacs (1493) in das Erlauer Bisthum eingesetzt, wobey er zugleich, noch drey Jahre lang auch das Raaber Bisthum versah. — Auch bestellte ihn der König, sammt den Steph. Zápolya zum Reichs-Kronverwahrer.

Schön sind allerdings diese Aemter, die dem Bakacs für seine geistlichen sowohl, als Civildienste ertheilt wurden, allein diese Würden waren nur die Grundlage zu noch weit ansehnlicheren Ehrenstellen, mit welchen der warme Pflichteifer dieses Mannes gelohnt ward. — Zu jener Zeit stand der Graner Metropolitankirche, Cardinal Hypolytus von Esthe (ein Verwandter der Königinn Beatrix) als Erzbischof vor; doch dieser kaum 14jährige Prinz, war viel zu jung und unvermögend,

die so wichtigen, mit diesem Erz-Sprengel verknüpften Geschäfte alleinig zu leiten; er bedurfte eines geschickten Führers und Gehilfen, um dem ausgedehnten Wirkungskreise gehörig vorzustehen: Zu diesem Geschäfte fand der König keinen würdigern als Bakaks, der auch sofort die Leitung des Graner Erzbisthums übernahm, ja endlich gar — als Hypolytus (1497) sein Amt selbst niederlegte — an dessen Stelle zum wirklichen Erzbischof von Gran erhoben wurde. Bereitwillig und gerne bestätigte Pabst Alexander VI. den eifrigen Bakacs zum Metropolitan, weil er mit Zuversicht erwarten konnte, daß durch dessen ächte Religionsliebe, die, der ungrischen Kirche, unter Hypolytus geschlagenen Wunden, bald geheilt werden dürften. Der Glanz der neuerlangten Erzbischofs-Würde, war auch ein neuer Sporn für ihm, seine Talente mit unverdrossener Thätigkeit dazu anzuwenden, um die allgemeine Wohlfahrt, in wiefern er Einfluß darauf hatte, nach Kräften zu befördern: Die Venezianer flehten den Vladislav um Hilfe gegen die Türken an, ihr Gesuch fand nicht den gewünschten Eingang in dem Herzen des Königs, und der ungrischen Stände. Der Päpstliche Legat, welchem es bekannt war, daß Bakacs alles bey seinrm Könige vermochte, wendete sich nun an diesen, und empfahl ihm die Sache, und durch die Vorstellungen und dem Einfluß unsers Bakacs erhielten die Venetianer die Erfüllung ihrer Bitte: Es wurde daher mit denselben eine Allianz geschlossen, vermög welcher

die Ungarn die nöthigen Hilfstruppen zu stellen versprachen, im Gegentheile aber sich der Venetianische Senat verpflichtete, so lang der Krieg währen sollte, jährlich hunderttausend Dukaten an Ungarn zu bezahlen. — Dadurch ward nun Ungarn und Italien des Erzbischofs Schuldner, und Rom erstattete zuerst seine Schuld, indem ihm der Pabst im Jahre 1500 den 28. November den Kardinalshut ertheilte. — Diese Huld des heil. Vaters nahm Bakacs mit erkenntlichem Herzen an, auch machte er sich's nun zur Schuldigkeit, den Eifer seiner Dienste mit dem Wachsthume seines Ansehens zu verdoppeln. Dessentwegen machte er selbst zu diesem Kriege einen ruhmwürdigen Geldbeytrag, indem er aus seinem Eigenen, zwanzigtausend Dukaten der ungrischen Kriegskasse verabreichen ließ; um aber auch gegen Gott, dem Geber alles Guten, für den erhaltenen Segen, die christliche Dankbarkeit nicht zu versäumen, dotirte er, die unlängst zu Gran, von ihm erbaute Marienkapelle mit den Einkünften zweyer Dörfer: Polgári, und Szent-Margitha.

Ganz Ungarn war erfreut über die Auszeichnung, mit welcher sowohl der König, als auch das Oberhaupt der Römischen Kirche, den Bakacs geziert hatten, da aber die Tugenden dieses Kardinals, auch weit ausser den Gränzen des Vaterlandes bekannt waren, so schien dieser verdiente Mann, obwohl er nun bereits auf der höchsten geistlichen Stuffe im Lande stand, auch noch auf eine glänzendere Erhebung

Anspruch machen zu dürfen. — Wirklich widerfuhr dem Bakacs eine Ehre, die noch keinem ungrischen Prälaten zu Theil ward: er stieg nämlich bis zur Stuffe eines Patriarchen von Constantinopel, welche Würde, da sie die erste nach dem Pabste ist, ihm nicht nur zum unvergänglichen Ruhme gereichen muß, sondern auch der sicherste Bürge seiner zahlreichen Tugenden bleiben wird. Das eigentliche Jahr dieser Erhebung zum Patriarchen ist unbewußt, so viel ist aber mit glaubwürdigen Zeugnissen erwiesen, daß er 1508 schon den Titel eines Patriarchen von Constantinopel geführt habe. — Bakacs gebrauchte sein erlangtes hohes Ansehen nur dazu, um dem Religionswesen in den ungrischen Landen eine dauernde Festigkeit zu geben, und das Beste des Vaterlands immer mehr und mehr zu begründen. Gleich im folgenden Jahre nach seinem Antritte des Erzbisthums, hatte er zu dessen Gedeihen, so wie auch überhaupt zum Wohle der ungrischen Kirche viele heilsame Anordnungen erlassen. Er bestättigte dann, vermög seiner Gewalt, die auf dem Neutraer Synod abgefaßten kirchlichen Gesetze; und wußte auch von den Ständen des Königreichs fünf Statuten auszuwirken, welche auf die Aufrechthaltung der Kirchenzucht abgezweckt waren. —

Die Türken belagerten Bosniens Hauptstadt Jajcza, (1502) auf das strengste; der eingerissene Geldmangel erschwerte noch mehr den Widerstand, der dem Feinde sollte geleistet wer-

den, Bakacs der bey einer solchen Gelegenheit, die Pflichten eines wahren Patrioten vorzüglich beherzigte, schoß mit seinen Neffen Peter, Johann, und Paul Erdődy, und mit dem Valentin Bakacs eine bedeutende Summe zusammen um den Reichsfinanzen in etwas aufzuhelfen; Vladislav gab ihm, und seinen gedachten Verwandten die Stadt Gran dafür zum Pfande.

Vladislav's Gemahlin starb, und der König gerieth darüber in so große Traurigkeit, daß er sich aller Geschäfte entzog, niemand vor sich kommen ließ, und fast ein ganzes Jahr über in seinem Zimmer eingeschlossen blieb; niemanden gelang es, des Königs tiefe Betrübniß zu zerstreuen, endlich versuchte es Bakacs das Herz des Vladislav's von diesem unmässigen Gram zu entladen. Er verfügte sich demnach nach Hofe, und that dem Könige solche nachdrückliche Vorstellungen, wußte ihn auch mit solch kräftigen Troste aufzurichten, daß dieser seinem Tiefsinne entsagte, und durch Bakacs bestärkt, wieder zu den Reichsgeschäften zurückkehrte. Kurz nachher (1508) erfreuten die Ungarn noch höher das wunde Herz Vladislav's, indem sie seinen Sohn Ludwig — noch als Kind — dem Willen des Vaters gemäß zum Könige erklärten, Bakacs war es, der ihn dazu salbte, und ihm die Krone aufsetzte.

So war Bakacs immer alles, in Allem; in ihm hatten sich die größten Vorzüge verei-

nigt: Er war der Freund des Pabstes, er, der geschätzteste Minister des Königs; der ungrischen Kirche war er ein sorgsamer Oberhirt, dem Vaterland ein treuer Patriot, und einer der würdigsten, angesehensten Männer, im Inn- und Auslande. — Als das Pestübel (1511) den ungrischen König nöthigte, seine Stadt auf eine Zeit zu verlassen, übergab er unterdessen die Verwaltung des Reichs dem Erzbischofe Bakacs, und dem Palatin Prényi. — Pabst Julius II. kündete 1512 den Lateranenser Kirchenrath an, und auch Bakacs ward zu demselben nach Rom berufen. Willkommen war ihm dießmal die Reise nach Italien, denn er hatte den schönen Vorsatz gefaßt, auch entfernt von seiner Heimath, derselben zu nützen: er wollte nämlich bey dieser Gelegenheit die italienischen Königreiche, und den Pabst um Hilfe und Beysteuer zu den verheerenden Türkenkriege bitten, in den jetzt Ungarn verwickelt war. —

Mit großer Feyerlichkeit wurde Bakacs auf dieser Reise zu Venedig und Rom empfangen. In letzterer Stadt wohnte er fünf Sessionen bey, in denen man ihm jederzeit den ersten Platz unter den Kardinälen einräumte; allein nun wurden die Sitzungen durch den Tod Julii II. auf einmal unterbrochen, und die Purpurväter dadurch veranlaßt einen neuen Pabst zu wählen: Bey dieser Pabstenwahl stimmten 10 Kardinäle für unsern Bakacs. — Wer kann länger an der Vortrefflichkeit, und den Verdiensten dieses Mannes zweifeln, welcher, obwohl

ein Ungar von Geburt, für würdig gehalten ward selbst den heil. Stuhl im Vatikan zu besteigen! —— Indessen trat Johann von Medizis, unter dem Namen Leo X. die Pabstenwürde an, welcher wohlbekannt mit den biedern Eigenschaften unsers Bakacs, diese Gelegenheit ergriff, ihm neue Ehrenämter zu ertheilen. Dem zufolge vereinigte Leo die Probstey, und das Zipser Collegium, sammt dessen Privilegien, mit der Graner Metropolitankirche, gab ihm die Würde eines Primas von Ungarn und eines Legati Nati, unterwarf ihm das, in der Wallachey befindliche Milkover Bisthum, und ernannte ihn zum Sedis Apostolicae Legatum a Latere in allen nördlichen Ländern Europa's. Welcher Titel seit ihm, mit einiger Beschränkung, auch seinen erzbischöflichen Nachfolgern zu Theil ward. — Nun brachte Bakacs seinen Gesuch: um wirksame Beyhilfe zur Bekämpfung der Osmanen dem heil. Vater vor, und durch die gründliche Beredsamkeit des ungrischen Prälaten überzeugt, war der Pabst allerdings geneigt, in diesem Betreffe sein Möglichstes zu thun; da er jedoch für jetzt nicht im Stande war mit Geld oder Mannschaft, die Ungarn zu unterstützen, nahm er zu einem religiösen Mittel seine Zuflucht: Er gab nämlich dem Bakacs die Erlaubniß, gegen die Türken das Kreuz predigen zu lassen, und ertheilte allen jenen einen vollkommenen Ablaß, welche die Waffen gegen den Feind der Christenheit ergreifen würden. Bakacs eilte mit dem Bewußtseyn, dem Vaterland einen so

wichtigen Dienst geleistet zu haben, nach Hause; kaum erließ man an das Volk jenen Aufruf, als sich schon zahlreiche Haufen desselben, an die weisse Fahne schlossen! doch ach, diese Kreuzpredigten stifteten viel Unheil in Ungarn, und Bakacs mußte die traurige Folge davon sehen, daß die unter der Kreuzfahne zusammengerotteten Taugenichtse, anstatt ihre Waffen an den Türken zu versuchen, mit Raub, und Blutvergiessen gegen ihr eigenes Vaterland wütheten! —

Bey dem feyerlichen Congresse welchen die drey gekrönten Häupter, Kaiser Maximilian, König Vladislav, und Sigmund König von Pohlen 1515 zu Wien hielten, und in welchem der Kaiser seine Meinung in Betreff der Demüthigung der Türken, offenbahrte, antwortete ihm Bakacs im Namen seines Königs mit einer sowohl zierlichen, als gehaltvollen Rede; und da auf eben diesem Congresse zwischen der Prinzessin Anna, und einem Enkel des Kaisers, dann zwischen den ungrischen Prinzen Ludwig, und der Prinzessin Maria von Spanien Vermählungen gestiftet wurden, so vollzog Bakacs die Zeremonien der Trauung dieser fürstlichen Paare. Bey dem Aufenthalte in Wien geschahen dem Patriarchen-Erzbischof, so wie immer, grosse Ehrenbezeugungen; unter andern stattete selbst Kaiser Maximilian einen persönlichen Besuch bey Bakacs ab. —

Im folgenden Jahre starb Vladislav, nachdem er die Regentschaft des Reiches dem Ba-

kacs, und Joh. Bornemisza übertragen hatte. Der Pabst aber empfahl ihm nachdrücklich die Leitung und Sorgfalt über den jugendlichen König Ludwig. — Bakacs hatte schon bey Lebszeiten Vladislav's einen grossen Theil der Staatsgeschäfte versehen, jetzt aber, wo ein 10 jähriger Knabe auf Ungarns Throne saß, schienen die Sorgen des Reichs fast auf ihn allein zu ruhen, denen er stets mit rastloser Thätigkeit, bis an sein Ende oblag, welches 1521 den 12. Juny erfolgte, nachdem er fast durch 25. Jahre der ungrischen Kirche, als Primas und Erzbischof rühmlich vorgestanden. — Seine irdischen Ueberreste wurden in der Hauptkirche zu Gran beygesetzt, die er einst mit prächtigen Altären ausgeschmückt hatte.

Ungarn hat mehrere große Kirchenlichter aufzuweisen, allein Bakacs verdient unter selben unstreitig den vorzüglichsten Platz. Mit strengem Pflichtgefühl drang er überall auf Ordnungsgeist in kirchlichen Sachen, und auf Begründung eines warmen Eifers in der Religion; Mit bewährter Liebe und Treue war er dem Monarchen ergeben, und sein redlicher Geschäftseifer, seine Vernunft, und seine unwandelbare Rechtlichkeit zeichneten ihn als musterhaften Staatsminister aus. — Er war ein Richellieu, ein Mazarin für Ungarn, für seine Familie aber ein großer Begründer; der sie zum hohen Ansehen beförderte, und ihr seine zahlreichen Güter legierte. Diese seine weitläufigen Güter hatte er theils käuflich an sich ge-

beacht, theils waren sie der Lohn seiner Verdienste; einige aber hat er (1495) von Johann Corvin aus Erkentlichkeit erhalten, weil er diesem öfter ansehnliche Summen vorgestreckt hatte. Besonders hatte Bakacs für das Vaterland, und für dessen Eingebohrne sich viele Unkosten gemacht, so wie er denn auch überhaupt den größten Theil seiner Reichthümer zum Besten des Landes aufopferte: Ausser den mehrmaligen beträchtlichen Beyträgen zu Kriegsbedürfnissen, wiedmete er nur zur Auskaufung Ungarischer Edler aus türkischer Gefangenschaft 110,000 fl. Zu den Feldzügen gegen Albert (1491) stellte er 100 bewaffnete Reuter, und in jenen gegen die Türken (1496) 800 Mann Fußvolk auf eigene Kosten. Solch ein erhabener Mann wurde Bakacs, durch die ächten Gefährten seines Lebens; sie hießen: Glück und Talente.

THURZÓ.

So lange die Thurzóische Familie, die in Ungarn in der Periode ihres größten Flors, unter den zwey Linien, nämlich der Zipser, und der Trentschinerlinie bekannt war, sich ihres Daseyns erfreuen durfte, hat sie bis an das letzte Stadium ihrer Fortdauer, dem Königreich Ungarn immer Männer gegeben, die in demselben die ersten Staatsämter mit großem Ruhm, und einer unermüdeten Thätigkeit verwaltet hatten. Ein tapferer Abkömmling von diesen so berühmten Thurzónen, in dessen Kranz des Ruhmes, der Zeitgenius auch einen Lorberzweig von dem Kranz gewunden hat, der seine Ahnen schmückte, war Graf Georg Thurzó von Bethlehemsalva. Er erblickte das Licht der Welt im J. 1567. d. 2. Sept. auf dem Schlosse zu

Letava', in der Trentschiner Gespannschaft. Sein Vater war Franz Thurzó, der ihn mit seiner zweyten Gemahlin Catharina, einer Tochter des berühmten Nicolaus Zrinyi, der als Kriegsheld das ungrische Vaterland mit seinem Blute bey Szigeth im J. 1566 gerächt hat, erzeugte. Von dem braven Vater unsers Georgs sagt die Geschichte sehr viel rühmliches; Thurnschwamb läßt ihn in Italien studieren. Seine unsterblichen Verdienste um den Staat hat er sich unter den Kaisern und Königen Maximilian II. und Rudolph II. als ungrischer Kammerpräsident, und Obersthofmeister erworben. Dieser erhabene, und gelehrte Mann konnte aber das Geschäft der Erziehung seines Sohnes nicht selbst über sich nehmen und leiten, weil ihn der Tod zu frühe, dem noch im Flügelkleide der Kindheit spielenden Georg entrissen hat. Was aber sonst Franz, als der leibliche Vater, an seinem zärtlich geliebten Sohne zu seiner Ausbildung beygetragen, und gethan hätte, leistete gewissenhaft und redlich dessen Stiefvater Emerich Forgach de Gymes; auch ein berühmter Mann, der zu seiner Zeit in Ungarn wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit ausserordentlich geschätzt wurde, und am Rang unter den ungrischen Magnaten, den ersten Platz eingenommen hat. Wie Forgách im Reiche der Litteratur, die in jenem Zeitalter einem magyarischen Großen, den ersten Weg zu den Ehrenämtern gebahnt, und ihm den größten Schmuck auf der Stuffe des Ansehens verliehen hat, auf die ihn seine adelichen Ahnen erhaben, mag be-

rühmt gewesen seyn, bezeuget seine durch schriftliche Dokumente bestättigte Freundschaft gegen die gelehrtesten Männer Deutschlands. Dieser gebildete, und in den Wissenschaften sehr bewanderte Mann entwarf nun einen Erziehungsplan für den jungen Georg, der in Bezug auf die Ausbildung seines Geistes allerdings von den ersprießlichsten, und glücklichsten Folgen gewesen war. Glücklich war der Besorgte in der Wahl der Lehrer, die er dem geliebten Stiefsohn vorgesetzet hat. Diese vortrefflichen Männer hießen: Basilius Gerstmann, aus Schlesien gebürtig, Nikodemus Sartorius, Pfarrer zu Neusohl, M. Erhardus, Pfarrer zu Schemnitz, und Johann Pruno, Pfarrer zu Galgocz oder Freystädtel an der Waag. — Unter der Leitung dieser gelehrten Männer, wuchs nun Georg heran, und gab von sich die schönsten und erfreulichsten Hoffnungen. Was zur Wissenschaft eines künftigen Staatsmannes erforderlich war, wurde ihm frühe in den gesegneten Stunden des Unterrichts beygebracht. Georg stand in der Blüthe seiner Jünglingsjahre, umwogt von dem Glanz der Zierde seiner wissenschaftlichen Ausbildung, und jetzt beschloß Forgách, dem es so nahe am Herzen lag seinen Stiefsohn glücklich zu sehen, denselben zur Erweiterung und Prüfung seines staatswissenschaftlichen Kenntnisse, an den Hof des Erzherzogs von Oesterreich, Ernst, der ein Bruder zu dem Kaiser Rudolph II. gewesen war, zu geben. — Er betrat als Edelknabe diesen neuen Wirkungskreis in dem 17ten Jahre seines Alters. Welch ein großes Feld der

Erfahrung erweiterte sich hier vor den neugierigen Augen des Jünglings an dem österreichischen Hof! Auf einmal aus seinen engen Zirkeln, in eine fremde, und weite Welt versetzt, faßte er jetzt alles begierig auf, was ihn mit der Ueberzeugung an sich zog, daß es ihm einst auf den Wegen seines bürgerlichen Berufs werde ersprieslich seyn können. Unter dem Horizont seines glänzenden Postens, knüpfte er jetzt mit angesehenen, und großen Männern freundschaftliche Verbindungen an, die für ihn auch wirklich bald von großen Vortheilen und die sanftwarnenden Genien, auf dem vom Gestrippe verschlungenen Pfade seiner Erfahrungen waren. Allein, lange war es dem wißbegierigen Jüngling nicht vergönnt, in den lebhaften Raum des deutschen Hofes Menschenkenntnisse zu sammeln, die die verschiedenen Verhältnisse der Sterblichen an den Höfen der Großen, in einem so tausendfarbigen Gemälde dem stillen Beobachter menschlicher Handlungen darbiethen. Unvermuthet starb seine erhabene Mutter, und ihr Todesfall bestimmte ihn seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort zu verlassen, von dem er sich so ungerne getrennt hat. Er war der einzige Erbe der ansehnlichen und weitläuftigen Güter, die ihm rechtmässig zufielen, und ihre Verwaltung machte diese Veränderung auf seiner kaum begonnenen politischen Laufbahn, im Gebiethe der großen Welt.

Georg war wieder in Ungarn, und seine von dem Geiste der Gelehrsamkeit geläuter-

ten Weltkenntnisse, öffneten ihm bald enthusiastisch die goldenen Pforten zu den größten Würden im Staat. Mars winkte ihm zuerst in seiner Rüstung, auf dem vaterländischen Boden, und er zauderte nicht lange, von seinen Waffen ausgeschmückt, sein Vaterland gegen dessen Feinde zu vertheidigen. Tapfer focht Thurzó als Kriegsmann unter den Feldherrn Franz Dobo de Ruska, und Nicolaus Pálffy v. Erdöd. Seine Handlungen, die jetzt das Resultat seiner Kriegstapferkeit gewesen waren, bewogen nun den Kaiser und König Rudolph II. daß er ihn im Jahr 1592 zum obersten Truchseß im Königreich ernannte. Mit der Annahme dieser Würde, hat Thurzó den ersten Schritt zu seiner künftigen Größe gethan. Seine Treue für den König, die sich in den erhabensten Thaten entwickelte, führte ihn immer dem Hofe und dem Herzen des Königs näher, und ein jeder Punkt der Annäherung war mit der Milde königlicher Gnaden bezeichnet. Rasch hob sich Thurzó auf den Fittigen des Ruhms in die Höhe! So wurde er im J. 1598. K. K. Rath, im Jahr 1599 oberster Mundschenk, und im J. 1602 (d. 12. Septemb.) bekam er, als ein erprobter Kriegsheld das Oberkommando über die ungrischen Truppen jenseits der Donau, und im Neuhäuslergebieth. Einen jeden Posten, der das mit Lorbeerzweigen beschmückte Ziel seiner Verdienste um den König und das Vaterland gewesen war, wußte der belohnte Thurzó mit einem Anstand und einer Würde zu behaupten, die das Volk nicht genug im Jubel erheben konnte. Aber jetzt trat

auf den großen Schauplatz der Welt das 1604te Jahr. Dieses Jahr war für Ungarn ein Jahr voller Unglücksfälle, und für den Georg Thurzó eine Zeitperiode, in welcher seine Treue gegen das Haus Oesterreich auf die äußerste Probe gesetzt wurde. Es entsponnen sich nämlich in diesen fatalen Zeitmomenten die Unruhen, an welchen der Fürst von Siebenbürgen Steph. Bocskay Schuld gewesen war.

Was Bocskay auf den schaudervollen, mit Blut bedeckten Wegen der Rebellion und des innerlichen Bürgerkriegs, zum größten Nachtheil des ungrischen Vaterlandes ausgeführt hat, hätte Fürst Gabriel Bethlen von dem türkischen Sultan aufgefordert, ausführen sollen. Allein Bocskay ein intriganter Kopf, vormaliger Feldherr in den Diensten des Fürsten Báthory, glaubte in seinem treulosen Herzen, zu diesem Geschäft, das die Quelle der unglückseligsten Folgen war, mehr Beruf zu haben, als Bethlen. Er drang in den Freund und Alliirten der Türken, daß er ihm das Recht auf Siebenbürgen abtreten möchte; dieß geschah, und Bocskay, der jetzt als kaiserlicher Rath auf seinen Schlössern zu Wardein haußte, gieng mit den Abgesandten der Pforte ein gefährliches Bündniß wider sein Vaterland, und den König Rudolph II. ein. Niemand von den Kaiserlichen, die ihm sehr nahe waren, ahnte in dem heimtükischen Bocskay diese strafwürdige Untreue gegen seinen rechtmäßigen Herrn, den König. Sein böses Einverständniß mit den Türken, und die ganze Tendenz

der Verschwörung, von der er das Haupt war, wurde eben entdeckt, als Bethlen und der Bassa von Temesvár, von dem kaiserl. Feldherrn Georg Basta geschlagen wurden, da sie in Begriff waren, die Festung Lippa zu erobern. Bey diesem unglücklichen Unternehmungen verlohr Bethlen sein Gepäcke, und in den Taschen eines seiner Kleider fand man verschiedene Schriften, unter andern auch solche, welche die bösen Absichten Bocskays deutlich verriethen. Diese fürchterliche Entdeckung beschleunigte aber den Ausbruch der Empörung; denn der abtrünnige Fürst fand in derselben den erwünschten Zeitpunkt, öffentlich, umrungen von den Horden der Misvergnügten, seine Plane an den Tag zu legen. Er sah sich deßhalb mit Blitzesschnelle nach Menschen um, die ihn mit ihrer Hilfe schneller an das Ziel seiner rebellischen Entzwecke geleitet hätten. Ungeachtet die kaiserl. Generäle Basta, Graf v. Dampiere, und Joh. Jakob Barbiano, Graf v. Belgiojoso (vordem ein Cartheusermönch zu Rom) sich alle Mühe gaben, Völker zur Ergänzung ihrer oft sehr hart geschlagenen Armeen anzuwerben, und auf diese Art die Plane Bocskays zu vereiteln, so gelang es ihnen doch nicht die 7 Haidukenstädte in der Szabolcser Gespannschaft für ihr Interesse, das gegen die Absicht des Rebellen Bocskay stritt, zu gewinnen. Bocskay kam ihren edlen patriotischen Entwürfen längst mit verschiedenen Listen zuvor, und als er den erwähnten 7 Haidukerstädten die Befreyung von der Jurisdiktion des Obergespanns, (welche Freyheiten dann K. Rudolph II. 1606;

und 1746 die unsterbliche Kaiserin Königin Maria Theresia bestätiget haben) zugeschworen hat, so giengen sie insgesammt zu seiner Parthey über, und sie waren es, welche damals in Ungarn die schröcklichsten Barbareyen, die alle Arten türkischer Grausamkeiten überstiegen, ausgeübt hatten. Bocskay setzte über sein Heer die geschicktesten Feldherren, unter welchen Valentin Homonay, Franz Rédey, Denghelegy, Steph. Somogyi, und Gregor Németh die Berühmtesten waren, und durch ihre Eingebungen wußte er die Schwärme seiner dienstbaren Haidonen so unter das Joch seiner Gewalt zu bringen, daß sie sich nichts wider ihn zu unternehmen getrauten, als er eigenmächtig einst einen ihrer Hauptleute, Namens Blasius Lippay ermorden ließ, indem sich dieser dem Bocskay an Macht und Größe gleichstellen wollte. Bocskay war nun mächtig, und sein heimtückisches Auge spähte immer mit treulosen Blicken nach Männern die er bey seinen Staatsverbrecherischen Absichten als Werkzeuge hätte gebrauchen können. Seine ganze Aufmerksamkeit verfolgte aber keinen mit so großen Eifer, und einem so gierigen Verlangen, als unsern G e o r g T h u r z ó, der so ein redlicher Unterthan seines Königs war. Was hat nicht Bocskay unternommen um diesen würdigen Staatsbürger, in die Schlingen seines Netzes zu verknüpfen! Er kannte die großen Staatseinsichten T h u r z ó s, und versprach sich deshalb von so einem geschickten Manne, bey seinen verbrecherischen Unternehmungen sehr viel. Keine List war daher in dem

Gebiethe der Schlauheit, die der ränkevolle Bocskay nicht zu Rathe gezogen hätte, um den berühmten Thurzó für seine Absichten zu gewinnen, mit dessen trefflichen Eigenschaften, sich beständig in den Regionen der Schwärmerey, seine von einer schwindlichen Politik erzeugten Träume herumschlugen. Die kostbarsten Geschenke wurden hervorgesucht, um sie auf den schlüpfrigen Wegen der Bestechung, gut anbringen zu können. Allein nicht eine einzige Maxime die Bocskay in der Schwade der süssesten Unterredung, die wider den Bestürmten das verführerische Bild der größten Ehrentitel vorhielt, angebracht hat, konnte bey dem Thurzó ihren Entzweck erreichen. — Georg war unerschütterlich und fest in der Treue die er seinen König und dem Vaterlande schuldig war, mitten im Sturm der Versuchung, wie eine Eiche, die dem Donner der sausenden Orkane trotz gebiethet! Thurzó ließ sich zu nichts überreden und verführen; jemehr der unruhige Bocskay in ihm drang, desto fester schloß er sich an den König, desto reger wurde sein Eifer für dessen Interesse, und desto feuriger sein Muth, sein Leben für die Erhaltung des Hauses Oesterreich aufzuopfern. Den zum Ruin entscheidenden Schlag der Gefahr, in welchen Ungarn unter dem fürchterlichen schwarzen Pannier des Aufruhrs jetzt schwebte, konnte sich Thurzó, als ein hellsehender Staatsmann lebhaft vorstellen, und er gab heldenmüthig dem unerschrockenen Genius der Vaterlandsliebe die Hand, an seiner Seite für das Heil seiner ungrischen Brüder ent-

weder zu siegen, oder zu sterben! Ein herrlicher Entschluß den der vom Patriotismus begeisterte Thurzó im Angesichte des Königs faßte. Rudolph über diesen Enthusiasmus erstaunt, zögerte nicht lange, den edelgesinnten Grafen herrlich zu belohnen, der seinen Streitkolben in der schändlichen und ungerechten Bocskayschen Sache nicht entweihen wollte. Er beschenkte ihn mit der Herrschaft Orava, die Thurzó bis jetzt nur pfandweise (gegen 25216 ungr. Gld. und 25 d.) besessen hat. — Im Jahr 1606 den 7. März trat Georg diese königliche Donation an, mit den Titel eines Erbobergespanns von der Arwer Gespannschaft. Sehr schön werden die Verdienste unter dem Strahl der königlichen Gnade in der Schenkungsurkunde geschildert, die sich der getreue und unerschütterliche Thurzó mitten im Wirbel der Bocskayischen Ungewitter um den König und das Vaterland erworben hat. Kaum schwemmten aber die Wellen des Zeitstroms wieder ein Jahr in den Abgrund des Meers der Vergangenheit hinab, so hatte Thurzó schon wieder die gerechtesten Ansprüche auf eine Belohnung seiner edlen, patriotischen Gesinnungen aufzuweisen. Rudolph gab ihm jetzt die Herrschaft Tokay, und die Erlaubniß sein gräfliches Wappen mit einigen Verzierungen auszuschmücken, welche Embleme die redenden Zeugen seiner großen Thaten seyn sollten.

Nun aber wartete auf dem ruhmbedeckten Thurzó ein Geschäft; daß die Bestimmung

zu haben schien, umbebt von dem Jubel seiner Patrioten, den flammenden Kranz seiner Glorie ganz zu vollenden. Der Erzherzog Mathias, nöthigte den Kaiser Rudolph II. der sich jetzt wenige Jahre vor seinem Tode, an der Seite des Astronomen Tycho de Brache, um die Geschäfte der Regierung sehr wenig bekümmerte, und in der Furcht, von einem seiner Söhne ermordet zu werden, wie ihm sein astrologischer Freund aus den Gestirnen soll prophezeyet haben, sich voll der bangen Erwartungen in seinem Pallast zu Prag eingeschlossen hielt, der Regierung zu entsagen. Als Mathias den 24. Juny 1608 in Prag zum Könige von Böhmen ausgerufen wurde, so waren nun auch die tapfern Ungarn darauf bedacht, den Erzherzog Mathias, nachdem ihm von Rudolph in Prag das Recht auf Ungarn, Mähren, und Oesterreich schon abgetreten war, zu ihrem König zu ernennen. Dies geschah auch wirklich in dem nämlichen Jahr. Allein wie vieles war nicht zuvor noch in das Geleise der Ordnung zurückzubringen! Wie verwirrt war noch Manches im Lande, das noch eine Folge der Bocskayschen Empörung war, und in Hinsicht des wundgeschlagenen Staatswohls, in diesen Momenten den letzten Zuckungen einer convulsivischen Erschütterung glich. Seit 46 Jahren war der Posten eines Reichspalatins nicht besetzt gewesen! Unter den Ständen herrschte keine Harmonie, und der Grund der Spaltung lag in der wenig berücksichtigten Aufrechthaltung des Wienertraktats, der unter Rudolph II. zu Stande kam, und die gewünsch-

Gleichheit der drey Kirchen in Ungarn bewerkstelligte, auf welche jetzt die Protestanten laut drangen. Nebst diesen Mißverständnissen untereinander, lag auch noch ein anderer großer Stein der Sorgen auf den Ständen, den auf ihre Schultern die Abwesenheit der h. Reichskrone aus, ihrer Mitte, gewälzt hat. Die Krone war seit den Zeiten des Kaisers Ferdinand I. von Ungarn entfernt, und befand sich gegenwärtig zu Prag in den Händen des Kaisers Rudolph. — Nun war die Frage unter den Ungarn, wer aus ihren Kreisen dieses unschätzbare Kleinod, das Stephan der Heilige erworben, und getragen hat, wieder zurückholen sollte? Die Wahl fiel einhellig auf unsern muthvollen Thurzó, der als General die Truppen anführen sollte, die das Land, nach Böhmen um die Krone schicken würde. Glücklich war Thurzó in der Vollführung der Befehle, die ihm das Vaterland in Bezug auf die Abholung der Krone ertheilet hat. Es war das 1608te Jahr, das merkwürdige Jahr, in welchem er seit einer 46 jährigen Abwesenheit der Krone, dieselbe wieder von Prag nach Ungarn gebracht, und in Preßburg den Ständen abgeliefert hat. Mit welchem Jubel wurde jetzt Thurzó der Unerschrockene von dem Volke empfangen, der zur Wohlfart des Reichs so einen wichtigen Schritt gewagt hat! Thurzós edle Bemühungen um das Vaterland wurden aber nicht nur von dem lautesten Volkstriumph angestaunt, und beklatscht, sondern auch bald auf das herrlichste belohnt. Er wurde nämlich von den dankbaren Ständen

im J. 1609 zum Reichspalatin erwählt, als diese Stelle durch den Grafen Step. Illésházy erledigt worden war. Der verdienstvolle Thurzó war dieser Erhebung auf den größten Gipfel der Staatsbedienung würdig, und der neuerwählte König Mathias II. bestätigte frohlockend den neuen Palatin in seinem Amte. Der König hatte wichtige Gründe mit der Wahl Thurzós zum Reichspalatin zufrieden zu seyn; denn Thurzó war es, der an det Seite des wackeren Illésházy den Haidukenkönig Jonas Schilachi jenseits der Theiß, und die andern rebellischen Haidonen in den jenseitigen Gegenden der Donau, zu Paaren getrieben hat, nachdem diese Unruhigen in die Bedingungen des zu Wien abgeschlossenen hungarischen Friedens, nicht eingehen wollten, die den rebellischen Unternehmungen Bocskays Schranken setzten. Thurzó war es ferner, der für den König Mathias, als er noch Erzherzog war, 15 Fahnen der Haydukem angeworben hat, mit welchen er so siegreich nach Böhmen gezogen ist. Thurzós Erhebung zum Reichspalatin, war also mit Recht die billige Belohnung seiner Dienste, die er dem Hause Oesterreich so treu geleistet hat, und man darf sich darüber nicht wundern, wenn uns die ungrische Geschichte erzählt, daß er nach Steph. Illésházy, der zweyte gewesen war, der aus der Mitte der Protestanten, zu jener erhabenen Staatswürde erhoben wurde. Ein kräftiger Beweiß, wie unsere Vorfahren in diesem Zeitalter die Verdienste des ächt patriotisch gesinnten Mannes zu schätzen wußten. —

Auf dem Landtage zu Preßburg wurde Thurzó mit der Reichspalatinswürde ausgeschmückt, und es war dem Erhöhten jetzt nichts so sehr angelegen, als alles dasjenige getreu in Ausübung zu bringen, was auf dieser merkwürdigen Versammlung der Stände, zum Besten des Reichs festgesetzt wurde. Die treulosen Türken bedrohten das Land mit ihren Verwüstungen, und man beschloß von ihnen mit einem Geschenk von 30,000 Thalern die Ruhe zu erkaufen. Nebst diesem war auch der Entwurf, über die Ergänzung der durch die Kriege sehr verdünnten Armeen, und die Ausbesserung der Festungen gemacht. Ferner wurde noch auf diesem Landtage, dem Palatin Thurzó aufgetragen, sich der hölzernen Krone zu bemächtigen, die der, ohne Erben verstorbene Steph. Bocskay einst besessen hat. Es war diese Krone nämlich eine aus Holz verfertigte, mit Goldblech reichbeschlagene, und mit kostbaren Steinen verzierte Krone, die der türkische Großvezier Mechemet, im Namen seines Kaisers, dem Rebellen Steph Bocskay auf dem Felde Rákos, in Gegenwart der mißvergnügten Reichsstände, als ein Geschenk unter der listigen Versicherung ertheilet hat, daß diese Krone eine uralte griechische Krone sey, die in Byzanz unter den Schätzen der griechischen Kaiser gefunden worden wäre. Auch verehrte er ihm bey dieser Gelegenheit eine Fahne, ein Szepter, und ein Schwert. Mechemet wollte dem Bocskay die überreichte Krone auf das Haupt setzen, und ihn zum König von Ungarn ausruffen; allein

Bocskay lehnte diese Ehre von sich, indem er wichtige Ursachen mochte gehabt haben: behielt aber doch die Krone als etwas, das er über alle seine Schätze und Reichthümer achtete. — Nun diese Krone sollte Thurzó trachten zu bekommen; und die Stände, die ihm diesen Auftrag machten hatten dabey zum Grunde, damit sie nicht einmal eine Quelle innerlicher Gährungen abgeben sollte, wann sie vielleicht in die Hände eines Mannes käme, der in seinem Herzen gegen den Staat und den König keine guten Absichten trüge. Der eifrige Thurzó gab sich alle Mühe die verlangte Krone aufzusuchen, und er fand sie bey den Nachkommen des Valentin Homonay, der sie sammt allen Bocskayschen Schätzen mit sich genommen hatte, nachdem es ihm nicht gelungen war in die Stelle des Bocskay, Fürst von Siebenbürgen zu werden. Am 30ten Juny des J. 1610 hat diese Krone Thurzó zur Verwahrung in dem Reichsschatz niedergelegt.

Wie sich nun Thurzó hier bey der Vollstreckung dieses Geschäfts zum Wohl des Vaterlands eifrig benommen hat, so zeigte er seine unermüdete Thätigkeit auch bey der Dämpfung der Unruhen, die noch hier und da von den Ueberbleibseln der Haidonen im Reich verursacht wurden. Das Land war in dieser traurigen Zeitperiode voll, der vom Blute rauchenden Plätze, auf welchen sich, das gegenwärtig zur Gewohnheit gewordene Rauben und Morden, sogar auch unter den Vornehmen, in den fürch-

terlichsten Erscheinungen offenbahrte. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht, als Steuerung der ausgeübten Gräuelthaten die Inquisition, die Thurzó im Jahr 1610 zu Csejthe, oder Eschachtitz im Neutraer Comitat vollzogen hat, wo die Personen der verdienteu Strafe unterworfen worden sind, tie der Elisabetha Báthory bey dem Ermorden der 600 Mädchen, auf ihrem Schlosse als Handlanger, behilflich waren.

In allen Handlungen, die Thurzó in seinen glänzenden Wirkungskreis jetzt zur Förderung der Wohlfahrt des ungarischen Staats unternommen hatte, blickte die große Einsicht, verbunden mit der Genauigkeit hervor, die den ämsigen, und gewissenhaften Staatsmann auf das herrlichste schilderte. Nebstdem war er ein gottesfürchtiger Mann, und sehr auf das Wohl der protestantischen Kirche bedacht, zu der sich das gräfliche Thurzóische Haus bekannte. König Mathias II. beschwor die Rechte, die den protestantischen Glaubensgenossen, in dem hungarischen Religionsfrieden zu Wien im J. 1606 am 6ten August zugestanden wurden, und um diese Rechte in Wirksamkeit zu bringen, hatte sich Thurzó sehr bemüht; hielt auch im J. 1610 eine Synode zu Solna, zu welcher die Magnaten, Baronen, Edlen, und Geistlichen, die dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse zugethan waren, berufen wurden.

Sieben Jahre sind die ewig lebenden Zeugen, die der spätesten Nachwelt nach Jahrhun-

derten noch sagen werden, wie Thurzó auf der höchsten Stuffe der Staatswürden treu, und gewissenhaft sein Amt verwaltet hatte. Noch war Thurzó muthig entschlossen das Heil seines Vaterlands zu befördern, und sich dem Dienste seines Königs ganz aufzuopfern, als ihn unvermuthet im Jahre 1616 am 24. Dez. der Tod an die Schwelle der finstern Stätte seines Grabesschlummers geleitet hat. — Ruhig sah er dem Anrücken seiner Todesstunde jedoch entgegen, und er war in diesen letzten, wichtigen Augenblicken, mit dem Schöpfer beschäftigt, der ihm das Leben gegeben hat. Sein Scheiden von dieser Erde war sehr erbaulich, und er lehrte die Umstehenden die in Thränen schwammen, wie der Christ den bittern Kelch des Todes standhaft leeren müsse. Auch auf das, welche Verfügungen nach seinem Tod, mit seinen zeitlichen Gütern, die groß und ansehnlich waren, sollten vorgenommen werden, war er einige Jahre vor seinem Sterben, von den Worten der göttlichen Offenbarung: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben!" aufgemuntert, als ein sorgfältiger Vater bedacht. Das von ihm aufgesetzte Testament hat K. Mathias zu Preßburg im J. 1615 am 19. Jänner, mit seinem königlichen Wort bestätiget. So sank denn Thurzó, der sorgfältige Staatsmann, und Hausvater in den kühlen Schooß der Erde ruhig, und von keinem Gewissensskrupel gequält, an dem Ziel seiner irdischen Thätigkeit hinab. Sein entseelter Körper wurde im folgenden J. den 19. Februar zu Bittse im Trentschiner

Comitate sehr solenn, unter einem großen Leichengepränge begraben. Isaak Abrahamides hielt die Leichenrede, der mit oratorischer Energie die Tugenden des großen Mannes schilderte, und Georg Zawodszky, dieser redliche Gefährte, und getreue Rathgeger des unvergeßlichen Palatins, der uns ein schätzbares Diarium hinterlassen hat, beschrieb das trauervolle Verschwinden des Verblichenen von diesem Erdball in folgenden schönen poetischen Worten:

Solstitium brumale fuit, cum Pannoniae Sol
Thurzó Palatinus, Patriae Pater occidit, Eheu!
Instat naufragium; serva nos Christe Redemptor!

Das Bildniß dieses berühmten Grafen, ist in der Schloßkirche zu Árva, in Lebensgrösse in Marmor ausgehauen zu sehen, und mit schönen Inschriften geziert, die dem frommen historischen Wallfahrter dahin, die großen Thaten des Mannes erzählen. Nicht weit von der merkwürdigen einen süssen Schauer erregenden Statue, erblickt man an der Wand den Helm, den Thurzó getragen, und den Streitkolben den seine tapfere Hand zum Heil des Vaterlands geschwungen hat.

Die Nachkommen dieses unvergeßlichen, und tapferen Mannes waren sehr zahlreich. Er wandelte zweymal die Rosenbahn zu Hymens frohen Altären: Das erstemal im J. 1585 mit Sophie Forgács, das anderemal im J. 1592 mit Fräulein Elisabetha Czobor. Die Kinder der ersten Ehe waren drey, nämlich Franz, Susanna, und Juditha; die Kinder aber der

zwey-

zweyten Ehe 9 an der Zahl, die Söhne hießen Johann und Emericus. Johann starb als Kind, Emmerich aber, der zu Wittenberg studierte, und alldort, mit Bewilligung des Churfürsten von Sachsen, die Würde eines Rectoris Magnifici, welche Würde sonst nur die hohen Erhalter der Universität schmückt, mit Ruhm bekleidet hat, pflanzte das tapfere Geschlecht der Thurzónen fort. — Die Töchter hießen: Barbara, Helena, Maria-Anna, Catharina, Anna, Elisabetha, und Sophia. Barbara war an den Grafen Christoph Erdődy von Monyorokerék, und Helena an den Grafen Caspar Illésházy verehlichet. —

J. Melzer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

FRÖLICH.

Die Erfahrung in dem Felde der allgemeinen Weltgeschichte, ist wohl keinem Zweifel mehr ausgesetzt, daß ein jegliches Jahrhundert Männer an Geistes-Stärke hervorgebracht hat, die, wie man zu sagen pflegt, weit über ihr Zeitalter hinaus, oder früher als ihr Jahrhundert waren. Dieß könnte wohl vielleicht so viel heissen: dergleichen Männer und ausserordentliche Genie's haben zu ihrer Zeit, solche Handlungen und Werke, in dem Gebiethe der Kunst und Literatur hervorgebracht, die von dem Genius ihres Zeitalters, und dem Geiste ihrer Zeitgenossen nicht gehörig konnten aufgefaßt, und verstanden werden — welche aber die spätere Aufklärung und Cultur des Menschengeschlechts, mit Dank anerkannte, und hoch emporgehoben hat.

Bayerische Staatsbibliothek München

Eine solche seltene Erscheinung an dem Horizonte der gelehrten Welt, wenn ich mich so ausdrücken darf, war bey dem Beginnen des XVI. Jahrhunderts, der oben angezeigte Frölich, — ein Mann von besondern Talenten, und einer ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntniß, der von den Klügern seiner Zeit, würdig nach seinem ganzen gelehrten Gewicht geschätzt, von andern aber, die immer in Bezug auf ihre Denkart in der Distanz die ein Jahrhundert zurücklegt der fortschreitenden Aufklärung nachhinken, als ein überspannter Kopf ausgeschrien wurde. Man weiß wie die Welt Männer zu beurtheilen pflegt, die in dem Dunkel ihres Zeitalters, eine helleuchtende Fackel aufstecken, und neue, kräftig wirkende Werkzeuge erfinden, den Irrthum sammt seinem unseligen Gefolge, des finstern Aberglaubens und der Vorurtheile von dem Erdboden zu vertilgen. Nur die späte Nachwelt wird zuweilen von dem Zeitgeist mit dem Auftrag beehrt nach Jahrzehnden, oft nur nach Jahrhunderten die Verdienste solcher, ihrer Zeit verkannten Männer gehörig zu schätzen, und zu beurtheilen. In die Klasse solcher nach ihren Verdiensten nicht genug gewürdigter Männer gehört unstreitig unser David Frölich. Dieser berühmte und äußerst merkwürdige Mann, ward im J. 1600 zu Käsmark in der Zips gebohren. Sein Vater, auch ein treffliches Mitglied der gelehrten Gilde, hieß Johann, und war einst Rektor, an der zu Laibitz, einer königl. XIII. Stadt, im großen Flor gestandenen Schule. Das große Genie, das der Himmel so mildreich unsern

Frölich verliehen hat, fing sich sehr frühe an, noch in dem Knaben, in Erscheinungen zu entwickeln, die aus ihm einen künftigen großen Gelehrten prophezeyten. Zu enge war also bald für dasselbe der Wirkungskreis der väterlichen Schule, in welcher Frölich den Grund zu seinen Wissenschaften gelegt hat. Er begab sich in's Ausland und studierte auf der Universität zu Frankfurt an der Oder. Wie erwünscht war seinem wißbegierigen Geiste der hiesige Aufenthalt, der ihm die Zauberpforten zu seinem eigentlichen Elemente öffnete, nach dem Frölich in seinem Vaterland geschmachtet hat. Die Lieblingsstudien, auf die er hier seinen größten Fleiß verwendete, waren die mathematischen, astronomischen, und medizinischen Wissenschaften; nebenbey vergaß er aber auch nicht, sich, wann er die Regionen des Uranus mit dem Fernrohr bewaffnet, verborgene Welten auszuspähen, durchwandert ist, der Göttin der Geschichte gefällig zu machen.

Allein der große Geist, der Frölich beseelte, konnte auch in Frankfurt nicht hinlängliche Nahrung finden, und darum, um ganz den Vorschlägen seiner genialischen Maxime Genüge zu leisten, unternahm er in verschiedene fremde Länder, Reisen, dessen sich wohl bewußt, daß er auf ihren Bahnen, manche Schätze finden werde, mit welchen sein erfreutes Herz einst sein Vaterland würde beglücken können. Mehr denn 12 Jahre verstricheu, bis Frölich seinen gelehrten Wanderstab aus den Händen gelegt hat,

Unendlich groß waren aber die Vortheile, die der Wanderer von seinen Reisen zog! Er schloß mit den gelehrtesten Männern der damaligen Zeit freundschaftliche Bündnisse, und theilte durch den Druck, hie und da, seine gemachten Erfahrungen dem Publikum mit. Seine auf den Stadien der gelehrten Wallfahrt, erschienenen Schriften, machten auch seine ungrischen Landsleute sehr aufmerksam und neugierig. Müde endlich des Herumziehens, und gesättigt am Geiste kehrte Frölich im J. 1631 in sein Vaterland zurück. Er betrat die Schwellen seiner geliebten Vaterstadt, und ein trauriger Zufall hat den Erfreuten in der Mitte seiner Patrioten, plötzlich in dem Trauerflor gehüllt. Es starb gerade bey seiner Ankunft, der damalige Rektor an dem Käsmarker Gymnasium, der weiland weltberühmte M. David Praetorius, an dem Frölich auf den verborgenen Wegen der sympathetischen Magie, wie das zärtliche Kind, an seinem geliebten Vater hieng. Praetorius war sein Curator, und dessen gute, von der Sorgfalt eines zärtlichen Vaters zeugende Gesinnung gegen den Entfernten jungen Sohn der Musen, mochte auch dieß innige Verflechten der Seele dieser beyden Sterblichen erzeugt haben. Wie sehr Frölich, was allerdings zur Würdigung seines Gefühls der Achtung gehört, die wir den Männern in Silberhaaren zu erweisen schuldig sind, seinen unvergeßlichen Praetorius geschätzt habe, beweisen die enthusiastischen Worte in welchen er seiner, in dem zu Breßlau 1623 erschienenen astrologischen Prognostikon gedenkt. —

Diesem berühmten Manne folgte nun Frölich als Rektor, an dem Käsmarker Gymnasium. Bewundert von allen, die das Glück hatten den Sohn des Archimedes auf dem Lehrcatheder zu sehen, und ihn zu hören, trug hier Frölich mit großem Applaus, die Mathemathik, und Geschichte vor. Groß war der Scharfsinn, und tief die Einsicht, mit welcher Frölich alles was er vortrug, behandelt hat. Der Ruf von seiner seltenen Gelehrsamkeit, gelangte wie die Sage von einem Orakel, auch bis an den Hof des Kaisers und Königs Ferdinand III. — Süsse Erinnerung, die uns auf ihren Zaubschwingen sanft in die glückliche Regierungsperiode dieses trefflichen ungrischen Regenten versetzt! sie macht uns in den glänzenden Gruppen den Schätzen der Unsterblichkeit geweiht, mit einem Wink des Frolockens, auf die wahrhaft majestätischen Gesinnungen dieses Monarchen aufmerksam, in welchen er den Gelehrten, in den Staaten die sein mildes Szepter beglückte, ergeben war. Ferdinand schätzte den gelehrten Käsmarker Mathematiker, und Astronom, und liess seinen Kenntnissen alle Gerechtigkeit wiederfahren; Er beehrte ihn deßhalb mit einem Brief, in welchem Frölichen das Privilegium ertheilt wurde, den Titel eines Mathematici Cæsarei per Hungariam zu führen. Welch ein mächtiger Impuls war für den gelehrten Frölich diese königliche Gnade, sich der großen Ehre, die ihm hierdurch zu theil wurde, auch würdig zu machen, wenn man bedenkt, welch ein Gewicht in dem damaligen Zeitalter

auf die Titulaturen gesetzt wurde! Doppelt höher schien sich jetzt das Genie Frölich's auf seinen ätherischen Schwingen zu erheben, und doppelt eifriger sein Herz zu schlagen, in den Wissenschaften noch größere Fortschritte, zum Heil seines Vaterlandes zu machen. Er erstieg auch den höchsten Gipfel des litterarischen Rufs: Allein eben jetzt da er sich an den Glanz der strahlenden Denkmähler seines Schweißes weidete, schien der blasse Neid seiner gelehrten Collegen aufgewacht worden zu seyn, der sich dem Genius der Unvergänglichkeit in dem Weg stellte, ferner Immortallen in den Lorbeerkranz seines erhabenen Rufs, in dem Frölich an der Spitze der damaligen Gelehrten Ungarns stand, zu flechten. Seine Schriften die er jetzt zur Erhebung der vaterländischen Industrie, und Beförderung des allgemeinen Wohls herausgab, wurden als übertrieben, und unrichtige Geistesprodukte, weil sie der Auktorität der Vorurtheile keinen Weihrauch anzündete, verschrien. Sein vortrefliches Werk unter den Titel: Medulla Geographiæ Practicæ." erschien im J. 1639 zu Bartfeld, und der Werth dieses trefflichen Buches wurde verdunkelt. Es kam der Jugend nicht in die Hände — ach, und wie viel Gutes hätte die Benutzung desselben in der Schule, in den künftigen ungarischen Generationen hervorbringen können! Doch die Vorsehung läßt nie das Gute ganz unbenutzt, unter den Trümmern der Verachtung und Geringschätzung liegen. Es trafen in der Schauerperiode der Kriege in welcher Ungarn später verwickelt war, deutsche Feld-

herren in unsern Vaterlande ein, welche Landkarten mit sich brachten, und durch sie sind die Ungarischen Großen auf das Studium der Erdbeschreibung aufmerksam gemacht worden. Sie fiengen erst jetzt an aus wahrer Neigung zur Länderkunde, die nebst der Mathematik ein Hauptstudium eines wissenschaftlich gebildeten Soldaten ist, das geographische Werk von Frölich zu schätzen, und als ihre angenehmste Lektüre zu betrachten. Aus Eifer, den deutschen Kriegern an geographischen Kentnissen gleichzukommen, und die Gestalt der Welt sich recht einzuprägen, hefteten sie jetzt an die Wände ihrer Palläste, wo sonst nur verrauchte Bilder, Panzer, Schilder, und Harnische hingen, Landkarten auf. So sind also unsre Väter auf die Würdigung der Verdienste Frölich's um die so nützliche Wissenschaft der Geographie, durch Ausländer aufmerksam gemacht worden. — Auf die nämliche Art, wie es immer zu gehen pflegt, daß uns Ausländer an das Erhabene und Kostbare in unsrer Mitte erinnern müssen! Dem nachahmungswürdigen Beyspiele der Musenfreunde unter den ungrischen Magnaten, folgten zwar auch noch andere; allein im Ganzen blieb Frölich doch von dieser Seite dem Vaterlande unbekannt.

Frölich's Verdienste um die Länderkunde, und überhaupt um die Litteratur müssen uns immer in einem doppelt hellen strahlenden Lichte erscheinen, wenn wir erwägen, daß er in den Fächern die er bearbeitete keine Vorarbeitungen

gefunden habe. Ueberall zeigte sich Frölich als ein origineller Kopf! — Er war auch ferner der erste der es wagte, im J. 1615 die von den Wolken umlagerten Thürme der Karpathen, in gelehrter Hinsicht zu besteigen. Die allerersten wissenschaftlichen Berichte von jener kolossalen Scheidewand, die einst Pannonien von dem Lande der Sarmaten trennte, haben wir also ihm zu verdanken. Das gelehrte Publikum hat sie einst mit großer Begierde aufgenommen.

Noch eine andere treffliche Schrift von Frölich, unter dem Titel: „Vorläufer der neuen ungrischen Chronik," hat der berühmte Mathias Bel, nachdem er ihren litterarischen Werth, als ein genauer Kenner der alten Dokumente, der eigentlichen soliden Pfeiler der Geschichte einsah, in's Lateinische übersetzt, und seinen Schriften einverleibt. Und so war es denn auch Bel, der fast nach einem Jahrhundert, den berühmten Frölich aus den finstern Gemächern der Vergessenheit triumphierend an's Licht, in der gebührenden Glorie seines Ruhmes gebracht hat. Nebst diesem würdigen Manne hat auch Abdias Tren, Professor der Mathematik zu Altdorf, einen trefflichen Panegyrikus in Versen auf unsern Frölich geschrieben. — Frölich, dieser unermüdete Gelehrte, der auch in den medizinischen Wissenschaften kein Idiot war, starb für die gelehrte Welt zu früh — denn schon im Jahr 1646 war er ein Opfer des Todes. Friede seiner ruhenden Asche!

J. Melzer.

K E M É N Y.

Johann Kemény von Magyar-Gyerő-Monosztor, Fürst in Siebenbürgen; war aus einer altadelichen, nunmehr Freyherrlichen Siebenbürgischen Familie entsprossen, deren Stammhaus Gerend war. Seine Mutter, welche ihn im Dezember 1607 zu Bükkös gebahr) hieß Sophia Tornya, und sein Vater Balthazar. — Seine frühere Ausbildung, und Erziehung fand er an dem Hofe des Fürsten Gabriel Bethlen, wo sich manche Gelegenheit erboth seinem fähigen Geist zeitlich zu entwickeln, und sich mit den Kenntnissen eines Staatsmanns auszurüsten. Nach Bethlen's (1629) erfolgtem Tode blieb er einstweilen, noch in den Diensten seiner hinterlassenen Wittwe Catharina. Er wurde von dieser 1630 auf dem Landtag geschickt, um der Wahl eines neuen Fürsten beyzuwohnen, allwo

er dem Georg Rákóczy sein Votum gab. — Rákóczy, dem die Talente des jungen Kemény nicht unbekannt waren, rief ihn, bey Antretung seiner Regierung, zu sich, machte ihn zum Hofmeister des jungen Prinzen Georg Rákóczy II., und nachdem die Verdienste des Kemény immer zahlreicher wurden, ernannte er ihn zu seinem General. Als solcher war er wider Basilium Lupolum, Woywoden in der Moldau zu Felde geschickt, wo er mehrere Proben seiner Tapferkeit ablegte.

Diesem Kemény aber, ward von dem Schicksal ein Lebenspfad voll herber Prüfungen vorgezeichnet. Klug, und erfahren, ein Freund der Litteratur, dabey muthig und tapfer schien ihm das Geschick zu einem erhabenen Ziel bestimmt zu haben, das er zu erreichen vollkommen würdig war; doch was sind Talente und Muth, wenn das Glück uns nicht günstig anlächelt? sie sind ein wohlgebautes Schiff am Meere, das, wenn es gleich mit allem Nöthigen versehen ist, was zu einer guten Fahrt berechtigt, doch nur zu leicht, schon von dem ersten Sturme an die Klippen geworfen wird, wo es dann hilflos, und unglücklich scheitert! — Im Jahr 1657 that Kemény mit obbemeldten Rákóczy einen Zug nach Pohlen, und wohnte daselbst einigen Kriegsaktionen rühmlich bey; als aber Rákóczy's Heer gegen die wider ihn anrückenden Tartaren nach Siebenbürgen zurückeilte, vertraute er dem Kemény, als Oberbefehlshaber, seine in Podolien gelassene Armee,

welche er auch nach Siebenbürgen zurückführen sollte; er wurde aber mit solcher von den Tartaren, unter ihren General Nazadin Aga, umringet, und ob er sich wohl des ersten Tages, (ungeachtet ein Mann der Seinigen gegen zehn Tartaren zu fechten hatte) männlich vertheidigte, ward er doch, als des andern Tages die Szemenier, die in Rákóczy's Sold gestanden, zu dem Feinde übergiengen, geschlagen, sein Volk meistentheis niedergesäbelt, er aber gefangen in die Krimmische Tartarey abgeführt.

Im Gefängnisse gesperrt, mußte der an Thätigkeit gewohnte Kemény, nun geschäftslos schmachten, doch seine große Seele wußte sich selbst die Drangsale des Kerkers erträglicher zu machen; indem er sich die Zeit mit litterärischen Aufsätzen verkürzte, die er nach und nach niederschrieb. Hier war es, wo er jene nützliche (1659 zu Patak in 4to. erschienenen) Tabellen verfaßte, welche zur Erläuterung der 150 Psalmen dienen sollten; sie sind in ungrischer Sprache, unter dem Titel: Gileadi Balsamum etc. abgefaßt. — Eben daselbst schrieb er eine Apologie zu seiner Entschuldigung wegen der unglücklichen Schlacht; und selbst die Beschreibung seines Lebenslaufs, von seiner Geburt, bis zum J. 1655. hat er handschriftlich hinterlassen. So mußte Kemény die trüben Tage seiner Gefangenschaft auszufüllen, und als Philosoph sein Unglück zu ertragen; bis er endlich nach 2 Jahren, durch schwere Ranzion losgekauft wurde. — Sobald er sich wieder auf freyem Fuß gestellt

fand, begab er sich über die Wallachey in seine Heimath; doch verblieb er noch einige Zeit bey dem Mihne, damaligen Woywoden der Wallachey, und da er diesen eben mit Zurüstungen beschäftigt fand, um gegen Barcsay zu Felde zu ziehen, beredete er ihn, daß er nicht in Siebenbürgen einfallen solle; ja, als er bey seiner Rückkehr erfuhr, daß indessen die Türken, Rákóczy zum Trotze, den Achatius Barcsay zum Siebenbürger Fürsten erklärt hatten, gab er sich viele Mühe, die Uneinigkeiten zu vermitteln, und beyde mit einander auszugleichen. Allein Barcsay hatte von dem längeren Aufenthalte des Kemény in der Wallachey, den irrigen Verdacht gehegt, daß dieser mit Mihne, Anschläge zu seinem Sturz daselbst gebrütet habe, und als er auch bald einsah, daß er das Fürstenthum bey so vielen Zerrüttungen nicht würde behaupten können, trug er solches dem Kemény an, und erklärte ihn auf dem Felde Keresztes, in Gegenwart der Provinzialtruppen zum Fürsten. Da jedoch Rákóczy Meister von dem Lande blieb, und auf dem Landtage zu Neumark abermal in der fürstlichen Würde bestättigt ward, zog Kemény auf seine in Oberungarn befindliche Güter, mit dem festen Vorsatze: so lange Rákóczy lebt, nicht mehr Siebenbürgens Boden zu betreten.

Rákóczy starb, und die, gegen Barcsay erbitterten Siebenbürgischen Stände, riefen, auf den 1660 am 24ten Dez. zu Neenmarkt (Szász-Régen) gehaltenen Landtag, einstim-

mig den Kemény zu ihren regierenden Fürsten aus. Kemény konnte sich von dieser Wahl eine günstige Folge versprechen, weil er mit Barcsay einen Vergleich getroffen hatte, vermög welchem dieser die Türken nicht mehr zu seinen Beystand rufen durfte, auch alles was auf den Neenmarkter Convent, der Regierung halber beschlossen würde, genehm halten sollte. — Nachdem also Kemény die Huldigung empfangen hatte, begab er sich unter Kaiser Leopolds Schutz, und nahm kaiserliche Garnisonen in seine Festungen ein. Bald darauf erfuhr man, daß die Türken dennoch heranzögen, dem Barcsay beyzustehen, worauf dieser von Kemény's Leuten (aber ohne dessen Vorwissen oder Einwilligung) ermordet wurde.

Die Ottomanische Pforte konnte nicht ruhig zusehen, daß Kemény ohne ihren Willen, die Fürstenwürde erhielt, und schickte 1661 eine starke türkische Armee nach Siebenbürgen. Im Hátszeger Distrikte schlugen die Türken sofort ihr Lager auf, und verlangten laut, die Absetzung des Kemény, in welchem Falle sie mit dem Sengen und Verwüstung, die sie um sich verbreiteten, einzuhalten versprachen; doch die Briefe der Feinde fielen dem Kemény in die Hände, der solche, ehe sie an den Bestimmungsort gelangen konnten, unterdrückte, und nun neuerdings bey dem Kaiser Schutz und Hilfe suchte. Sein Ansuchen fand Gehör, und er vereinigte sich, bey Majthény in Ungarn, mit dem General Grafen Montekukuli, der ein Heer von

20,000 Mann kommandirte, gieng auch damit auf Siebenbürgen los, woselbst die Türken einen siebenbürgischen von Adel, Namens Michael Ábbaffy zum Fürsten eingesetzt hatten. Guten Muths rückte Kemény vorwärts, in der Hoffnung durch einen tapfern Feldstreich den Feind zum Weichen zu bringen; da er aber bald von den eingeholten Gefangenen erfuhr: daß die türkische Armee wohl viermal so stark wie die kaiserliche und Keményſche wäre, mußte er sich wieder nach Ungarn zurückziehen; um so mehr, da Hunger, und Krankheiten bereits nur von den Ungarn allein, über 3000 hingeraft hatten. — Nach dem Rückzug des Kemény überschwemmte Ali Bascha unterschiedliche Landschaften, und zwang sie, dem Abbaffy zu huldigen; bey welcher Gelegenheit die von Csik, vor allen andern am beharrlichsten, und dem rechtmässigen Fürsten Kemény getreuesten waren, wofür sie aber auch sehr hart mit Feuer und Schwerdt von den Türken mitgenommen wurden. —

Mit Ausgang des 1661. Jahres, zog Ali Bascha seine meiste Macht nach Temesvár zurück, Ibrahim Bascha aber blieb bey dem neuen Fürsten Abaffy mit 2000 Türken, und 18 Fähnlein Wallachen, zu seiner Vertheidigung, mit welchen dieser Prätendent sich nach Medwisch verfügte. Sobald dies Kemény vernahm, setzte er seine Truppen in Marsch, um den rechten Augenblick zu benützen, und den Abaffy anzugreifen. Er belagerte auch diesen wirklich in

Schäsburg, mußte aber auf Ankunft des türkischen Entsatzes die Belagerung aufheben. Endlich kam es, bey Nagy-Szöllös (den 23ten Jänner 1662) zu einer Schlacht, in welcher Kemény mit unerschrocknen Muthe kämpfte, in welcher ihn aber sein unglückliches Schicksal ereilte! — Kemény focht Anfangs mit günstigerem Glücke, er hatte bereits die ersten Reihen der Türken hingestreckt, und ein solches Blutbad unter dem Feinde angerichtet, daß dieser schon auf dem Rückzug bedacht zu werden anfieng; allein in dem wichtigsten Momente des Kampfes, jetzt, wo Kemény mit verdoppelten Kräften vorzudringen befahl — ergriff seine Soldaten ein panischer Schrecken; sie flohen verwirrt, und ließen dem schwächeren Feinde die Wahlstatt, und den Sieg. Fürst Kemény selbst stürzte mit dem Pferde, und obwohl ihm sein Truchseß das seinige verabreichte, konnte er den Kemény doch nicht helfen; denn dieser wurde in der großen Verwirrung von seinen eigenen Völkern zu tode getretten, und versöhnte also mit diesem letzten Schlage, das, sich an ihn stets rächende Schicksal! — — Sein Körper, der nicht gleich aufgesucht werden konnte, wurde später nirgendsmehr gefunden. Das unglückbringende Pferd aber ist durch den jungen Simon Kemény wieder nach Hause gebracht, und der wehklagenden Gemahlin seines gebliebenen Vaters, eine betrübte, stumm redende Zeitung gewesen, worauf sie selbes zu erschießen befohlen.

Ke-

Kemény war reformirter Religion, und ein tugendhafter, bescheidener Mann. Er begieng zwar Fehler, wie solche jeder Feldherr zuweilen begeht, er hatte sich aber bey allen Gelegenheiten sehr tapfer erwiesen, und verstand die Kriegskunst vollkommen. Seine erste Gemahlin, von welcher er 5 Söhne erhielt, war von dem Geschlechte Lakoi, die Letztere aber, die ihm keine Kinder gebohren, von der Familie Lenghi.

VESSELENYI.

Franz Vesselényi de Hadad, aus einem vornehmen ungrischen Geschlechte entsprossen, ein Sohn des k. Raths und Kämmerers Stephan Vesselényi war ein Mann, an welchem alles verrieth, daß er in Pannoniens Gefilden gebohren war, und an dem der Nationalcharakter eines eigentlichen Ungars unverkennbar hervorleuchtete. Er war kühn und tapfer, rasch in seinen Handlungen; war stolz und ehrliebend, und doch großmüthig, klug und bescheiden: er liebte mit Treue seinen Monarchen, und schätzte mit Enthusiasmus sein Vaterland; — Nur Schade, daß der Sterbliche so leicht von der rechten Strasse abgleiten kann, auf welcher ihn die Tugend geführt hatte, schade daß Vesselényi auch einem gewissen Fehler, doch erst in

den letzten Tagen seines Lebens, sich ergab, der zu selber Zeit so vielen ungrischen Grossen gemein war, und der seinen Biographen betrübt macht, weil er an die Reihe der glänzenden Thaten, die Vesselényi auszeichneten, auch seine Schwachheiten knüpfen muß, welche jenen Glanz, ach, um vieles verdunkeln! —

Vesselényi ward an des Kaisers Ferdinand II. Hofe, als ein Edelknabe erzogen, wo er sich reichlich mit Kenntnissen ausbildete, als er aber zum Manne heranreifte, bestimmte der, von Natur mit einem rüstigen Körperbau begünstigte, und mit einem feurigen Muth begabte Vesselényi sich zum Militär, und wohnte mehreren Schlachten gegen die Türken, mit rühmlichen Verhalten bey. Als nachher Vladislav IV. König von Pohlen, in den schweren Krieg mit Moskau, und den Tartaren verwickelt war, führte Vesselényi ihm einige ungrische Compagnien zu, und nahm Antheil an dem Feldzuge; wofür ihm Vladislav das Indigenat, und bey 100,000 Thaler werth Güter in Pohlen gegeben hat.

Bey jeder Gelegenheit hatte Vesselényi die herrlichsten Proben seines Unternehmungsgeistes, und seiner Geschicklichkeit in der Kriegskunst abgelegt; und um dieses schöne Bestreben noch besser anzueifern, erhob Ferdinand, den Vesselényi in den Grafenstand, und ernannte ihn zum Commandanten der Festung Fülek; ein Posten der von den nahen

Türken immer bedroht war, und der eines entschlossenen, und weisen Befehlshabers bedurfte. Vesselényi taugte gänzlich für diesen Platz; von welchem aus, er nun zahlreiche Streifzüge, die meist mit glücklichen Gefechten bezeichnet waren, gegen die Türken unternahm. Auf einem solchen Streifzug, und zwar bey dem Dorfe Guta geschah es: daß der rüstige Vesselényi einem Türken mit einem Hiebe den Kopf, und die Hand abhaute, darinnen er die Estandarte geführt; welche er dann dem Könige Ferdinand III. überschickte. — Im Jahre 1647 erhielt er das Generalat in Oberungarn, nachdem er vorher auch die ungrischen Völker, in dem deutschen Kriege wider die Krone Schweden, angeführt hatte; und als hernach Georg Rákóczy Fürst von Siebenbürgen zu den Waffen griff, ward er in Ungarn wider denselben gebraucht. In diesem Kriege that er sich sonderlich 1644 durch die Eroberung von Murány hervor, allwo die Landherren einen grossen Schatz aufbewahrt hatten. Dieses sehr befestigte, mit Proviant und Mannschaft wohlversehene Schloß, das auch durch seine natürliche Lage fast unbezwinglich war, indem es auf einem hohen und steilen Felsen lag; schien hönisch jedem Anfalle zu trotzen, und die größten Anstrengungen jedes Belagerers zu verlachen. Vesselényi wußte es, aber eben dieses machte ihn nur begieriger, eine so wichtige Feste dem Feinde abzunehmen. Fest nahm er sich vor alles zu versuchen, um Murány dem Gehorsam des Kaisers unterthan zu machen: da aber hier mehr durch

List, als durch Gewalt zu erreichen war, ersann er ein Mittel das einzig in seiner Art gewesen. Die Gebietherinn dieses Schlosses war Maria Szecsi, ein schon mannbares, und für die Gefühle der Liebe nicht unempfängliches, vornehmes Fräulein; Maria's Gunst zu gewinnen war nun sein Plan, denn durch die Eroberung ihres Herzens, meinte er auch die Eroberung Murány's desto leichter zu bewerkstelligen. Er schrieb daher an das junge gräfliche Fräulein, gestand ihr in dem Brief seine Liebe, und, da er nun Wittwer war, trug er ihr die Ehe an; bath sie auch, ihm eine Unterredung mit ihr zu gönnen, in welcher er sich mit ihr, über diesen Gegenstand umständlicher besprechen könnte. Ein so zärtlich abgefaßter Brief fand leicht Gehör bey dem liebenden Mädchen, und sie erschien, Tags darauf, in einem, nahe an der Burg gelegenen Wäldchen, und wenn die wenigen Zeilen des Briefes schon so große Wirkung gethan hatten, so ist es kein Wunder, daß nun die schöne einnehmende Gestalt des Grafen, und sein nun auch mündlich versicherter Heiratsantrag, vollends das sanftere, weibliche Herz besiegten. Nun zeigte sie ihm einen heimlichen Weg, durch welchen man in das Schloß gelangen konnte, auf diesem Wege drang dann Vesselényi mit bewaffneter Mannschaft ein, machte die Rákóczysche Besatzung theils nieder, theils zu Gefangenen, und die Festung ward erobert. — Ferdinand erstaunt und erfreut über dies sowohl kluge als tapfere Benehmen, gab (1646) das nämliche Schloß Murány, mit den dazu gehö-

rigen Gütern, ihm und seinen Nachkommen zum Geschenke, und ernannte ihn zum königlichen Rath.

So hatte also Vesselényi bereits durch acht volle Jahre, als Kommandant in Oberungarn dem Könige redlich gedient, und für die Sicherheit des Bürgers und Landmanns gewacht; und der ihn achtende Monarch hatte seine Verdienste von Zeit zu Zeit nicht nur mit verschiedenen hohen Aemtern gewürdigt, die er ihm ertheilte, sondern es strebte auch das Vaterland dem biedern Staatsmann und Helden seine Erkenntlichkeit zu erweisen, indem ihm die Stände 1655 den 15ten März, auf dem Landtage zu Preßburg, einhellig zum Palatin des Reichs ausriefen. In dieser neuen Eigenschaft wohnte Vesselényi dann der Huldigung Leopolds als König in Ungarn bey, auch sowohl dessen, als auch der Krönung Eleonorens, Kaiser Ferdinand III. Gemahlin. — Als er 1660 nebst dem Grafen von Souches das Lager bey Rakomur aufgeschlagen, um die von dem Ali-Bassa belagerte Stadt Wardein zu beobachten, suchten die Siebenbürgischen Stände, deren Fürsten Barcsay, gemeldter Bassa aretieren lassen, bey ihm Rath; auch unternahm Vesselényi in diesem Jahre eine Reise nach Patak zur Wittwe Rákóczy's, sie zu bewegen, in Etsed kaiserl. Besatzung einzunehmen, die sich aber dazu nicht verstehen wollte.

Mit Ausgang des folgenden Jahres (1661) hatte der dem Oesterreichischen Kaiserhause treu-

ergebene, aber auch sein Vaterland allzusehr liebende Vesselényi viele Verdrüßlichkeiten auszustehen. Es hatten nämlich die deutschen Kriegsvölker bisher die Gegenden wo sie aufgestellt waren, nicht nur gänzlich ausgezehrt, sondern auch darin allerley Ausschweifungen getrieben, welches die Ungarn nicht mehr ruhig ansehen konnten. Als daher die kaiserl. deutsch-Miliz unter Montekukuli und Souches, in Oberungarn die Winterquartiere beziehen wollten, verweigerten ihnen die Stände jener Gegend sowohl Quartier als Lebensmittel. Vesselényi um den, aus solchen Uneinigkeiten leicht entstehenden üblen Folgen zuvorzukommen, hielt ohne Verzug (am 2. Dezemb.) mit den ungrischen Ständen der benachbarten Comitate, eine Zusammenkunft zu Kaschau, um sich mit ihnen, über die Verpflegung und Dislozirung der Armee zu berathschlagen; allein diese schützten den beträchtlichen von der deutschen Armee in der That erlittenen Schaden vor, schlugen allen ihnen zu verabreichenden Unterhalt, rund ab, und erklärten dreust, daß, weil die deutsche Miliz ohne Vorwissen und Bewilligung des Landes, hineingebracht wurde, diejenigen welche solche ins Land gefordert, auch für deren Quartier und Verpflegung sorgen sollen, und diesen hartnäckig abgefaßten Entschluß überreichten sie dann auch schriftlich dem Palatin. Vesselényi war hierüber sehr bestürzt, weil durch diese Hartnäckigkeit der schlechte Zustand der Armee unvermeidlich um sich greifen mußte. Er überreichte ihnen ein kaiserliches Schreiben, worin die Stadt

Kaschau angewiesen wurde, deutsche Völker einzunehmen, und both alle Beredsamkeit auf, um die Stände zur Nachgiebigkeit zu vermögen: doch diese beharrten auf ihre Rechte, und drohten sogar, daß, wenn der Soldat, zu seiner Nothdurft etwas gewaltthätigerweise hinwegnehmen sollte, so wollten sie ihn auch mit Gewalt hinausschlagen. Diese Drohung schien sich nur allzubald zu beſtättigen; denn als sich kurz darauf bey 300 deutsche Soldaten dennoch in die Stadt geschlichen, und daselbst eine lutherische Kirche besetzten, da ergrimmten Edelleute und Landvolk; es entstand ein Auflauf, fast 30,000 Bauern bewaffneten sich gegen die kaiserliche Militz, und nur mit vieler Mühe gelang es dem besorgten Vesselényi, diesen Aufstand zu dämpfen; und erst im Monathe Jänner (1662) wo sich der Palatin abermal, und zwar in Vereinigung mit den kaiserl. Kommissären, nach Kaschau begab, vermochte man endlich die Stände dahin, daß sie den deutschen Völkern in einigen dortigen Gespannschaften Cantonirungen gestatteten, doch nur unter der Bedingniß, daß selbe die Lebensmittel bezahlen, und von allem bisher verübten Unfug ferner abstehen sollen. —

Solche Uneinigkeiten herrschten also um jene Zeit im ungrischen Lande; und als daher Leopold (1662) die Stände nach Preßburg berief, um daselbst einen Landtag abzuhalten, hatte Vesselényi als Palatin, mit ähnlichen Verdrüßlichkeiten zu kämpfen. Auf die-

sem Landtage drang der Kaiser darauf, daß die Stände bey den gegenwärtigen großen Gefahren, in welchen das Reich schwebte, bey Zeiten darauf bedacht seyn sollten, sich in guten Vertheidigungsstand zu setzen, wenn allenfalls ein Krieg mit den Türken ausbrechen sollte. Allein die evangelischen Stände, wollten so lange von den königiichen Propositionen nichts hören, bis der König ihre Religionsangelegenheiten und Privatbeschwerden in Acht genommen hätte. Darüber geriethen die katholischen und evangelischen Stände in große Streitigkeiten, mit welchen die Zeit unbenützt verstrich. Der Palatin that hier wieder, was seiner Pflicht gemäß war: Er gab sich unsägliche Mühe, die entzweyten Gemüther zu vereinigen, und beschwor die Stände fast mit Thränen, sie sollen doch dem Wunsche Sr. Majestät nachkommen, der ohnehin nur ihre eigene Wohlfart betrifft, und die Berathschlagung über die Mittel zur Sicherheit des Reichs, ihren Privatvortheilen vorziehen. Dieses sein unverdrossenes Bestreben um die Sache des Kaisers und des Vaterlandes, schien auch dießmal eine Vergeltung zu finden, denn noch während des Landtags, am 15ten Juny, schlug ihn der Kaiser, (im Namen Philipps IV. von Spanien) zum Ritter des goldenen Bließes, und hieng ihm in der Franziskanerkirche, die goldene Ordenskette um, in Gegenwart eines zahlreichen versammelten ungrischen Adels, und anderer hoher Standespersonen.

Im Jahre 1663 gerieth es zwischen dem türkischen und dem römischen Kaiser zum öffent-

lichen Kriege, und Leopold ließ durch den Palatin ein allgemeines Aufgeboth ausschreiben, worauf sich auch wirklich bey 20,000 Mann Insurrektionstruppen einfanden, über welche der Palatin den Oberbefehl hatte. In diesem Kriege ward gegen dem Feinde mit abwechselnden Glücke gefochten, unter den, für Ungarn fataleren Fällen gehört die Uebergabe der Festung Neuhäusel, worin Forgács das Kommando geführt, und der nach einer langen und tapfern Gegenwehr, da kein Succurs anlangte, diese wichtige Festung den Türken mit Accord überlassen mußte, wofür sich Forgács großen Verantwortlichkeiten aussetzte; Vesselényi aber verwendete sich für den tapfern Grafen, stellte dem Kaiser den wahren Umstand der Sache vor Augen, und Forgács wurde glücklich von allen Bedenklichkeiten freygesprochen. — Nach dem Verlust von Neuhäusel, wollte der Kaiser dem Feinde einen andern Damm entgegensetzen, und ließ also 1665 die Festung Leopoldstadt, in der Neutraer Gespannschaft erbauen: den ersten Grundstein zu dieser regelmässigen Festung legte Vesselényi, unter vielen Zerimonien, in Gegenwart des Hofkanzlers Szelepcsényi, des Marschalls Souches, und mehrerer Magnaten. —

Bis hieher hatte Vesselényi als ein treuer Unterthan dem Kaiser sowohl im Felde, als im Cabinette gedient, und seine ganze Lebenszeit mit den biedersten und redlichsten Handlungen ausgefüllt, aber 1667 befleckte er seine

rühmlich geschreitete Bahne mit einer unerlaubten That! Noch im Jahre 1665 versammelten sich verschiedene ungrische Magnaten unter dem Scheine ihre Gesundheit zu pflegen, in dem Trentschiner Baade, zwey Jahre darauf aber unter einem andern Vorwande zu Neusohl. In diesen Versammlungen entwarfen sie einen Plan zu einem gefährlichen Bürgerkriege, mit dem Entschlusse: daß sie ihre Beschwerden dem kaiserlichen Hofe noch einmal vorstellen, und im Falle solchen nicht abgeholfen würde, sich nach dem Dekrete Königs Andreas II. selbst Recht verschaffen wollten. Vesselényi ließ sich von einer falschverstandenen Vaterlandsliebe hinreissen, und war schwach genug, den sträflichen Vorschlägen der Mißvergnügten Gehör zu geben; wozu ihn besonders auch seine Gattin täglich aneiferte. — Doch bald nachher, als er die Sache kaltblütiger überlegte, bereute er den Schritt den er gethan hatte; er hatte die Auszeichnungen noch nicht vergessen die er von dem Oesterreichischen Kaiserhause erhielt, und gieng wirklich mit den Gedanken um, diese Verschwörung dem Kaiser zu entdecken, allein da Vesselényi diese Entdeckung noch immer aufgeschoben hatte, hinderte ihn eine schwere Krankheit gänzlich daran, indem er in selber, am 23. März 1667 zu Deutsch-Liptsch verstarb. —

Tadelnswerth war zwar Vesselényi's letzte Lebenszeit; aber wenn wir deßwegen auch die vielen edlen Thaten seines übrigen Lebens,

sein Bestreben um das Wohl des Staates verkennen wollten, so müßten wir auch einen Sommertag nicht schön nennen, der uns vom frühen Morgen an immer durch seine Heiterkeit erfreute, dessen Lieblichkeit immer standhaft verblieb, und den nur alsdann eine dunkle Wolke trübte, als sich der Sonne matterer Strahl bereits seinem Untergange neigte!

SZÉCSÉNYI.

Georg Graf Szécsényi, Primas von Ungarn, erblickte das Licht der Welt 1592 zu Szécsény in der Neograder Gespannschaft. Die früheren Jugendjahre brachte er an der hohen Schule zu Tyrnau zu, wo er ämsig den Studien oblag, und nachdem er daselbst hinlänglichen Unterricht genossen, begab er sich in das neuerrichtete Pázmänysche Collegium nach Wien, wo er die Wissenschaft der Philosophie und der Gottesgelehrtheit vollendete, und auch die Priesterweihe empfieng. Als er in seiner Heimath anlangte, wurde er nach Sellye versetzt; doch kaum hatte er der dasigen Gemeinde drey Monath lang als Seelsorger vorgestanden, als er schon in die Priesterschaft des Graner Erzsprengels aufgenommen, und ihm die Prob-

stey von Neustadl an der Waag verliehen ward. — Szécsényi wurde nicht nur bald als ein frommer und tugendhafter Priester bekannt, sondern er besaß auch eine Eigenschaft, welche seinen Namen verewigt hat; einen Vorzug, welcher überhaupt der edlen Szécsényischen Familie angebohren zu seyn scheint, — nämlich eine fast beyspiellose, und Erstaunen erregende Großmuth und Freygebigkeit, mit welcher er dem Staate, und für den Wachsthum der Religion und den Wissenschaften in Ungarn unschätzbaren Nutzen stiftete, und wofür ihn die Nachwelt immer dankbar segnen wird.

Szécsényi hatte es nicht an Gelegenheit gemangelt dieser rühmlichen Neigung nachzukommen, und den Wunsch, einen Theil der Einkünfte auf nützliche Anstalten spenden zu können, erfüllt zu sehen; denn bald erhoben ihn seine Verdienste zu den ansehnlichsten Bisthümern. Im Jahre 1644 wurde er der Fünfkirchner Diözese vorgesetzt; 1653 ward er Bischof von Weßprim, und vier Jahre darauf Bischof von Raab, endlich 1678 selbst Erzbischof von Colocza, wobey er zugleich Administrator des Raaber Bisthums verblieb. In dieser Eigenschaft hielt er auch einen Diözesan-Synod zu Raab, dessen Statuten jedoch noch nicht kund gemacht wurden. — Das 1681 Jahr war für Szécsényi ein besonders merkwürdiges Jahr: Es feyerte nämlich der in dem Dienste der Kirche alt gewordene Erzbischof sein priesterliches Jubeljahr. Rüh-

rend und feyerlich war es anzusehen, wie der ergraute Szécsényi zu Wien, in der akademischen Kirche der Gesellschaft Jesu, eben da, wo er vor 50 Jahren als Zögling des Pázmányer Instituts, dem wahren Gotte die erste Hostie aufopferte — nun abermal, in Gegenwart des Kaisers Leopolds, des päbstlichen Nuntius, und mehrerer hoher Personen, dem Allmächtigen für diese Gnade dankend, das Meßopfer feyerlich verrichtete. —

Mit heiliger Emsigkeit stand Szécsényi noch beynahe vier Jahre lang der Coloczer Kirche vor, da aber der Kaiser nun für das Graner Erzbisthum eines frommen, verständigen, und wohlhabenden Mannes bedurfte, der dem erschöpften Kirchenschatze beyspringen könnte, so ward Szécsényi 1685 am 21ten März zum Erzbischof von Gran erhoben, und im folgenden Jahre von Pabst Innocentius XI. welcher ihm zugleich den Erzbischöflichen Mantel überschickte, in dieser Würde bestättigt. So also auf die höchste Stufe der geistlichen Gewalt in Ungarn gestellt, verrichtete er 1687 zu Preßburg den solennen Akt der freudigen Krönung des ungrischen Erbkönig Joseph's. — Und nun begann Szécsényi, die schon während seinen früheren Bisthümern bewiesene Freygebigkeit, erst vollends durch häufige und wichtige Schenkungen am Tage zu legen; noch als Bischof von Veszprim errichtete er zu Raab ein Jesuiten-Collegium vom Grunde aus, und dotirte es 1654 obendrauf reichlich. Zur näm-

lichen Zeit erbaute er den Franziskanern zu Sümeg ein Kloster, und ließ das ganze Städtchen mit einer Ringmauer umgeben. Als Vorsteher der Raaber Kirche ließ er die Hauptkirche daselbst, und die Festungswerke dieser Stadt welche schon sehr schadhaft waren, auf eigene Kosten ausbessern, auch die beyden Kastelle Keszö und Rákos gänzlich herstellen; ferner ein Seminarium für junge Geistlichkeit, ein Convikt für arme Studirende, und ein Bürgerspital errichten. Zu Güns ließ er ein Collegium für die Gesellschaft Jesu 1684 — zu Steinamanger, und in St. Gotthard liß er Kirchen, und zu Vasvár ein Dominikanerkloster aufbauen.

Durch zehn Jahre leitete er das Wohl der ungrischen Kirche als Metropolitan und Primas von Ungarn, und während dieser Zeit bewieß er seine Generosität auf eben die bisher gewohnte, preißwürdige Art. Fast wunderbar ist es: daß Széczényi damal, wo doch der größte Geldmangel im Lande herrschte, eben die bedeutendsten Stiftungen gründete, und es hatte fast das Ansehen, daß sein Reichthum, anstatt sich durch so viele Auslagen zu vermindern, täglich mehr und mehr zunahm. Dies vermochte er allein durch eine weise Sparsamkeit und durch Vermeidung aller leerer, fruchtloser Verschwendungen. Er hatte eine erhabene Idee davon gefaßt, wie und wohin man Reichthümer verwenden müsse? Er meinte, daß, da er seine Reichthümer entwederaus dem Schooße des

Va-

Vaterlands oder aus den Einkünften seiner Metropolitankirche bezöge, es auch billig wäre, einen Theil derselben zum Besten der Religion und des Vaterlands zu verwenden; und also, mit dem Glanz des hohen Postens den er begleitete, auch die Pflichten eines redlichen Patrioten eng zu vereinigen. — Nach vollbrachter Krönung König Josephs I. errichtete er zu Ofen ein akademisches Collegium der Jesuiten, und 1687 ein Seminarium daselbst, und ein Convikt für Jünglinge; in eben dem Jahre baute er zu Gran den Vätern der oftgedachten Gesellschaft Jesu ein Ordenshaus, und zwey Jahre nachher ein nämliches zu Erlau. — Im J. 1694 fundirte er zu Leutschau und Trentsén Convikte für die fleißige aber bedürftige Jugend, zu Fünfkirchen ein Collegium, zu Illava aber ein Kloster für den Trinitarier Orden; damit nicht aufhörend, baute er auch zu Gran für die Franziskaner, zu Ofen für die Kapuziner, in Erlau für die Serviten, und in St. Maria den Paulanern stattliche Klöster — Acht andere Klöster aber sind uns bekannt, welche Szécsényi zwar nicht vom Fundamente erbaut hat, die aber ihn, für erhaltene reichliche Unterstützungen, als ihren Wohlthäter preisen: solche sind das Franziskanerkloster zu Szécsény, das der Minoriten zu Windpassing, der Pauliner zu Nosztra, der Barmherzigen Brüder zu Preßburg, der Clarisserinen und Ursulinerinen eben daselbst, der Clarisserinen zu Tyrnau, und der Augustiner zu Eisenstadt. So strebte Szécsényi die

Ehre Gottes, und den Cultus der Religion zu befördern; von ihm konnte man mit Recht sagen: daß er sein ihm anvertrautes Pfund, wohl und nützlich verwendet habe! —

Aber obwohl Szécsényi so bedeutende Summen auf dem Altar des Herrn gelegt hatte, so hatte er doch noch große Auslagen auch zum Besten des Landes, wo er gebohren, freywillig dargebracht: Uiber 337,000 rhein. Gulden widmete er allein zur Pflege der militärischen Invaliden zu Ofen und Preßburg; und in seiner letzten Willensmeinung vermachte er dem Kaiser Leopold 180,000 fl. in Grundstücken von Mannersdorf, um davon die Festungswerke von Ofen und Gran auszubessern. Durch diese erstaunenswürdige Freygebigkeit, hat er sich einen gerechten Ruhm im Inn- und Auslande, besonders zu Rom erworben, und die Dankbarkeit der Nachwelt geärndtet; aber auch der Segen des Himmels waltete sichtbar auf seinen Wegen, indem er zwey Vortheile genoß, die selten bey einer Person zusammentreffen: ihm ward ein langes Leben und ein beständiges Glück zu Theil. — Szécsényi starb nach einem so schön vollendeten Tagewerk, 1695 am 18. Februar zu Preßburg, in dem hohen Alter von fast 103 Jahren, und wurde allda in der St. Martinskirche begraben. Sein Vermögen war durch die vielen Ausgaben noch nicht erschöpft: man fand nach seinem Tode über 72,000 Guld. in baarer Münze, und ausserdem eine beträchtliche Menge an Früchten, Weinen, und andern Naturalien. Auch seiner Familie hinterließ er ansehnliche Legate.

PÁRIZ PÁPAI.

Franz Páriz — dessen Vater Emerich, weil er aus Pápa gebürtig war, den Beynamen Pápai erhielt, welcher nachmals dem Sohne ebenfalls anklebte, so daß dieser allgemein nur unter dem Namen Páriz-Pápai bekannt ist — ward 1649 in der Siebenbürgischen Stadt Décs (Szolnoker Gespannschaft) gebohren. Sein Vater war erster Hofprediger des Fürsten Georg Rákóczy II. zu Weissenburg, seine Mutter war eine Edle Christina von Kávási. Viele Sorgfalt wendeten die Eltern auf den hoffnungsvollen Knaben, und schickten ihn dann nach Maros Vásárhely in das Gymnasium. Páriz-Pápai war 11 Jahre alt, als er schon seinen Vater verlohr; dieß hätte ihn auf seiner Studienbahn die er kaum angetreten hatte, viel

leicht stöhren können, allein die Verwandten, welche bemerkten, daß sich bey ihm die jugendlichen Fähigkeiten rasch entwickelten, und einen guten Kopf aus ihn zu erziehen hofften, nahmen ihn in ihre Pflege, und sobald er die ersteren Schulklassen an gedachtem Gymnasium zurückgelegt hatte, führten sie ihn in das Bethlenische Collegium nach Enyed, um auch in den höhern Wissenschaften ihm Kenntnisse beyzubringen. Wirklich begriff Páriz Pápai die ihm beygebrachten litterärischen Gegenstände so leicht, daß er, kaum 15 Jahre alt, schon den älteren Studirenden angeschlossen wurde; bald machte er auch unter seinen würdigen Lehrern Tsernatói, Nadányi, Tsengeri, Enyedy so mächtige Progresse, daß er für fähig geachtet wurde, eine akademische Reise nach Leipzig, und andern Sächsischen Universitäten zu unternehmen.

Mit Gierigkiet nach Allem was seinen geschickten Geist noch besser auszubilden vermochte, besuchte der einundzwanzig jährige Jüngling nun den Sitz der Musen im Auslande, und die schönen litterärischen Anstalten die er da fand, machten seine Neigung für die Wissenschaften noch glühender; die Philosophie und die Medizin blieben indeß sein Lieblingsstudium. — Zu Frankfurt an der Oder verweilte er am längsten, von da begab er sich nach Heidelberg, wo er das Doctorat der Philosophie erlangte; auch trug man ihm an der hiesigen Academie den philosophischen Lehrstuhl an, den er jedoch bescheiden ablehnte. Nun reisete Páriz-Pápai in die Schweitz, und nachdem er zu Basel zwey Jahre lang die

Vorlesungen eines Glaser, Zwinger, Wettsten, Bauhin und Hoffmann angehört, und sich nebst den erlernten Wissenschaften, auch ihre Freundschaft zu erwerben wußte, erhielt er 1674 am 20. Oktober das Diplom eines Doctors der Medizin, und da seine nun geprüften Kenntnisse in der Arzneykunde von Wichtigkeit waren, ward er selbst mit dem Titel eines Beysitzers der Baseler medizinischen Fakultät beehrt. — Bevor er die Schweitz gänzlich verließ schloß er noch mit dem Theologen Hottinger, dem Doctor der Arzneykunde Muralt, und zu Schaffhausen mit Conrad Peier, ebenfalls Doctor der Medizin ein genaueres Bündniß der Freundschaft; und also beglückt mit Erfahrungen, und der Bekanntschaft würdiger Gelehrten stellte er seine Rückreise nach der Heimath an. —

Kaum hatte Pári z Pápai die vaterländische Gränze überschritten, als ihm der Magistrat von Debrezin, bey seiner Durchreise, das Amt eines Ordinarii Physici, mit einem sehr guten Gehalte antrug, aber Pári z Pápai, der seine Talente nur zum Dienste Siebenbürgens, seines eigentlichen Vaterlands weihen wollte, nahm diesen Antrag nicht an: er folgte dem Rufe seiner Freunde, und übernahm an dem N. Enyeder Collegio, auf Geheiß des Fürsten Michael Apafy, (1675) die Stelle eines Professors der griechischen Sprache, der Phisik und der Logik. Das beschwerliche Amt eines Lehrers führte er nun mit strenger Pünktlichkeit durch volle 40 Jahre, troz den Kriegen,

Unruhen und Verwüstungen die damal in Siebenbürgen, und selbst zu Enyed statt fanden. — Dieser der lateinischen, griechischen, hebräischen und französischen Sprache kündige Gelehrte, der auch ein guter Dichter, ein trefflicher Theolog und Historiker, und ein erfahrner und sehr geschickter Arzt gewesen; nachdem er der Menschheit und dem Vaterlande durch seine Talente nützlich war, sich selbst aber einen unsterblichen Ruhm begründete, endete, vom Schlage gerührt, 1716 den 10. September sein würdiges Leben, von seinen Freunden und allen denen betrauert, welche den Werth eines solchen Mannes zu schätzen wissen.

Páriz Pápai ist bey der gelehrten Lesewelt, als schätzbarer Literator rühmlich bekannt, er hat uns mehrere, theils selbst verfaßte, theils aus fremden Sprachen in die Ungrische übersetzte nützliche Werke hinterlassen. Es sey uns erlaubt, die merkwürdigsten darunter, hier ins Gedächtniß zu führen: 1.) Pax animæ. Claudiopoli, 1680. Nach dem Französischen des Peter Molinæus. 2.) Rudus redivivum, seu breves rerum Ecclesiasticarum Hungaricarum et Transylvanicarum Commentarii. Cibinii, 1634. Dasselbe Werk kam vermehrt, und mit des Authors Lebensbeschreibung heraus zu Zürch, 1723. 3.) Pax Corporis. Handelt von den Krankheiten und ihrer Heilung, in ungrischer Sprache. Dieses Buch erhielt mehrere Auflagen zu Klausenburg. 4.) Dictionarium Latino-Hungaricum, an diesem Werk hat er 15 Jahre lang

in seinen übrigen Stunden gearbeitet, es kam zu Leutschau 1708 ans Licht. Landerer und Hochmeister haben dasselbe Werk (durch Petro Bód, umgearbeitet) 1801 neu aufgelegt; desgleichen auch das folgende 5.) Dictionarium Hungarico-Latinum. Von eben diesem Dictionario hat schon früher der Erzbischof Graf Franz Barkóczy, 1760 zu Tyrnau eine Auflage veranstaltet; auch ist dies nützliche Wörterbuch in die wallachische Sprache übersetzt worden, von welchen ein einziges Exemplar in dem Trinitarier Kloster zu Balásfalva zu finden war, welches es um 300 Gulden an sich gebracht hatte. — 6.) Ars Heraldica, 1696 in 12-mo und mehrere andere Werke.

BUCHHOLZ.

Georg Buchholz, dieser merkwürdige Mann; der auf seiner sehr langen Lebensstrasse so vielen Trübseligkeiten ausgesetzt, und ein Augenzeuge der großen Drangsale gewesen war, die unser geliebtes Vaterland in dem letzten Viertel des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, als die Pest die Hütten seiner Einwohner verwüstete, betrafen, erblickte das Licht der Welt zu Zeben in der Sároser Gespannschaft, im Jahr 1643 den ersten May. — Sein Vater ein sehr patriotisch gesinnter Bürger zu Zeben hieß auch Georg, und seine Mutter Juditha, eine gebohrne Müller. Diese frommen und ehrbaren Eltern unsers Buchholz, hatten das äusserste, nach ihren dürftigen bürgerlichen Umständen angewendet, um aus ihren einzigen, geliebten Sohn ein nützliches Mitglied der mensch-

lichen Gesellschaft, und einen redlichen Staatsbürger zu bilden; sie hielten ihn deshalb fleißig zur Schule, die eben in dieser Zeit zu Zeben in ihrem besten Flor gestanden ist. Der ämsige Schüler Georg überstieg in der Schule seiner Vaterstadt allmählich die Stuffen des Kindesalters, und jetzt als die Periode herannahte, ernstlich auf einen Standpunkt seines künftigen Berufs zu denken, der uns in seinem Schooß ernähren mag, that Vater Buchholz den Ausspruch, den geliebten Sohn, dem geistlichen Stande zu widmen. Der Himmel segnete den Vorsatz dieses religiösen Mannes, und so begab sich also, von den wärmsten Glückwünschen der sorgfältigsten Eltern ausgestattet, Georg, da er kaum noch das 17te Jahr seines Lebens erreicht hatte, nach Sachsen, wo er auf der Universität zu Wittenberg die theologischen Wissenschaften studierte. Seine Lehrer waren unter andern die berühmten Männer D. Calovius, und D. Deutschmann.

Buchholz vollendete seine academische Laufbahn, und er kehrte, reich an Kenntnissen, im Jahr 1665 in sein geliebtes Vaterland zurück, das ihn, weil es von dem Ruf seiner Gelehrsamkeit schon unterrichtet war, mit Sehnsucht erwartete. Die erste Gelegenheit einen weisen Gebrauch von seinen Wissenschaften und dem Kleinod das ihm die Musen verliehen, in der grossen Werkstätte, wo an der Beförderung des allgemeinen Menschenwohls gearbeitet wird, zu machen, fand er, in eben dem Jahre seiner

Zurückkunft, zu Wallendorf in der Zips, er war hier als Lehrer an der Schule angestellt. Aber lange durften sich die frohen Zöglinge des sanftmüthigen und weisen Führers, durch das Labyrinth der jugendlichen Verirrungen nicht erfreuen; nach 4 Jahren, verließ der geachtete Buchholz seine Station, und begab sich ebenfalls als Lehrer nach Schemnitz. Erst hier schien das Licht seiner gründlichen Gelehrsamkeit in flammenden Strahlen hinter einer trüben Wolke hervorzubrechen, als er in einer theologischen Disputation öffentlich auftrat, die den gründlichen Theologen charakterisirte, und den berühmten Magister Caspar Schön, der in dem größten Rufe der damaligen Theologen stand, bewog, sein gerechtes Urtheil des Lobes derselben zu unterschreiben. Allein kaum verfloß ein Jahr, so bekam der berühmte Buchholz einen Beruf nach Dobschau, wo er in der Würde eines Rektors das Wohl der Schule besorgte; aber auch hier durfte der gelehrte Mann nicht lange verweilen. Es trat das 1671te Jahr hervor, und jetzt kam eine ehrenvolle Deputation von der Stadt Georgenberg in der Zips an ihn, die den Auftrag hatte, den großen Mann zur Annahme der Predigerstelle in ihrer Mitte zu überreden. Unter den Gliedern dieser Gesandschaft, welche der damalige verdienstvolle Graf der XIII. Zipserstädte Johann Ollmützer veranstaltet hat, befanden sich auch zwey Diener des Freyherrn Sigmund Tököly von Chavnik. Buchholz erbrach den von dem erstgenannten Freyherrn unterfertigten Brief, und er fand

sich bereitwillig mit den Abgeordneten, zur allgemeinen Freude der Gemeinde, die ihn berief, nach Georgenberg zu ziehen. Aber ach! hier war der Ort, den der Himmel zu seiner harten Prüfung aufbewahrt hat. Grausame Leiden haben den redlichen Buchholz hier betroffen, und sie waren es, die ihm ohne sein Verschulden in der Führung seines Amtes, das er als Religionslehrer mit großem Beyfall behauptete, Schranken setzten.

Es war der gegenwärtige Zeitpunkt eine für die protestantische Kirche in Ungarn traurige Periode. — Buchholz mußte sich im Jahre 1675 in sein Schicksal fügen, und ins Exilium wandern. Welchem Ungemach war jetzt der Redliche, das er selbst sehr rührend beschreibt, in den Wüsten der Fremde bis zum Jahre 1682 unterworfen! In diesem Jahr winkte ihm aber wieder freundlich sein Vaterland entgegen, als er sich in Danzig befand, und er kehrte getrost, des unbescholtenen Patriotismus sich bewußt, mit welchem er dasselbe immer geschätzt hat, über Pohlen nach Ungarn zurück. Wie froh war der biedere Mann, daß er wieder in der Mitte seiner Laren, die er nie beleidigt hatte, wirken, und nach dem Maaßstab seiner Kräfte zum Heil derselben das Seinige als ein treuer Bürger des Staats beytragen durfte! Das dicht an dem Fusse der Karpathen liegende Dorf Batisfalva öffnete dem verfolgten Buchholz die Thüre der freundlichen Heimath, wo er sich als Diener des göttlichen Worts aufhielt. Unstät aber und

schwankend war das Glück das ihn jetzt mit seinen milden Strahlen erfreute. Kaum trocknete es die Thräne von seinen Wangen so focht ihn schon wieder der feindliche Genius aller irrdischen Wohlfart mit den heftigen Stürmen der Unruhe an. Buchholz wurde im Jahre 1688 aus Batisfalva vertrieben, und jetzt nahm die Stadt Käsmark den von dem Schicksal so willkührlich und unbarmherzig herumgeschleuderten verdienstvollen Mann in ihre brüderlichen Arme auf. Mit Ruhm hatte hier der, in die mit Blut besprengten, harten Mysterien des Jammers und des Elends eingeweihte Buchholz das Amt eines Predigers bis zum Jahr 1705 verwaltet; unvermuthet aber vertauschte der Abgehärmte jetzt seinen Posten in der Stadt, mit einer Predigerstelle auf dem Lande. Er begab sich nemlich nach Großkomnitz unweit Käsmark, wo er auch als Prediger in dieser Gemeinde, und Senior der 24 Regalium, bis an sein Ende verblieben ist. Vielleicht war es der Wunsch nach Ruhe, nach welcher sich der, von dem Schicksal verfolgte Greis jetzt sehnte, der ihn mochte bewogen haben, den Schritt auf das Land zu thun? — Ja Buchholz, dieser geprüfte Zögling der wunderbarsten Erfahrungen in dem gränzenlosen Gebiethe der Menschheit fand hier das erwünschte Ziel, in dessen erquickenden Schatten er verschont von dem fernern gefährlichen Sonnenstich, unverdienter Qualen ausruhen durfte. In seiner friedlichen Einsamkeit, wie später einst der berühmte Bonnet in seinem Sabinum zu Genthod, lebte der Zufriedene hier an

der Seite seines Freundes, des gelehrten Stephan v. Berzeviczy, ganz der Betrachtung über die Werke der Natur gewidmet. Ein leidenschaftlicher Verehrer der naturhistorischen Wissenschaften, opferte er sich ganz der Erörterung der Geheimnisse auf, die sie vortragen. Und wie einladend zu diesem Studium der Natur, war sein jetziger Aufenthalt, der ihm mit einem jeglichen Augenblick, die majestätische Gestalt der Karpathischen Alpen, vor die Augen zauberte! Mit einer Begeisterung, die in dem menschlichen Busen den Funken des angebohrnen Gefühls von einer Gottheit weckt, die mit ihrem Odem den unermeßlichen Raum der Natur erfüllet, betrachtete Buchholz immer die, der Ewigkeit troz gebiethenden, kolossalen Felsen des Karpaths. Aus Neugierde vertrauter mit den Reichthümern zu werden, die in den Gewölbern des, mit dem Olymp gränzenden Riesengebirgs enthalten sind, machte er sehr oft naturhistorische Wallfahrten in dieses Schauder erregende Heiligthum der Natur, — und das Resultat davon war, daß der ämsige Naturforscher mit unzähligen Schätzen die vaterländische Naturgeschichte bereicherte, die vor ihm in unserm Vaterlande noch ganz unbekannt waren. Ein großes Verdienst, das unsere Nachkommen immer mit Dank anerkennen, und mit dem Lobe eines Bel erheben werden, das ihm dieser berühmte Historiker unpartheyisch giebt, indem ihm bey der Abfassung seiner historischen Schriften die Beobachtungen des unermüdeten Buchholz als Hilfsquellen, nach seinem eigenen

Geständniß, wohl zu statten kamen. Ja, was Bel, und mit ihm alle in den Blättern, die die Naturgeschichte unsers Vaterlands erzählen, von den karpathischen Alpen sagen, ist aus dem Diarium geschöpft, das unser Buchholz in den Stunden der Ruhe, nach seinen Reisen in die Karpathen verfaßt hat. Dieses noch im Manuskript liegende Diarium oder Chronikon, das eigentlich die Lebensfata unsers Buchholz enthält, giebt auch noch von einem andern Verdienste, das sich der gelehrte Mann in der Erfindung des Limbaumöhls erworben hat. Ein treffliches Heilmittel, und eine schätzbare pharmazeutische Rarität! Buchholz giebt in seinem Tagebuch auch die Methode an, wie es auf dem einfachsten Wege chemischer Operationen von dem beschriebenen Limbaum, (Libanus Carpathica) der nur auf den Karpathen, und den Schweitzeralpen anzutreffen ist verfertigt wird. Auch erzählt er die Umstände die ihn zu dem Geheimniß dieser Erfindung geleitet, und ihm den Rügel, von dieser verborgenen Heilkraft in der Natur, weggeschoben haben Er hörte nämlich einst von dem Batisfalver Schullehrer Caspar Donati, wie die Bauern einen andern aus ihrer Mitte, Namens Johann Schmatlak, der zur Zeit, als die Kriegesfahne wehte, bey einem mörderischen Uiberfall, da er sein Eigenthum vertheidigte, von den Croaten wund geschlagen wurde, mit der Rinde und dem Laub, von dem Limbaum ausgeheilt hätten. Buchholz dachte darüber nach, und machte einen Versuch aus dem Limbaumholz ein Oehl zu brennen. Der

gewagte Versuch gelang, und entsprach ganz der Erwartung des neugierigen Naturforschers. Er kündigte das von ihm hervorgebrachte Limbaumöhl an, dessen Wirkungen in dem oft genannten Tagebuch auch aufgezeichnet sind, und der damals berühmte Leutschauer Stadtphysikus David Spillenberger, hat es nicht nur approbirt, sondern die Heilsamkeit seiner balsamischen Bestandtheile der leidenden Menschheit auch gewissenhaft anempfohlen.

Ausser diesem Diarium, das so zu sagen der Schrank ist, der alle kostbare Geistesprodukte des wackeren Buchholz enthält, hat der unermüdete Naturforscher, auch noch andere Schriften philologischen, moralischen und statistischen Inhalts verfertigt, die ihm alle ein unvergängliches Denkmahl seines Ruhmes in dem Gebiethe der Musen aufgeführt haben. —

Buchholz, der auch noch ein guter Tonkünstler und Dichter war, erreichte ein hohes Alter, und er durfte bey dem Rückblick auf die Stege seines Lebens nie bey einem schaudernden Punkte quälender Unthätigkeit, wehmüthig seufzen, auf dem ihn eine Krankheit hätte schmachten lassen. Noch in der neunten Dekade seines Lebens war er heiter, und ein Mann, der nur für die Wissenschaften lebte, bis ihn endlich im Jahr 1724 am 28. Jänner der Tod von dieser Erde in die Wohnungen der Seeligen abgefordert hat. Er war der letzte Senior oder Dekan der geistlichen Fraternität, der einst in der

Zips in großem Ruf gestandenen 24 königlichen Städte, die schon im XIII. Jahrhundert ihr Daseyn erhielt, und die, ungeachtet dreyzehn von diesen Städten, durch den ungarischen König Sigmund an dem pohlnischen König Jagello im J. 1412 verpfändet wurden, in ihrem geistlichen Bruderband bis ins XVIII. Jahrhundert, ungestört und unzertrennt verblieben ist.

Die Nachkommen unsers Buchholz waren in Ungarn auch berühmte Leute. Sein Naturforschertalent schien sich auch auf seine Abkömmlinge verpflanzt zu haben; denn Jakob und Georg Buchholz haben zur Vervollkommung der vaterländischen Naturgeschichte sehr viel beygetragen, wie ihre Verdienste schon der einzige Geleitsbrief rechtfertigen kann, den ihnen der glorreiche römische Kaiser Franz I. im J. 1752 vom 1. August zu Wien, zu einer Schutzwehr bey ihren naturhistorischen Untersuchungen in Ungarn und Siebenbürgen verliehen hat.

J. Melzer.

K o-

K O H Á R Y.

Stephan Graf Koháry, ein Sohn jenes tapfern Feldherrns gleichen Namens, und der Juditha Balassi — ward 1649 am 11ten März auf dem Schlosse Csabrág gebohren. Diese seine Eltern machten ihn sehr fühzeitig mit den Wissenschaften vertraut, so daß er in seinem 8ten Jahre schon mit vieler Fertigkeit studierte; dabey hielten sie ihn besonders zur Frömigkeit an, und liesen an seiner Erziehung nichts ermangeln, was ihm die Lenkung zu einem künftigen biederen, und tugendhaften Charakter geben konnte. Den Unterricht in den höheren Wissenschaften nahm Koháry an der Universität zu Wien, und während er sich noch mit den philosophischen Studien beschäftigte, faßte er den Vorsatz das geistliche Kleid anzuziehen. Allein eben jetzt starb sein Vater (bey Levenz

1664) den Heldentod, und der junge Kohá-ry, dadurch veranlaßt, nach vollendetem akademischen Curs sich nach Hause zu begeben — wurde von Leopold dem I. 1667 an die Stelle des wackeren Vaters, zum Commandanten der Citadelle Fülek ernannt. Der kaum 19jährige Jüngling, über diese unerwartete Gnade betroffen, versuchte diesen Posten bescheiden abzulehnen, seine Jugend und Unerfahrenheit vorschützend; doch der Kaiser setzte in dem Abkömmling seines so tapfern Generals mehr Zutrauen, als dieser es selbst in sich zu setzen wagte. Er ließ dem Kohary bedeuten: daß er diese Beförderung aus Achtung für die Verdienste seines Vaters, und in der gewissen Uiberzeugung ihm ertheilt habe, daß Kohary mit männlichem Muthe und Festigkeit, in dessen Fußstapfen treten werde. —

Fülek war schon damal, aber besonders in der Folge ein Standpunkt, der wegen der allzunahen Feinde, eines sehr klugen und herzhaften Commandanten benöthigte. Der Kaiser hatte sich auch in seiner Wahl nicht getäuscht; denn Kohary bewieß nur zubald, daß er die Unerschrockenheit und den Muth seiner Vorfahren geerbt habe. Als unser Vaterland unter den Waffen der Tökölischen Faktion seufzend schmachtete, hatten Tököli's Alliirte, die Türken, besonders diejenigen, die in und um Erlau sich befanden, oft häufige Streifzüge in die Gegend von Fülek unternommen, um daselbst zu plündern. — Kohary konnte ihrem Unfug nicht

lange ungestraft lassen; er lauerte ihnen daher auf, überfiel sie aus der Festung, ehe sie es vermutheten, und wies sie meistens mit blutigen Köpfen zurück, oder nahm ihnen Beute und Gefangene ab. — Tököly der von den Kaiserlichen schon sehr in die Enge getrieben war, hatte vom türkischen Hofe abermal ein großes Unterstützungsheer zu erwarten; dies fachte seinen Stolz und seine Herrschsucht vom Neuen an. Kühn drang er nun wieder vorwärts, verheerend schwang er die Fackel des Aufruhrs durch die heimischen Gefilde, und die Städte Szathmár und Kaschau ergaben sich bereits der Gewalt des Tyrannen: da richtete Tököly auch seine Absichten auf Fülek. Viel war ihm daran gelegen diesen Posten zu erobern; es wurden also die Großwardeiner Türken dahin detaschirt, um die Belagerung von Fülek vorzunehmen. So strenge nun die Türken der Festung von allen Seiten zusetzten, so kaltblütig wurden sie jedesmal von der Besatzung abgewiesen, von welcher jeder einzelne Soldat tapfer focht, weil Koháry durch Zuruf und eigenes Beyspiel seinen Muth auch den Kriegern, die um ihn waren, einzuflößen wußte. Aber nun wurden die Türken mit zahlreichen Haufen siebenbürgischer und ungrischer Rebellentruppen verstärkt, und mit verdoppelten Grimm suchten sie das trotzgebiethende Fülek zu ersteigen; doch Koháry leistete 17 Tage lang den hartnäckigsten Widerstand, während welcher Zeit über 3000 der stürmenden Türken gefallen waren. Allein, selbst als die Wuth des Feindes auf's Höchste stieg,

konnte dessen Uibermacht, das Fort nur theilweise einnehmen, jeden Schritt des Terrains mußte er, von dem Helden Koháry mit Blut erkaufen, welcher sich nun erst, mit der Besatzung in das innere Schloß warf, um den Barbaren daselbst ein neues Beyspiel seiner Beharrlichkeit und Vaterlandsliebe zu geben. Mit unbeschreiblicher Tapferkeit wehrte er sich auch hier wieder den Angriff der Feinde, doch als sich durch wiederhohlte Kämpfe die Anzahl seiner Soldaten minderte, als die Mauer des Schlosses, durch gewaltige Breschen beschädigt, der türkischen Macht nicht länger trotzen zu können schien, und kein Entsatz zu hoffen war — da sank zwar nicht die Standhaftigkeit Koháry's, wohl aber der Muth seines ermatteten Häufchens: Laut verlangten seine Krieger, daß Koháry capituliren möchte; aber unser Held wollte nichts davon wissen, und war fest entschlossen eher den Tod, als den Vorschlag einer Uibergabe zu wählen. Er forderte seine Untergebenen auch dazu auf sich noch fernerhin zu vertheidigen, aber die Gefahr wurde stündlich größer, und Verzweiflung und Feigheit bemächtigte sich nun ihrer Herzen. Sie unterhandelten wider Willen ihres braven Commandanten mit dem Feinde, und übergaben 1682 sowohl die Festung Fülek, als auch dessen Oberhaupt in die Hände der Feinde.

Frohlockend zog nun der türkische Anführer in das Schloß ein, sich seines so mühsam erkauften Sieges freuend; doch wie erstaunte er

nicht, als er nun sah: daß er mit so großen Aufopferungen, und mit so beträchtlichen Verlust der Seinigen, so zu sagen nur einen zerstöhrten Schutthaufen, und keine Festung eingenommen habe! Es entbrannte sein Grimm, und er wollte den gefangenen Grafen um's Leben bringen lassen; da ihm aber einfiel, daß er dem Tököly mit Auslieferung Kohary's vielleicht einen Gefallen erweisen werde, änderte er seinen Entschluß, und ließ Kohary in Ketten geschlagen, nach dem Hauptquartier der Malkontenten abführen. — Tököly der sich damals bey dem Schlosse Regécz befand, war bey dem Anblick seines noblen Gefangenen höchst erfreut, theils weil er sich nämlich auf diese Art von einem mächtigen Gegner befreyt sah, theils aber hoffte er mit der Zeit Kohary's Gemüth für sich zu gewinnen, und dessen tapfern Arm zum eigenen Schutze einst zu gebrauchen. Wirklich versuchte Tököly alle erdenkliche Kunstgriffe diesen Helden umzustimmen, und für sich einzunehmen; allein Kohary blieb nicht nur sowohl bey den Schmeichelworten und Drohungen des Rebellen unbeweglich, sondern warf ihn auch dreust seine tollkühnen, und dem Vaterlande so nachtheiligen Anschläge vor, so daß Tököly in Zorn gerieth, ihn in's Gefängniß werfen ließ, und den Tod ihm bestimmte; durch Verwendung des pohlnischen Königs jedoch, und mehrerer Freunde, wurde zwar Tököli von diesem strengen Vorsatz abgehalten, er verurtheilte aber unsern Kohary zu einem langsameren, und daher gräulicheren Tode: denn Kohary mußte nun im

im dunkeln Kerker schmachten; ein Krümchen Brod, ein Trunk schlechtes Wasser, war da seine einzige Nahrung. — Wer würde es glauben, daß ein Magnat, eines gemächlicheren Lebens gewohnt, es bey so bewandten Umständen in's Weite aushalten könnte? und doch fristete Koháry bey diesen Mühseligkeiten sein Leben, und duldete als Opfer der Treu zu seinem Monarchen, willig durch so lange Zeit dies herbe, unverdiente Schicksal!

Während der Graf im Gefängnisse litt, eilte Tököli, sich noch einer an ihn zu rächen. Er überzog daher, und verwüstete die Koháry-schen Besitzungen und Güter, zerstöhrte das Schloß Csabrág, und ließ einen Theil desselben der Erde gleich machen. Koháry erfuhr des Rebellen Unmenschlichkeiten; es gieng ihm nahe, den Ruin seines Eigenthums zu vernehmen, sein Herz ward erschüttert, aber nicht seine Standhaftigkeit, nicht sein edlre Hang für die gerechte Sache! — — Diese so fest bestandene Vaterlandsliebe, diese beyspiellose Hingebung, und Treue für seinen König, rührte endlich seine menschlicher denkenden Wächter; sie verschaften ihm Gelegenheit aus der Verwahrung zu entfliehen, und gesellten sich selbst als Begleiter auf seiner Flucht bey, um vereint mit ihm unter der kaiserlichen Fahne zu dienen. Doch ach! die Guten mußten ihr Mitleiden schrecklich büßen: Schon in dem ersten Dorfe in welches, nach langem Herumirren, einzukehren sie der Hunger nöthigte, wurden die Flüchtlinge alle erkannt und

ergriffen; Kohäry's unglückliche Gefährten wurden an Pfähle gespießt, er selbst aber nach Munkács in noch engere Verwahrung gebracht, und in ein tiefes, stinkendes, und feuchtes Gefängniß geworfen. In diesem Kerker hatte er mit dem größten Elende zu kämpfen; es ward ihm nicht einmal die Gemeinschaft mit irgend einem Menschen erlaubt, ja selbst seine Wache durfte kein lautes Wort mit ihm sprechen. Dazu kam noch, daß man ihn durch Entziehung der kleinsten und unschuldigsten Erhohlungen, noch mehr zu quälen suchte: so durfte er z. B. kein Buch lesen, und auch das Tabakschmauchen, dem er leidenschaftlich ergeben war, wurde ihm verbothen. Durch solche harte Drangsalen wurde sein Körper endlich sehr geschwächt, Bitterkeit und Trübsinn umlagerte sein Herz, das seine unverdienten Leiden im vollem Masse empfand, und er äusserte sich daher oft mit Schmerz darüber: daß er unmöglich in einem Türkischen Kerker das hätte ausstehen müssen, was er in Munkács, in seiner eigenen Heimath zu dulden hatte! Doch murrete Kohäry nicht kleinmüthig gegen das Schicksal, und wenn er besonders bedachte daß er für das Vaterland diese Fesseln trug, so gewährte ihm dieser Gedanke manche Stunde der Beruhigung. In solchen ruhigern Momenten verkürzte er sich die Zeit mit poetischen Versuchen; von diesen in der Gefangenschaft verfaßten ungrischen Gedichten, ist auch eine schöne Sammlung in Druck erschienen. —

Noch hoffte das Oberhaupt der Mißvergnügten, Tököly, den unglücklichen Grafen auf

andere Gesinnungen zu bringen. Er ließ demnach Koháry einstweilen seines Gefängnisses los, geboth ihm aber im Gerichtssaale, in Gegenwart eines Bassen und anderer Beysitzenden, als ein Bedienter da zu stehen, und die ihm zuertheilenden Befehle zu vollstrecken. Allein Koháry hatte noch nicht vergessen, aus welch' einem Geblüte er entsprossen war; so matt sein Körper auch gewesen, so fühlte er sich noch stark genug, um vor einem aufgeblasenen Bösewicht nicht zu erzittern. Er ergriff daher den nächsten Stuhl, und setzte sich im Angesicht des Tököly und seiner Gefährten darauf nieder. Tököly überrascht von diesem männlichen, und mit edlem Stolze verbundenen Betragen, verbiß seinen Zorn so gut er konnte, uud versuchte es abermal durch Drohen und gute Worte Koháry's Standhaftigkeit zu beugen, doch dieß alles war vergebens. „Wisse — antwortete er mit kühner Stirne dem Usurpator — „wisse, daß meine Ahnen die Treu dem König nie gebrochen haben, ihr Blut rollt auch in meinen Adern, und ich werde trotz allen deinen Qualen nicht zum Verräther werden!“ — Diese Worte empörten den hochmüthigen Tököly überdiemassen; Koháry ward also neuerdings erst nach Ungvár, dann nach Patak ins Gefängniß gebracht, doch wurden ihm die Ketten abgenommen, und im Kerker vor seinem Blicke aufgehangen. Nun aber war das Geschick dem Grafen in etwas günstiger, denn Tököly vielleicht des fruchtlosen Quälens endlich müde, und an einem erwünschten Aus-

gang zweifelnd, fing an, nachsichtiger den Gefangenen zu behandeln, und ließ ihn nun täglich einige gekochte Speisen verabreichen; im übrigen aber ließ er ihn wie vorhin behandeln. — Endlich, als jener große Sieg (1683) über die Türken, bey Wien erhalten wurde, und das Glück dem Rebellen den Rücken zukehrte, schlug auch für unsern Kohàry die Stunde der Befreyung. Die kaiserlich-königlichen Truppen drangen überall triumphirend vor, eroberten in kurzer Zeit alles, was von den Mißvergnügten besetzt gewesen; auch Patak fiel in die Hände der Sieger, und Kohàry ward also im Jahre 1685 — nachdem er drey Jahre und zwey Monate für König und Vaterland unzähliges Elend ausgestanden — glücklich in Freyheit gesetzt. Um nun von seinen geschwundenen Kräften sich zu erhohlen, ließ er sich nach Csabrág bringen, und als er seine Gesundheit wieder erhielt, begab er sich vor allem andern, zum Kaiser nach Wien.

Der große Leopold, der seinen braven Diener in seinem Unglücke aufrichtig bedauert hatte, empfieng nun mit auffallender Freude und Gewogenheit, den, bey Hofe erschienenen Kohàry. Umständlich prieß er in einer Rede, vor den, ihn umgebenden Ministern und Hof-Adel Kohàry's Tugenden, und stellte seine seltene Treue und Beharrlichkeit, zum nachahmungswerthen Beyspiel dar; dann hieß er ihn näher zu sich kommen, zierte ihn eigenhändig mit einer goldenen Verdienst-Kette, und umarmte ihn, mit den lauten Ausruf: Es lebe der Martyrer

der Treue!" Diese Szene, so würdig des Herzens des erhabensten Monarchen; diese Gnade, welcher der wackere Dulder so gänzlich werth war, rührte jeden Umstehenden auf das innigste, und alle jubelten lauten Beyfall zu; die größte Rührung jedoch verursachte sie dem dankbaren Gemüthe Koháry's, der nichts sehnlicher wünschte, als seine Treue für seinen König, durch neue Proben wieder bewähren zu dürfen. Doch Kaiser Leopold wollte den biedern Helden nicht allein nur ehren, er wünschte ihm auch für seine, durch Tököly verwüsteten Güter zu entschädigen, und ein lang bestehendes Denkmahl des Ruhms und der Tapferkeit dieses Helden zu begründen; zu diesem Ende ertheilte er dem Koháry eine Donation, vermög welcher Fülek, mit dem dazu gehörigen Terrain, ihm und seinen Nachkommen, auf ewige Zeiten geschenkt ward, überdieß, übertrug ihm der Kaiser, im folgenden Jahre das Vice-Generalat des ungrischen Landdistrikts diesseits der Donau, und der Gebirgsgränze zu Winerisch-Neustadt.

Nun erscholl der gerechte Ruhm Koháry's in allen Gegenden, und nicht nur Wien bewunderte seinen Muth und Ausdauer, nicht nur seine Landsleute wünschten ihn Glück zu seiner endlich erlangten Befreyung, sondern selbst Pabst Innocentius XI. ward von dem Betragen Koháry's so eingenommen, daß er, nebst einem Glückschreiben, dem Grafen auch einen geweihten Hut überschickte; ein Geschenk, welches die Päbste nur den Ansehnlichsten und

um die Christenheit verdientesten Feldherren zu ertheilen pflegen.

Auf diese Art nach Verdiensten gewürdigt, erschien der, nach neuen Lorbeern gierige Kohary wieder auf dem Kampfplatze. Im Herbste 1686. belagerten die kaiserlichen königlichen Truppen die Stadt Erlau, unter dem Commando des Johann Auria: auch Kohary ward mit seiner Mannschaft dahin befehligt, und lagerte sich mit selber, in das nahe an dem sogenannten Hatwaner-Thor befindliche Thal. Die Besatzung war in einem allzugünstigen Zustande, und man konnte noch nichts auf die Festung selbst unternehmen; während der Zeit der Blokade aber that Kohary, mit jedem Tage dem feindlichen Heere beträchtlichen Abbruch, indem er die Ausfälle aus der Stadt, immer übel zugerichtet zurückwies, und dabey stets eine große Anzahl Gefangener machte. Allein, nicht lange mehr wollte das Glück seinen geprüften Heldenmuth dem Vaterland gönnen; denn als eines Tags die Türken aus Erlau einen sehr starken Ausfall wagten, und Kohary mit selben in ein hitziges Gefecht gerieth, bezeigte er ihnen zwar bald, mit wem sie es zu thun hätten: er drückte den Feind mit bedeutenden Verluste abermal zurück, und verfolgte ihn, bis hart an das Stadtthor; aber hier ward er von einer feindlichen Musketenkugel in dem rechten Arm getroffen, und dadurch zum fernern Kampfe untüchtig gemacht, genöthigt das Schlachtfeld zu verlassen.

Diese erhaltene Wunde war auch wirklich nicht gleichgültig, denn als die Aerzte eine Untersuchung anstellten, fanden sie, daß ihm das Armbein zerschmettert sey, welches ihm so große Schmerzen verursachte, daß sie, nicht ohne Grund den Tod für ihn befürchteten. — Indessen erhielt der Himmel noch den biedern Kobáry zum Besten des Vaterlandes, und nach angewandter ärzlicher Hilfe, ward er so ziemlich geheilt. Nun wollte er die Kur gänzlich vollenden, und zugleich geschicktere Hilfe finden, und begab sich daher nach Wien; dort ließ er sich auf Anrathen seiner Freunde, den Arm aufs neue einrichten, da ihm aber bey der Operation unglücklicherweise ein Nerve verletzt wurde, ward ihm die rechte Hand so steif und unbrauchbar, daß er mit selber nicht nur keinen Säbel, sondern nicht einmal die Feder mehr führen konnte. Als Kaiser Leopold Nachricht von diesem Umstand erhielt, bedauerte er, mit Theilnahme den redlichen Kobáry; um aber dem Mangel der nöthigen Unterschriften abzuhelfen, ließ der Kaiser auf einem, in Form eines Mondes gekrümmten Stück Silbers Kobáry's Namenszug stechen, und übergab es ihm mit dem Bedeuten: daß er die Aufdrückung desselben stets in der Kraft einer ächten Unterschrift genehmigen werde. Seit dieser Zeit hielt sich der Graf immer zu Hause auf, versah dabey seine ihm anvertrauten öffentlichen Geschäfte aufs genaueste, und da die friedlichen Zeiten es zuliessen, widmete er viele Stunden des Tages der Lesung nützlicher Bücher. So lebte Kobáry etwelche Jahre, in friedlicher

Einsamkeit, als auf einmal neue Unruhen, die im Innern des Landes schnell um sich griffen, ihn aus selber verscheuchten.

Im Jahre 1703 war ganz Ungarn wieder unter Waffen. Die Mißvergnügten rotteten sich abermals, unter Anführung Rákóczy's zusammen, und die Flamme des Aufruhrs tobte bereits in einem großen Theil Oberungarns. Um bey dieser Gelegenheit die Herzen seiner Getreuen näher an sich zu fesseln, erhob der Kaiser viele angesehene Ungarn zu größeren Ehren; — unsern Koháry ernannte er jetzt zum General-Major. Die großen Verwüstungen, welche nun im Lande wieder statt hatten, betrafen zum Theil auch Koháry, denn da er mit den Unzufriedenen nicht gemeinschaftliche Sache machen wollte, verheerten diese abermal in den gräflichen Gütern alles auf die erbärmlichste Weise. — Das blinde Glück blieb nun den Rebellen eine Zeitlang günstig, weil die kaiserliche Armee im Auslande, mit den Franzosen vollauf zu thun hatte; bis die siegreiche Schlacht bey Hochstedt den Sachen eine ganz andere Wendung gab, und den Rákóczy in seinen weiteren Fortschritten hinderte, ja ihn sogar nöthigte auf friedlichere Gesinnungen zu kommen, und einen Waffenstillstand zu erbitten. — Um den vielen Bürgerkriegen ein Ende zu machen, (da besonders der Kaiser 1704 an dem Churfürsten von Bayern wieder einen neuen Feind bekommen) wünschte Leopold wo möglichst einen Frieden zu Stande zu bringen, zu den Unter-

handlungen also, welche mit den Mißvergnügten zu Schemnitz sollten eröffnet werden, wurde Kohary als K. K. Bevollmächtigter abgeordnet. Obwohl nun Kohary seinerseits mit bedachtsamer Klugheit zu Werke gieng, und sich keine Mühe verdriessen ließ einen billigen Frieden dem Vaterlande zu bewirken, so dehnte sich doch dieses Geschäft, wegen dem hartnäckigen Gemüthe Bercsényi's, (Bevollmächtigten der Rebellen) in die Länge, ohne etwas Triftiges zu Stande zu bringen, und da besonders auch die Nachricht bey Bercsényi anlangte: daß sich während dessen Kaschau, Eperjes, und Erlau an den Rákóczyischen Waffen ergeben, so setzte er seinen aufgeblasenen Forderungen ferner kein Ziel, und die Unterhandlungen zerfielen, und liefen fruchtlos ab. —

Leopold, der Vergelter wahrer Verdienste starb, aber die Herscher, die ihm auf dem Throne folgten, hatten Kohary's Bemühungen, um Fürst und dem Staat, gleichfalls nicht ausser Acht gelassen. Sein erhabener Sohn Joseph I. gab ihm 1707 den Titel eines Feldmarschall-Lieutenants, und vier Jahre nachher ertheilte er ihm und seinen Nachkommen, die Erbobergespannswürde des Honther Comitats; Kaiser Carl VI. aber ernannte ihn 1714 im Oktober, zum wirklichen geheimen Rath, und am 29. Decemb. desselben Jahrs erhob er ihn zum königlichen Oberlandesrichter in Ungarn. — Gleichwie Kohary als Krieger mit Muth und Tapfer-

keit sich einst hervorgethan hatte, eben so sorgsam suchte er nun auch am Ruder des Staates seinen Pflichten Genüge zu leisten: sein Ausspruch, auf den nie ein Interesse oder Berücksichtigung Einfluß hatte, war stets nach dem strengsten Sinne der Gerechtigkeit abgefaßt; die Prozesse unter ihm gewannen einen schnelleren Gang, und wurden in Kürze beygelegt, die gerichtlichen Acten sah er meistens selbst durch, und hinderte ihn eine Krankheit im Gerichtssaal zu erscheinen, so ließ er sich das Urtheil seiner Mitrichter, aufs Krankenlager bringen, um es da genau und selber zu prüfen. So also, ganz nur den stilleren Staatsgeschäften sich weihend, zog sich der ergraute Graf Koháry wieder auf seine Einsamkeit, nach Csabrág zurück, wo er in Ruhe seine letzten Lebensjahre zubrachte; auch dieses Schloß niemals verließ, ausser wenn seine Staatsgeschäfte es forderten.

Dieses sein verdienstreiches Leben endete Koháry, nach einer langwierigen Krankheit, mit Ende März 1731 im 82. Jahre seines Alters; tiefes, aufrichtiges Bedauern folgte dem Sarge nach, in dem der Mann eingeschlossen war, der über ein halbes Jahrhundert die Zierde des Vaterlands gewesen ist. — Sein Leichnam ward in der Kirche des heil. Benedikt, an dem Granflusse (eine Tagreise von Csabrág) in der gräflich-Kohárischen Familengruft beygesetzt. —

Kohńry war etwas höher, als von mittlerer Größe, und volleibig; seine Kräfte und sein Gedächtniß blieben bis in sein Alter im guten Zustande, die vielen erlittenen Drangsalen hatten sie nicht aufgerieben, besonders blieb ihm das Gedächtniß sehr getreu: in seinem hohen Alter wußte er das längst geschehene, mit Benennung des Jahres, und der Person so genau zu erzählen, als ob er es noch vor Augen hätte, und als bey den Rákóczyschen Unruhen seine gesammelten Verse, auf dem Schlosse Csabrág verloren giengen, so hatte er doch den größten Theil davon so gut im Gedächtnisse behalten, daß er selbe neuerdings aufschreiben ließ. Der Dichtkunst blieb er stets ergeben, ja als er wegen seiner strupirten Hand nicht mehr selbst zu schreiben vermochte, ließ er die Gedichte durch seine Amanuenses zu Papier bringen, denen er sie dictirte. Koháry war sehr belesen, und konnte nie, selbst im Feldlager nicht, ohne Bücher seyn; da er also die Wissenschaften schätzte, so war er auch ein warmer Freund der Gelehrten, die er hochachtete, und oft unterstützte, auch vieles zur Errichtung mehrerer Schulen beytrug. Generosität war eine vorzügliche Eigenschaft in seinem Charakter; er hielt stets große Tafel, er selbst aber lebte, und genoß die Speisen sehr mäßig, den Wein trank er niemal. Auch in seiner Kleidung schien er eine gewisse Mässigung zu beobachten, er richtete sich darin nach der Tracht seines damaligen Zeitalters, zwar stets anständig und nobel gekleidet erschien er, aber ohne allen unnöthigen Prunk und Luxus. Er

war

war niemal dem Frauenzimmer geneigt; er floh ihren Umgang als etwas gefährliches, er war daher niemal verheirathet, und nahm es sehr übel auf wenn man ihn an eine, zu treffende eheliche Verbindung erinnerte. An Thätigkeit gewohnt benützte er die Geschäftsfreyen Tage dazu, um seine Güter zu verschönern, oder löbliche Anstalten zu gründen: das auf einen hohen Felsen, kaum dreytausend Schritte von Schemnitz liegende Familien Schloß Csabrág, welches durch Tököly, und den Kurutzen so vieles litt, ließ er wieder neu aufbauen, versah es mit zwey Thürmen und einer Ringmauer. Die Obergespannswürde des Honther Comitats begleitete er 15 Jahre lang während welcher Zeit er nie das Solarium dieses Amtes annahm; Geschenke durfte man ihm niemal bringen, er nam solche nicht nur nicht an, sondern strafte denjenigen auch mit seiner Ungnade, der es versuchen wollte, ihn mit Geschenken zu bestechen. Bey so viel Vorzügen, war Koháry stets der größte Feind seines eigenen Lobes, und wenn in Gesellschaft auch nur zufällig, die Rede auf seine Verdienste, und sein Lob gewendet wurde, brach er entweder kurz ab, oder leitete geschickt das Gespräch auf ganz andere Gegenstände.

Aber nicht nur die Vollkommenheiten und Züge eines biedern, rechtschaffenen Weltmanns besaß Koháry, sondern er war auch das Muster eines ächten Christen: zu weitläufig wäre es, wenn wir die vielen frommen Handlungen, die er verrichtete, herzählen wollten. So ver-

ehrte er z. B. die von Leopold den Großen erhaltene goldene Kette, dem Marianischen Gnadenbilde zu Thall; dem Kloster zu Zell überschickte er reiche Geschenke. Die Leiden und Heimsuchungen des Geschickes, trug er Gott zu liebe, mit der größten Gedult und hatte ein so zartes Gewissen, daß er die Bitterkeiten die ihn getroffen, für seine Missethaten zu verdienen glaubte. Er baute mehrere Kirchen, und vermachte verschiedenen Ordenshäusern ansehnliche Summen; gegen Arme war er ein sorgender Vater — seine Beamte und Dienerschaft bedachte er großmüthig im Testamente, und ließ sie sehr wohl versorgt zurück. Für Spitäler und Bettler legierte er 47,875 fl., für arme Studirende und litterärische Unterstützungen 111,333 fl. Selbst sein Sprichwort, das so oft aus seinem Munde kam, bezeugt uns die fromme Stimmung seines Herzens; es lautete: dat Deus, cui vult.

LIEBEZEIT.

Der aus Oedenburg gebürtige, verdienstvolle Arzt, Georg, Sigmund Liebezeit, erblickte das Licht der Welt im Jahre 1690 den 3ten November. Schon von der zartesten Jugend an, so wie durch sein ganzes Leben hindurch, war er ein großer Liebhaber und Verehrer der schönen Wissenschaften, mit vorherrschender Neigung jedoch verlegte er sich auf das Studium der Arztneykundt. Liebezeit's Sehnsucht gieng dahin, sich zu einem geschickten und kenntnißvollen Mediker umzubilden, und da er jenes oberflächliche, oft nur auf Schlendrian gegründete Wissen mancher Aerzte seiner Zeit verabscheute, und in der heilbringenden Kunst wo möglich solide Einsichten zu erwerben wünschte, so vereinigte er mit dem Unterricht, den er im Vaterlande von geschickten Lehrern erhielt,

fleißige Privatlektüre aller in die Medizin ein=schlagender Wissenschaften; er forschte mit Emsigkeit der Wirkung der Dinge nach, und suchte aufmerksam nach den Schätzen, die der Schöpfer in den drey Reichen der Natur, zum Besten der Sterblichen verborgen hat. So hatte er nun den medizinischen Curs beendigt, und in seinem Fache gewiß die triftigsten Kenntnisse erlangt; doch damit nicht zufrieden, dachte er, daß es nöthig wäre, seine Erfahrungen im Auslande zu verbessern und zu erweitern.

Liebezeit hatte das 18te Jahr zurückgelegt, als er den heimischen Boden verließ, und (1708) die sächsischen Akademien besuchte, wo er als rühmlicher Schüler des Aeskulaps, beynahe 5 Jahre hindurch verweilte. Das Glück war ihm geneigt, und führte ihn mit den berühmtesten Ärzten seiner Zeit zusammen: zu Halle im Magdeburgischen waren Alberti, Stahl, Hoffmann und andere seine Lehrer und Führer; von da begab er sich nach Leyden ins Holländische, um die Vorlesungen des großen Chemikers Boerhave anzuhören — Durch den genossenen Unterricht solcher Meister, und durch sein unablässiges Bestreben sie nachzuahmen, machte nun Liebezeit bald in den Fächern der Arzneywissenschaft so bedeutende Fortschritte, daß er, als er aus Holland nach der Friedrichsacademie zurückkehrte, um von seiner erlangten Fähigkeit einen Beweiß abzulegen, eine gelehrte Abhandlung: de fœda, nefandaque abortus promotione schrieb, wodurch er sich den Weg zur Er=

reichung des medizinischen Lorbeerkranzes so trefflich bahnte, daß er gleich nachher die Doctorswürde erhielt, wozu ihn 1713 nach den üblichen Cerimoniel, der gelehrte Friedrich Hoffmann graduirte.

Um nun den ehrenvollen Namen eines Doctors der Medizin, durch ein ezweckmässige Thätigkeit, erst recht zu verdienen, und rühmlich aufrecht zu erhalten, und um in seiner erlernten Kunst die erwünschten Versuche anstellen zu können, kam er nach einer fünfjährigen Abwesenheit nach Ungarn zurück. Seine Praxis fieng mit jenem Zeitpunkte an, wo das Pestübel im Vaterlande wüthete, und selbes also geschickte Aerzte am meisten bedurfte. Nun gab sich Liebezeit alle Mühe der leidenden Menschheit beyzuspringen, und da er dadurch seinen Fleiß mit den täglichen praktischen Erfahrungen noch mehr auszuschmücken Gelegenheit hatte, so geschah es, daß er durch seine kluge und wohlgerathene Heilmethode sich nicht nur die Liebe und Achtung seiner Landsleute bald erwarb, sondern der Ruf seiner Geschicklichkeit selbst ins Ausland erscholl. — Durch 7 Jahre hatte Liebezeit nun bereits die Gesundheitspflege seiner Nebenmenschen aufs Redlichste ausgeübt, und der Magistrat zu Oedenburg wählte ihn 1720 statt des verstorbenen Gensel's zum Stadtphysikus; kaum hatte er aber dies ehrenvolle Amt zu leiten angefangen, als er im folgenden Jahre, mit einer neuen Ehre geziert ward; er erhielt nämlich ganz unverhofft ein kaiserl. Diplom,

welches ihn zum Mitgliede der Leopoldinisch-Carolinischen Gesellschaft der Naturforscher, in Franken, erhob. Das Zutrauen zu seinen ärztlichen Erfahrungen wuchs mit jedem Tage, so daß selbst der Prinz Friedrich von Brandenburg ihn durch ein freundliches Handschreiben ersuchte, der Beschützer seiner Gesundheit zu werden.

So stieg mit glücklichen Schritten, Liebezeit zu den Stufen der Vollkommenheit, und des Ruhmes empor; sein stiller, dienstfertiger Lebenswandel machte ihn als biederen Menschen jedermann schätzbar und beliebt, und seine Mitbürger freuten sich, künftighin einen so kenntnißreichen Arzt in ihrem Kreise zu haben; doch im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen. Es überfiel ihn unvermuthet eine schwere Krankheit, die so stark überhand nahm, daß keine Arzney mehr fruchten wollte, sondern ihm, zum größten Leidwesen aller die ihn kannten, den frühen Tod herbeyzog, welcher ihn 1739 am 6ten Jänner, in bessere Regionen versetzte.

B E L.

Wer nur im geringsten mit der ungrischen Literatur bekannt ist, wird den Namen dieses berühmten Mannes mit Achtung und Verehrung aussprechen. Unsterblich sind seine Verdienste, die er sich um das Vaterland, als ein gründlich gelehrter Mann, in dem Charakter eines Historiographen erworben hat. Bel war zu seiner Zeit in Ungarn mit allem Rechte das, was nur um ein Paar Dekaden später, in England Gibbon, und in Deutschland Schlözer gewesen war. Von einem ungeheuer großen Umfang waren seine historischen Kenntnisse! Er ist daher bis jetzt noch der treuherzige Führer aller unerfahrnen Wanderer in dem weiten Felde der vaterländischen Geschichte, und der ehrwürdige Vater aller Geschichtsschreiber, die von der Grenzlinie seiner

historischen Wirkungssphäre an, die Geschichte der tapfern Magyaren zu bearbeiten angefangen hatten. Ihn schien die Göttin Clio erkohren zu haben in den dunkeln Gemächern der ungrischen Geschichte ein helleuchtendes Licht aufzustecken, und das Chaos derselben, das die unaufhörlichen Kriege in Pannonien erzeugten, in ein wohlgeordnetes Ganzes zu bringen. Zu diesem wichtigen und großen Geschäft, war aber auch der unvergeßliche Bel ganz geschickt, und von der gütigen Natur mit den erforderlichen herrlichsten Eigenschaften versehen. Alle seine historischen Werke, die die Publizität erlangten, verrathen bis auf den geringsten Zug den Meister, und nach späten Jahrhunderten noch, werden in denselben die ungrischen Generationen die kolossalen Pyramiden seines Fleißes, und seiner patriotischen Aufopferungen, von dem Fittig des ewigen Ruhmes umsäuselt, erblicken!

Mathias Bel wurde im Jahre 1684 zu Ocsova, einem kleinen Bergstädchen in der Zohler Gespannschaft gebohren. Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in der Schule seiner Vaterstadt, dann auf dem, damals berühmt gewesenen Gymnasien zu Losontz, Neusohl, und Preßburg. Hier hatte er das Glück die berühmtesten Männer, als einen Bulyovszky, Burius, und Pilarik zu hören. Der gründliche Vortrag der Wissenschaften aus dem Munde dieser Gelehrten, flößte dem jungen Sohne der Musen, eine ungemein große Liebe zu den Studien ein. Er sehnte sich herzlich,

genauer und richtiger die Grenzen der gelehrten Republik zu kennen, und begab sich deshalb nach Sachsen, wo er sich auf der Universität zu Halle den philosophischen, theologischen und historischen Wissenschaften mit angestrengtem Fleiß und Eifer widmete. Seine Lehrer waren die berühmten Männer Renbeck, Cellarius, Budäus, Ludewig und Stryck. Nie versäumte Bel ihre Collegien; da sein Herz vor Begierde brannte, tiefer in die Mysterien der Weisheit zu dringen, schloß er mit seinen akademischen Lehrern die innigste Freundschaft.

Unter der angenehmen Beschäftigung die Schätze der Wissenschaften an der Seite solcher Freunde zu erkennen, verlebte Bel in Halle eine geraume Zeit, und jetzt rückte das Ziel seiner akademischen Laufbahn heran. Es war aber auch zugleich der Zeitpunkt da, sich von dem geliebten Sitz der Hallenser Musen zu trennen, und Bel hielt noch zuvor unter dem Präsidium des berühmten Doctor Breithaup öffentlich eine Disputation. Ihr ruhmvoller Ausgang war es aber, der in seinen Planen manches jetzt änderte. Die Zuhörer aus der Reihe der Professoren, die mit kritischen Ohren die wackeren Vertheidigungen der Uraussprüche der Wahrheit im Gebiethe der Philosophie vernahmen, bewunderten die gelehrten Kenntnisse Bel's, und überredeten ihn, in Sachsen zu verbleiben. Die grenzenlose Liebe zur Literatur, und das süsse Vergnügen, das ihn der Umgang mit den aufgeklärten Männern gewährte, bewogen ihn den sanften Bitten sei-

ner Freunde nachzugeben. Bel blieb in Halle, und zeigte sich auf dem Posten eines Lehrers als ein thätiger Arbeiter, zuerst an dem dasigen Waisenhause, und dann im Kloster Bergen, unweit Magdeburg. Seine gelehrte Bemühungen wurden von jedermann mit dem lautesten Beyfall gekrönnt, und sie ließen ihn, in einer nicht allzutiefen Entfernung den herrlichen Strahl von der schmeichelhaften Hoffnung sehen, einst an der Hallenser Universität als öffentlicher Lehrer angestellt zu werden. Allein kaum verfloß ein Jahr, so erhielt Bel von dem Neusohler Schulpatronat einen Brief, in welchem er zum Lehrer an das dasige Gymnasium beruffen wurde. Kraftvoll war der Inhalt dieses Briefes abgefaßt, der ihn an die Verpflichtungen erinnerte, die er seinem Vaterlande schuldig wäre, und ihm freymüthig erklärte: einem redlichen Staatsbürger gezieme es den Dienst seines Vaterlandes, dem Auslande vorzuziehen! Bel wurde von den Gefühlen det Ueberzeugung, und der Macht der angebrachten Argumente sehr erschüttert, und bis zu Thränen gerührt. Noch hatte er aber dieses merkwürdige Einladungsschreiben in den Händen, als er in eben den Augenblicken ein anderes bekam, das ihn nach Ostfrießland, zum Pfarrer berief. Welch ein mächtiger Kampf begann jetzt in dem Herzen des gerührten Bel! der ihm den Entschluß, diesem oder jenem Wink — der ihm von der Bahn seines künftigen Glückes zujauchzte, zu folgen, sehr schwer machte. Endlich aber siegte doch in dem wahren Patrioten über alle Vorliebe für das Ausland, die Liebe

zu seinem Vaterlande. Und wer könnte auch in seinem Herzen diesen edlen Trieb ersticken, der der Dankbeflissenheit Gehör giebt, und sich der Schuldigkeiten erinnert die er dem jenigen Lande zu erweisen verpflichtet ist, das ihn in seinen seligen Hainen, von der ersten Periode seiner Existenz an, genährt und zärtlich gepflegt hat? Pannonia schwebte dem gutgesinnten Bel jetzt lebhaft vor, und sie lenkte seine Blicke wehmüthig lächelnd auf die Fluren hin, die in dem Felde der ungrischen Literatur noch so ganz wüst und ungebaut da lägen. Von Enthusiasm ergriffen, auch sein Schärflein treu und bieder zu dem Heil seines Vaterlandes beyzutragen, setzte nun Bel den Termin seines Aufbruches von Halle fest. Er wünschte jetzt auf Flügeln den seligen Gefilden näher zu kommen, wo sein Haupt das erstemal hienieden im Thal der Leiden, der Goldstrahl der Sonne beschien. Obgleich Bel vor der Stunde des Abschieds von Halle bebte, so wurde die Wehmuth in seinem Herzen doch durch den Ausspruch der Aerzte gemildert, als ihn diese in seiner kränklichen Lage versicherten, daß ihm die Luft des ungrischen Clima's besser, als die Atmosphäre unter dem sächsischen Himmelsstrich thun werde. Der Getröstete trat nun im J. 1708 seine Reise zurück in sein Vaterland an. Kurz zuvor gieng er aber noch nach Berlin, um dort mit dem berühmten D. und Hofprediger Dan. Ernst Jablonsszky auch Bekanntschaft zu machen, und dann wendete er seinen Weg über Pohlen nach Ungarn. Wie leicht athmete Bel, und wie froh

schlug sein Herz als er den vaterländischen Boden betrat! Er begab sich nach Neusohl, ungnachtet ihn die Städte Kremnitz, und Schemnitz mit ihren Vokationen beehrten, und tratt seinen Posten allhier, als Conrektor bey dem Gymnasium an.

Rauh war aber die Bahne, die Bel in dem Raum seines Lehrerberufs wandeln mußte. Das Neusohler Gymnasium befand sich in diesen Zeiten in einer sehr mißlichen Lage, was nemlich die Methode betraf, nach welcher hier die Wissenschaften vorgetragen wurden. Der gelehrte und scharfsinnige Bel konnte sie nicht billigen; er entwarf sich deshalb nach seinen Einsichten einen eigenen Lehrplan, nach welchem er der Jugend die nöthigen Kenntnisse besser, und ersprießlicher beybrachte. Ungeachtet aber eine jegliche seiner Einrichtungen und Anordnungen zweckmässig gewesen war, indem aus denselben die belebenden Strahlen hervorschossen, die die halbverwelkte Knospe, in welcher die Blüthe der Schule verborgen lag, entfalten sollten, so weigerte sich doch hartnäckig die mit allen Ränken vertraute Mißgunst, den Verdrensten des redlichen Bel, um die Schule, den Unterricht der Jugend, und das Vaterland, das billige Lob zu ertheilen. Sie stieß, empört über die originellen Erfindungen des entschlossenen Mannes, die sich in ihren Wirkungen so prachtvoll und erhaben zeigten, in die schmetternde Posaune der Verläumdung, und in wenig Zeitmomenten war Bel als ein Freygeist in Tempel der Ge-

lehrsamkeit, und ein gefährlicher Neuerer im Zirkel der heranwachsenden Jugend ausgeschrien. Es betraf den Biedern das nämliche Loos, unter dessen Schlangengeisseln alle bluten müssen, die vor ihren verblendeten, und von Irrthum irr geführten Brüdern hellere Einsichten besitzen, und die Gegenstände mit ihren gesunden blossen Augen, besser in ihrer wahren Form und Grösse als sie unterscheiden, die sie durch die Brille der Vorurtheile betrachten, und der Vernunft die als ein Funke des göttlichen Lichts, das ganze menschliche Daseyn belebt, Fesseln anlegen. Das Geschrey über den Irrlehrer in Neusohl wurde immer heftiger, und der Kaiserliche Feldherr Heister fand sich genöthigt darüber eine Untersuchung anzustellen. Aber ach! wie froh war der besorgte Inquisitor, der sich von dem donnernden Geschwätz der Verfolgung nicht hat irre leiten lassen, als er den eifrigen Bel in dem Kleide der Unschuld eingehüllt, auf dem Lehrstuhl erblickte.

Vorübergezogen waren die dampfenden Wolken die ob dem ruhigen Haupte Bel's ein fürchterliches Ungewitter erregten, als ihn die Vorsteher des Preßburger Gymnasiums zum Rektor der Schule beriefen. Um den Fallthüren, und den Schlingen seiner Feinde, die sich an den geheimen Kränkungen seines Herzens so waidlich lebten, bescheiden und ohne Geräusch auszuweichen, nahm er unverzüglich die Vokation an, und übersiedelte sich im J: 1714. nach Preßburg. Bel fand aber auch hier aller

wüste und öde in den finstern Hallen der Schule. Kaum waren 40 Schüler da, die den berühmten Lehrer in ihrer Mitte begrüssen konnten! Allein kein Wunder — es war gerade jetzt der traurige Zeitpunkt, in welchem das hundertköpfige Ungeheuer der Pest in den Familien der Ungarn wüthete. Bel verlohr seinen Muth nicht, und er gab sich jetzt auch hier alle Mühe, das Preßburger Gymnasium eben so, wie das Neusohler in Flor zu bringen. Und in der That, was der redlich gesinnte Mann, in Bezug auf die Emporbringung der Preßburger Schule entworfen hatte, ist ihm auch glücklich von statten gegangen. Froh über die Begünstigung seines Schicksals lebte er ganz für die Erziehung der Jugend, und nichts lag seinem Herzen so nahe, als jene emporblühenden Weltbürger mit Nutzen in allen den Wissenschaften zu unterrichten, die auf der Bahn dieses irrdischen Lebensberufs erforderlich sind. Jauchzend und unermüdet zog er mit ihnen an die Quellen ihrer Glückseligkeit hin, und zeigte ihnen unverdrossen wie sie aus denselben die Weisheit des Lebens schöpfen sollten. Allein da Bel mit dergleichen edlen und menschenbeglückenden Projekten sich im Geiste, umzingelt von den frohen Schwärmen der vaterländischen Jugend beschäftigte, stieß er auf sehr viele Hindernisse, vorzüglich wenn er bemüht war, die wißbegierigen Zöglinge in eine Kenntniß der Thaten ihrer wackeren Väter, und ihres Vaterlandes das sie bewohnten, zu versetzen. Wie verdunkelt war alles, wie verwirrt und zerstreut, was Bezug auf diese wichtigen Gegenstände der

Ausbildung der blühenden Generation der magyarischen Sprößlinge hatte. Bel war in seinem Herzen sehr bekümmert, und fand nirgends Ruhe, denn er war auf das innigste von dem mächtigen Einfluß überzeugt, den die Bekanntschaft mit der Geschichte der Väter auf die Bildung des Patriotismus, in den Herzen der heranwachsenden Jugend hat. Bel faßte den Entschluß, von keiner oft sichtbaren Unmöglichkeit zurückbebend, und keine Mühe scheuend, in der verworrenen Geschichte der Ungarn, und der lückenvollen geographisch-statistischen Kenntniß des ungrischen Vaterlandes ein Licht zu verbreiten. Wer würde nun diese edle und patriotische Unternehmung Bel's mißbilligen und tadeln können? — Niemand! und doch wagte es, trotz aller Redlichkeit die Bel bey einem jeglichen seiner Schritte, zur Beförderung des vaterländischen Heils bewiesen hat, die Furie des Neides, und der Verleumdung, die ihn auch hier erreicht hatte, ihm auf den Wegen ungeheure Hindernisse entgegen zustellen, die er, empfindlich auf mannigfache Art geneckt, in den edelsten Absichten zu wandeln begann. Um die Geschichte des magyarischen Volkes gründlich, und an den Quellen studieren zu können, war es dem fleißigen Bel allerdings zuerst darum zu thun, sich einen Eingang in die Bibliotheken zu verschaffen, und mit den alten Dokumenten bekannt zu machen. Allein, kaum hatte der besorgte Geschichtschreiber angefangen hie und da, an die Thüren zu klopfen, um in die öffentlichen Bibliotheken und Hausarchive der großen Familien eingelassen zu

werden, so war der Unschuldige schon, sowohl bey dtm ungrischen Adel, als bey Hofe in Wien angeklagt, daß er unter dem Vorwand eine ungrische Geschichte zu schreiben, die Rolle eines schändlichen Landesverräthers spiele. Wie weh that dem Manne dieß übelklingende Gericht, der sich doch seiner Unschuld, und der ächt-bürgerlichen Gesinnungen gegen sein theures Vaterland bewußt war! Nun wußte schon die geschwätzige Erzählerinn aller Tagsneuigkeiten, von den erschrecklichen Strafen und Martern zu reden, die den verkannten Patrioten betreffen werden.

Doch niemanden darf es befremden, daß der erste Schritt so traurig war, den der große ungrische Historiograph zu seinem unsterblichen Ruhm gemacht hat, wenn man die jetzigen Zeitumstände erwägt, in welchen das Vaterland selten den harten Ruthenstreichen der Verrätherey zu entfliehen vermochte. Wie lange war es denn vor Bel's Lebensepoche, daß sich die größten Stürme der innerlichen Unruhe und Empörungen erst gelegt hatten? daß größte Mißtrauen hatte die ungrischen Einwohner allenthalben gegen einen jeglichen eingenommen, der in ihrer Mitte nur einige Aufmerksamkeit über die Gränzen des alltäglichen erregte. — Als aber der ungegründete Verdacht, der auf den gelehrten Bel geworfen wurde, ihn mit seiner Gefährlichkeit im ganzen Ernst erschreckte, so faßte er den Muth sich zu vertheidigen, und das Vaterland von der Biederheit seiner Absichten zu überzeugen. Allein von dem Heimtück seiner Feinde ver-

verriegelt, fand Bel überall die Thüren, durch die er mit seinen Rechtfertigungsschriften in der Hand, ziehen wollte. Eine traurige und marter volle Lage für den Verkannten! unruhig über die mißlungenen Versuche, die er hie und da, und auch in Wien zur Betheurung und Rechtfertigung seiner Unschuld unternommen hatte, nahm er jetzt srine Zuflucht zu den damaligen gelehrten, und sehr berühmten Reichspalatin Niklas Pálffy. Dieser erhabene Menschenfreund war der Mann der den Verleumdeten in seinen Schutz genommen, und ihn von allen Verdacht einer Untreue gegen den König und sein Vaterland freygesprochen hat. Er gab ihm öffentlich, nachdem er als ein aufgeklärter Mann von seinen edlen patriotischen Absichten unterrichtet worden war, das Zeugniß eines redlichen Staatsbürgers, der die lobenswürdigsten Plane zur Emporbringung der vaterländischen Literatur entworfen, und sich entschlossen habe, ganz von dem Geiste seiner Gelehrsamkeit geleitet dem Vaterland, und dem allerdurchlauchtigsten Hause Oesterreich sich aufzuopfern. Welch eine glückliche Wendung des trauervollen Schicksals Bel's, und welch ein fürchterlicher Schlag auf einmal für Bel's Feinde und Verleumder, die plötzlich mit verhüllten Gesichtern von dem Schreckenbild der Schande verfolgt und gehöhnt, verstummen mußten! von den edelsten Gesinnungen gegen den tadelfreyen Patrioten Bel, begleitet, gieng nun Pálffy der Gerechte nach Wien, und überzeugte auch den kaiserlichen Hof von der Unschuld des verfolgten Gelehrten. Frey-

müthig und wie es einem offenherzigen Manne zusteht, der von keiner List nichts weiß, führte Pálffy das Wort der Vertheidigung für den geängstigten Bel, und der glorreiche Kaiser Carl VI. wurde, da er der Gerechtigkeit, in der sich die ächzende und niedergetretene Unschuld aussprach, Gehör gab, von dem wackeren Wortführer, der das Leben eines thätigen Patrioten, und dem Staatswohl eine kräftige Stütze vom Untergang rettete; so gerührt, daß er den angeklagten Bel nicht nur von allen Verbrechen, die man ihn angedichtet hatte, ganz frey sprach, sondern auch eine Summe von 400 Reichsthalern aussetzte, die dem thätigen Geschichtforscher jährlich, als eine Unterstützung, bey seinen beschwerdevollen und kostspieligen patriotischen Bemühungen sollten ausgezahlt werden. Welch ein Triumph für den biedern Bel, der lange zwischen Hoffnung und einer folternden Ungewißheit über den Ausgang seines unverdienten Looses schwebte! Er vernahm die wohlthätige, und gnadenreiche Stimmung des großen Kaisers, und gelassen frohlockend, trat er von den Schranken zurück, vor welchen er so wacker hat kämpfen müssen, bis er den Sieg über seine Feinde davon trug; die nichts anders als die Höhe seines literärischen Ruhms und seine Tugend beneideten. Doppelt stärker schlug aber jetzt, unter der Palme die allen Duldern zu theil wird, die muthig in dem Labyrinthe ihrer Unglücksfälle, auf die Stunde der Erlösung warten, der Eifer in Bel's entzückten Busen, nach seinen ganzen

Kräften nur seinem Könige und seinem Vaterland zu leben!

Die frohe Nachricht von der glücklichen Wendung des trauervollen Verhängnisses, unter welchen Bel so schwermüthig geseufzt hat, erscholl nun durchs ganze Land, und plötzlich standen dem bekränzten Märtyrer der Wahrheit, alle Wege offen, von welchen ihm freundlich der Genius des erfreuten Vaterlands zuwinkte, das schöne Werk zu beginnen, die herrlichen Denkmäler der Thaten unserer Väter unter den Trümmern der Barbareyen hervorzugraben. In allen Ecken des geliebten Vaterlandes traten Männer hervor, die dem gelehrten Bel, erfreut über seinen Triumph freywillig ihre Hilfe bey seinen Arbeiten, für das Heil des ungrischen Staats anbothen. Sie jauchzten an der Seite des geschätzten, und jetzt nach Verdienst gewürdigten Bel's, als Lohn für ihre patriotischen Bemühungen, den Beyfall und die Gnade ihres geliebten Königs einärndten zu können, der jetzt so huldreich den ämsigen Historiker unterstützte. Die Namen dieser trefflichen Patrioten, die sich für die edle Sache Bel's, und mit ihm für die Sache der ganzen ungrischen Heimath so redlich interessirt hatten, waren: Moller, Herrmann, Mileter, Raimann, Liebezeit, Fischer, Komáromy, Stocker, Kray de Rókus, Bohuss, Buchholz, Reyger, Munkátsy, u. a. m. Durch die treuherzige Hilfe dieser Biedern unterstützt, war Bel im Stande, die vielen und großen

Werke hervorzubringen, die seinen Namen verewigt haben.

Bel arbeitete in dem Fache der Geschichte unermüdet, und schrieb sehr viel; aber alles was er geschrieben hat, war voll Kraft und Energie, und in dem zierlichsten Latein verfaßt. Sein literärischer Ruhm verbreitete sich in alle cultivirten Länder. Ehrenvoll für den wackeren Bel lauten die Rezensionen, die die gelehrtesten Männer in England, Frankreich, Italien und Deutschland über seine Verdienste um die Literatur publique gemacht hatten. Die größten und berühmtesten Männer seiner Zeit, als der Cardinal Passioneus, Muratorius, Struvius, u. a. m. suchten seine Freundschaft, und knüpften mit ihm gelehrte Correspondenzen an. Daher geschah es, daß er von den gelehrten Gesellschaften zu London, Paris, Petersburg und Berlin als Mitglied aufgenommen, und sehr geschätzt wurde. Mehrere Fürsten und andere Großen des Reichs, überhäuften ihn mit Wohlthaten und Geschenken. Schön prangen, als hellflammende und nie verlöschende Inschriften, an der Stirne der Denkmäler, die Bel zur Verewigung der Thaten unsrer tapfern Väter errichtet hat, die Namen des durchlauchtigsten Kaisers Carl des VI., und der glorreichen Kaiserin Königin Maria Theresia. — Zufrieden lächelnd stand also Bel auf der Bahn seines Fleißes von der Wichtigkeit seines schönen Berufs angefeuert, als ihn der Tod, in einem hohen Alter nöthigte, die Feder aus der Hand zu legen, mit der er an

den Zügen der Unsterblichkeit seines Ruhmes malte, der ihm als Historrograph gebührt, und den die Bläter der Weltgeschichte aufbewahren. Er gesegnete im Jahr 1749 diese Welt, nachdem er seit dem Jahr 1719 das Amt eines Pfarrers an der evangelischen Gemeinde zu Preßburg, und später als Senior des ehrwürdigen evang. Ministeriums, treu und redlich verwaltet hat.

Bel starb eines sanften Todes — und nicht nur die protestantische Kirche, sondern das ganze ungrische Vaterland hatte an ihm einen großen und berühmten Mann verlohren. Der gelehrte Johann Tomka Szaszky, ein Mann der von dem großen Bel gebildet wurde, und hernach als Rektor an dem Preßburger Gymnasium angestellt war, zündete gerührt das Opfer der Dankbarkeit an der Urne des verblichenen Lehrers an, die er mit folgender Inschrift, die als eine herrliche Blume in dem Blüthenkranze des Ruhmes prangt, der den würdigen Historiographen schmückt, verziert hat:

Sta Viator
Erras
Si Mortale
Sub hoc Lapide,
Qui Animae Immortali Sacer est,
Incautus Queris.
Hic Jacet
Immortalis Mathias Belius.
Condam
Antistes sacrorum, Et Sapientia
Pariter, Atque
Historiographus Hungariae Incomparabilis.

Cui
Ingenium Magnum,
Eruditio solida,
Eloquentia Divina,
Et
Virtus, Fide Christiana Animata,
Sempiternam Conciliarunt Immortalitatem,
Abi Jam,
Et
Quae Posonium Post Fata Recognoscit,
Immortalia Viri Magni Merita,
Cernuus
In Cineribus Piis
Admirator!

Ja, laut wiederhallt ob dem Grabeshügel des ruhenden unsterblichen Historiographen, der nie verschwindende Ruhm in den Schaaren der Nachwelt: Bel war hienieden manchen Unfällen unterworfen, die er aber standhaft, und mit einem heroischen Muth ertrug — er war ein Mann den eine hohe und edle Seele belebte — er war ein treuer und redlicher Bürger des Staats — ein zärtlicher Verehrer seiner Freunde, und ein Mensch, der von der größten Humanität geleitet, kein größeres Vergnügen kannte, als seinen Feinden die Hand zur Versöhnung darzureichen, und ihnen Gutes zu erweisen.

J. Melzer.

KOLINOVICS.

Gabriel Kolinovics, ein würdiger, aber zu wenig bekannter vaterländischer Schriftsteller, erblickte das Licht der Welt, am 24ten März 1698 zu Schenkwitz in der Preßburger Gespannschaft, allwo sein Vater Georg von einer kleinen Wirthschaft sparrsamlich lebte. Er war einer von jenen Sterblichen, die, obgleich sie eines besseren Looses werth waren, dennoch nie von dem Geschicke begünstigt wurden. — Schon in seiner zarten Kindheit mußte Kolinovics die Mühseligkeiten der Welt von der bittersten Seite kennen lernen: denn da zu jener Zeit die Rákóczyschen Rebellen sich in der Gegend immer mehr ausbreiteten, wo Kolinovics im friedlichen Kinderspiele die Tage verleben sollte, entfloh der, von ihrer furchtbaren Annäherung aufgeschreckte Knabe 1703 aus

dem väterlichen Hause, und indem er sich theils zu Modern, theils in den, dieser Stadt benachbarten unsicheren Gebirgen verborgen hielt, mußte der kaum 6jährige Kleine schon so frühzeitig mit Hunger, Gefahr, und mancher Art Elend kämpfen. Im folgenden Jahre gieng es dem armen Kinde eben so: die Kurutzen (so nannte man diese Rebellen) setzten ihre Verwüstungen noch weiter fort; selbst nach Schenkwitz kamen sie, hier heraubten sie seine Eltern alles ihres Eigenthums, und er verließ mit diesen seinen Eltern nun zum zweytenmale, auf eine so traurige Weise seinen Geburtsort, unstett herumirrend, und einen ruhigeren Aufenthalt suchend.

Nachdem das Wüthen des Bürgerkrieges in jener Gegend allmählich nachgelassen hatte ward er 1707 erstlich zu Hause in die Dorfschule geschickt, wo er die Grundlinien seines künftigen Wissens sammelte; die lateinische Literatur aber studierte er wechselweise zu Modern, St. Georgen, und Preßburg; die Humaniora zu Tyrnau. — Stets fleißig, und mit den besten Fortgang lernte Kolinovics, denn er war von Kindesbeinen an ein Liebhaber der Wissenschaften; ihm war die Schule nicht der verhaßte Ort, wo die Pflicht ihn hinnöthigte — sie war ihm ein Platz des Vergnügens, wo er gerne hineilte, um das, dort zu vernehmende Gute und Nützliche mit Begierde aufzufassen. Nach vollendeter Rhetorik ließ er sich in den Orden der frommen Schulen (Piaristen)

einkleiden, und kam als Novitze nach Privitz. Er glaubte nun in diesem Gott gefälligen Stande sowohl seinem Vaterland geziemend dienen zu können, als auch seiner Neigung zur Belesenheit besser nachzukommen; allein ihm gönnte das Schicksal hienieden nicht so leicht einen ruhigen Posten: wegen beständiger mitunter auch schweren Krankheiten, mußte er dem geistlichen Stande bald wieder entsagen. So kehrte er 1716 im Monath May nach Schenkwitz zurück, um sich daselbst theils von seiner Krankheit erst ganz zu erhohlen, theils reiflicher darüber nachzudenken, welch' eine Lebensart er nun anzufangen hätte? — Ach wie schwer wird es dem armen und hilflosen Jüngling in der Welt ein angemessenes Unterkommen zu erlangen! möge ihn die Natur mit dem redlichsten, dienstwilligsten Herzen ausgestattet, möge er sich durch Verwendung und Fleiß Talente erworben haben, mit welchen er dreust ein passendes Amt übernehmen dürfte: hat er keine Patrone, keine mächtigen Gönner, so ist sein Suchen vergebens! Auch Kolinovics hat von dieser Wahrheit Erfahrung gemacht; sobald er nämlich seine völlige Gesundheit wieder erhielt, suchte er Dienste. Er pochte an viele Thüren, aber überall ward er hartherzig abgewiesen. Endlich, um nicht die goldne Zeit der Jugend zu Hause im Müssiggange zuzubringen, gieng er nach Preßburg, wo er einstweilen im Hause der Domherren Franz Herold und Ladislaus Mednyánszky eine kleine Bedienstung übernahm, welche er jedoch bald wieder verließ, indem er zu dem Tyrnauer

Rathsherrn und Johann Pálffyschen Güter Inspektor: Michael Sipeky berufen wurde, bey welchem er über vier Jahre lang, das Amt eines Schreibers versah, und sich die vollkommene Zufriedenheit seines Prinzipalen erwarb. Hier wurde er zu jenem Viel- und Geschwindschreiber, in welcher Eigenschaft ihn vielleicht wenige übertreffen mochten, und wovon er uns erstaunliche Beyspiele lieferte. —

Kolinovics, der den Wunsch hegte irgendwo ein literärisches Amt zu erlangen, erhielt von Sipeky einen ehrenvollen Abschied, doch da sein Wunsch nicht sobald in Erfüllung gerieth, zwangen ihn seine dürftigen Umstände noch immer sich hie und da zu verschiedenen Schreibgeschäften gebrauchen zu lassen, und als Diurnist zu arbeiten; dadurch wurde endlich Kolinovics, der nicht nur eine gewandte Feder führte, sondern auch seine Fähigkeiten zu mehrerley Fächern mehr als einmal bewiesen hatte, so bekannt, daß ihn mehrere aus der Gegend selbst aufsuchten, und häufig zu Kanzleyarbeiten ihn aufruften. So fand er bald bey dem Comitats-Notär Johann Pulay Beschäftigung, bald arbeitete er bey dem Comitats-Perceptor Caspar Farkas zu Puszta-Fődimes. Hier fieng er, unter andern 1726 den 5ten Jänner, um 10 Uhr Vormittags zu schreiben an, und schrieb bis 3 Uhr nach Mitternacht also siebzehn Stunden ohne abzusetzen, und vollendete in dieser Zeit das ganze Corpus Rationum zweyer Jahre, seines Prinzipals Farkas, rein und ohne

Fehler. — So übertrug ihm 1724 Graf Pálffy die Revision der Rechnungen seiner Beamten — So ward er 1727 nach Bajmócz; im Monath July desselben Jahres aber nach nach Bibersburg berufen, um bey dem herrschaftlichen Gerichte (welches man hier Landes Herrenstuhl nennt) statt eines Fiskals beyzusitzen. Sobald er von da zurückkehrte, rief ihn obengedachter Comitats-Notär nach Tyrnau, bey dem er mit beyspielloser Geduld und Schnelligkeit, nämlich in siebzehn Tagen, die Akten von 58 Comitatssitzungen, und die, einer Restaurationssitzung (folglich die Comitatsverhandlungen vom 5ten December 1716 bis 7ten Juny 1727) insprotokolirte, und ins Reine schrieb. — Im Jahre 1729 aber beschrieb er, auf Aufforderung des Grafen Joseph Eszterházy, den Szereder-Distrikts-Zehend, welchen er auch auf Seite des gemeldten Grafen einsammelte.

So hatte ihn das Glück, ausser seinen ungrischen Adel, mit einer sehr kargen, kaum zum Lebensunterhalte hinreichenden Aussteuer versehen; in Dürftigkeit, ohne Aussicht jemahl eine ansehnliche Stelle zu erlangen, verschwanden seine Jugendjahre; allein der hochherzige Kolinovics konnte wohl die Sorgen und Beschwerlichkeiten des Lebens ertragen, aber nicht bey dem Gedanken gleichgültig bleiben: nichts rühmliches in der Welt gethan zu haben, und einst vielleicht als ein Alltagsmensch zu sterben! — Darum zeichnete er sich das Feld selbst vor, auf welchem er künftig, als ein der Menschheit nützli-

cher Mann wandeln wollte. Die ihm etwas geneigtere Natur hatte ihn nämlich mit trefflichen Seelenanlagen versehen, diese benützte er; durch Fähigkeit und anhaltenden Fleiß trotzte er dem Glücke mit Gewalt ab, was es ihm hartnäckig verweigern zu wollen schien, und bildete sich zu einem, um das Vaterland verdienten Menschen — bildete sich zum Schriftsteller. Ganz widmete er sich der Lektüre, und besonders jener der ungrischen Geschichte; stillen und heiteren Geistesbeschäftigungen opferte er die meisten Tage seines Lebens; in den lieblichen Umgang mit den Musen vergaß er der Schikanen der Welt, und die irdischen Mühseligkeiten, und selbst seine Einsamkeit zu Schenkwitz, in welcher er in der Folge meist zurückgezogen lebte, wußte er durch literärische Arbeiten angenehm auszufüllen.

Kolinovics hatte schon um die Zeit, als er sich für den geistlichen Stand bestimmte, mehreres schriftlich aufgesetzt, und seine wohlgerathenen Aufsätze mit jedem Jahre um ein großes vermehrt, nun aber, in reiferen Jahren wurde er im ganzen Sinne Literator; von nun an weihte er sich fast ausschließend der Gelehrsamkeit, und wenige Privatgeschäfte abgerechnet die er noch über sich nahm, fand man den ämsigen Kolinovics immer am Schreibpulte, und bey seinen Büchern. Er blieb nun fortwährend in seinem Geburtsorte, wo er bereits die Wirthschaft von seinem alten Vater übernommen hatte, auch seit dem Jahre 1723 mit Juditha Miletics vermählt war. Die Beschäfti-

gungen denen er sich noch ausser dem Gebiethe der Literatur unterzog, beschränkten sich theils auf die Sekretariats-Dienste welche er seinem größten Wohlthäter und Gönner, dem Grafen Joseph Eszterházy zuweilen leistete, theils auf die Verrichtungen an dem Preßburger Comitat. Die Stände gedachter Gespannschaft ernannten ihn nämlich 1730 zum Stuhlgeschwornen (Jurassor), und am 25ten September desselben Jahres zum Buchhalter (Rationum Exactor) des Comitats. —

Im Jahre 1731 unternahm Kolinovics, während des strengsten Winters eine Reise, in die jenseits der Donau liegenden Gegenden Ungarns. Seinen Weg nahm er durch die Donau-Insel Csallóköz, besuchte ferner die Städte Raab, Pápa, das Schloß Devecser, und kam um die Hälfte Jänners bis Badatson, Tomai u. s. f. Nachdem er diese berühmte Weingegend und den Plattensee in Augenschein genommen, begab er sich nach Vásony um das Schwerdt, den Helm, und die Statue des tapferen Helden Kinisy zu besehen. Nun reisete er gegen den Draufluß, wo er die Insel Mura-Köz, und darauf Csakathurn besichtigte. Eine solche Diversion wäre vielleicht eben nichts Merkwürdiges, weil viele gewöhnliche Menschen noch weit größere Strecken durchgereiset sind; allein Kolinovics reisete mit Aufmerksamkeit auf alles Wissenswürdige, und hinterließ uns die Geschichte dieser kleinen Reise schriftlich, unter dem Titel: „Iter Trans-

danubianum." Diese Reisebeschreibung besaß der gelehrte Mathias Bel, ein warmer Freund des Kolinovics, in seiner Manuskripten-sammlung, nachmals brachte sie der berühmte Kollár käuflich an sich. — Als Kolinovics nach Schenkwitz zurückkam, ordnete er alle seine schriftliche Excerpten und Anmerkungen, die er seit 14 Jahren gesammelt, schrieb sie ab, und theilte sie in ordentliche Werke ein, von denen wir weiter unten Erwähnung machen werden. —

Im Jahre 1748. kam Kolinovics in gewissen Angelegenheiten nach Tyrnau; er stattete daselbst auch einen Besuch in dem Jesuiten-Collegio ab, allwo zu selber Zeit mehrere geschickte Historiographen sich befanden. Es entspann sich daselbst ein Gespräch über verschiedene Gegenstände aus der Geschichte, wobey man seiner Thätigkeit, und seinem Verdienste um die Literatur Gerechtigkeit widerfahren ließ. Im Verfolg des Gesprächs warf man die Frage auf: „Ob der Tempelritterorden auch inner den Grenzen Ungarns seine bestimmten Wohnsitze hatte; weil es bekannt ist, daß die Templer, Güter in diesem Lande besassen, auf denen sich öfter solche Ordensbrüder, aus dem benachbarten Croatien einfanden?" — Kolinovics, welcher nie über eine Sache zu entscheiden pflegte, von deren Gewißheit er nicht hinlänglich unterrichtet war, gestand aufrichtig seine unzureichende Kenntniß darüber. Aber diese Frage blieb ihm nun ein Aufruf, den er beherzigen zu müssen glaubte; er

betrachtete sie als eine wichtige Aufgabe, die er, als ein Liebhaber der vaterländischen Historie, nicht unberichtigt lassen durfte, und er wandte von nun an alle Mühe an diesen Gegenstand sorgsamer nachzuforschen. Mit Begierde suchte er überall nach, wo sich etwas Gewisses über die Geschichte dieses merkwürdigen Ordens finden ließe, und um seinen Zweck gänzlich zu erreichen, sah er sich um Freunde um, welche ihm den Weg zu irgend einer ansehnlicheren Bibliothek bahnen sollten, um die nöthigen Hilfsquellen aufzubringen. Er fand diese Freunde und Gönner in einem gewissen Bartakovics, und in dem Grafen Joseph Eszterházy, welche sich beyde für ihn bey dem Graner Dom-Kapitel verwendeten, von dem er endlich, nach abgelegtem Eide, die Erlaubniß erhielt, in ihrer Büchersammlung nachzusuchen. So enstand seine Chronik des Tempelritter-Ordens, welche er, so wie alle seine Werke in lateinischer Sprache, unter dem Tittel verfaßte: Chronicon Militaris Ordinis Equitum Templariorum." — Dieses schöne Werk wollte der, in unserm Plutarch schon gerühmte Beförderer der Literatur, Bischof Klimo (welchem es Kolinovics, auf Verlangen, nebst 9. Bänden seiner Manuskripte zum Uiberlesen zugeschickt hatte) auf eigene Kosten drucken lassen, da aber eben um diese Zeit der Jesuiter-Orden so viele Feinde fand, daß er seiner Auflösung nahe zu seyn schien, und diese beyden Orden fast eine Aehnlichkeit in ihren Schicksalen hatten, hielt er es, zu einer so kritischen Zeit, nicht für rathsam sein Vorhaben auszuführen, damit man

diesem, keine falsche Deutung geben möge. Nun hat dieses Werk der würdige Herr Kovachich bereits auf seine Kosten zum Druck befördert. — Im Mss. befindet es sich auch in der bischöfl. Bibliothek zu Fünfkirchen, und bey dem Dom-Capitel zu Großwardein.

Bey dem Eifer, und muthvollen Fleiße, welchen Kolinovics mit seinen Arbeiten verband, geschah es, daß seine nützlichen, und sehr interessanten Manuskripte bedeutend anwuchsen. Als er 1766. eines Nachmittags im Herbste, auf seiner Einsamkeit zu Schenkwitz sich ebenfalls mit literärischen Arbeiten beschäftigte, kam aufeinmal ein ihm ganz unbekannter Jesuite herein, welcher ihm, im Namen des damaligen Wiener-Hofbibliothekars Franz Kollár, den Antrag machte, daß er ihm seine Manuskripte abkaufen wollte. Kolinovics gab ihm darauf nur das Einzige zum Bescheid: daß seine fertigen Handschriften aus zehn Bänden, und 2060. Bögen bestünden. Der Jesuite entfernte sich gleich darauf, ohne daß er sich näher zu erkennen gegeben hätte. — Im Jahre 1769. im Monath Jänner vollendete er sein Werk über den Jesuiter-Orden: „Biennium Societati Jesu ter infelix.“ 50½ Bögen stark; und dieses war seine letzte Arbeit, denn im Sommer des darauf folgenden Jahres, wurden seine Augen so blöde, daß er bald sein Gesicht gänzlich verlohr, und nichts mehr schreiben konnte. Dazu kam auch eine schwere Krankheit, welche trotz aller Mühe des Arztes, den er nun zum erstenmal in sei-

nem

nem Leben herbeyrief, sehr überhand nahm, und ihn dem Tode näher führte, welcher denn auch am 22-ten Decemb. 1770. im 73-ten Jahre seines Alters erfolgte. — Der Leichnahm dieses sehr werthen Mannes ruht in der Gruft der Benediktinerkirche zu Modern.

Kolinovics war von hoher, 5½ Schuh messender Statur, und gieng bis ins Alter aufrecht, und ungebeugt; er war sehr mager, und in der Jugend immer kränklich, dafür genoß er aber im männlichem Alter, und auch späterhin einer unerschütterten Gesundhtit; Arzneyen hat er nie, ausser in den letzten Lebenstagen zu sich genommen. — Aber trotz der Geschmeidigkeit seines Körpers besaß Kolinovics eine ziemliche Stärke, er konnte sehr schwere Lasten heben, obwohl seine Hand durch sein ganzes Daseyn nur mit der geringen Feder zu thun hatte. Sein Gesicht blieb ihm gleichfalls, bis zur Neige seiner Tage ungeschwächt: er gebrauchte nie der Augengläser. Allein in seinem Sprachorgan hatte er einen Defekt, indem er immer stammelte wenn er sprach, und die Worte nur mit Anstrengung und beständigen Absetzen hervorbringen konnte. — Sein Verstand war geschärft, und lebhaft, zum Scherz und Witz geneigt; sein Gedächtniß vortrefflich und sehr getreu: Er wußte von einem, nur einmal gelesenen Buche auch oft große Stellen auswendig, und behielt den ganzen Innhalt sehr wohl. Zu seinen ausserordentlichen Eigenschaften gehört sein vieles, geschwindes, und doch accurates Schreiben, und seine Ausdauer bey

großen Fußwanderungen, deren er einige selbst im Alter noch unternahm. Vermuthlich wird er jene (1731) in die jenseitige Donaugegend unsers Vaterlands angestellte Reise auch zu Fuße verrichtet haben, denn als Kolinovics 1740. berechnete, wie viel er schon bis dahin auf solche Art gereiset sey? fand er: daß er bereits 450. Meilen zu Fuße gewandert habe. — Im geselligen Leben war er, eine kleine Stützigkeit ausgenommen, ein sehr freundlicher und aufgeweckter Mann. Besonders war er ein Freund der Wahrheit; diese liebte er so sehr, daß er sich niemal, auch nicht die kleinste Lüge erlaubte, wofür er sich in den Kreisen derer, die um ihn lebten, einen ehrenvollen Ruf erwarb. Endlich war Kolinovics ein sehr gewissenhafter, und strenger Christ, und ein religiöser, sehr mässiget Mann: An jedem Tage ging er in den Tempel des Herrn, dem Allmächtigen für seine Gnaden zu danken, und wohnte nicht nur dem Meßopfer andächtig bey, sondern ministrierte sogar dem Priester täglich am Altar in eigener Person. Niemal aß er an Fasttägen Fleisch, ja zuweilen genoß er an solchen Tagen nur bloßes Brod, und trank überhaupt weder Wein, noch Bier. Das neugebackene Brod aß er besonders gern; daher hatte er die Gewohnheit meistens nach der Kirche, in solchen Häusern einzusprechen, wo er vermuthen konnte daß man frisches Brod gebacken; Kolinovics ward aber stets traulich empfangen, und viele Dorfbewohner, welche gerne seinem Wunsche Genüge leisten wollten, erwarteten nicht immer erst seinen Besuch, sondern kamen

oft den alten Gelehrten dienstfertig zuvor, und versahen ihn mit seinem Lieblingsimbiße.

Der Vorsteher des Benediktinerklosters zu Modern, Pater Astricus Rimer, einer seiner biederen Freunde, ersuchte unsern Kolinovics, einige Zeit vor seinem Tode, sich abmalen zu lassen; welches Kolinovics, obwohl er so etwas sonst immer standhaft verweigerte, nun den vielen Bitten seines Freundes (der einmal sogar den Maler schon mit sich gebracht hatte) Gehör gebend, zuließ, und bewilligte: daß man ihn in Bley zeichnen könne. Während der Maler sich mit dem Risse beschäftigte, zeigte Kolinovics auf dem Knopf, den er nach croatischer Sitte in seine Haare geflochten trug *) und sagte: „Dies muß man nicht vergessen!" — Gedachter Maler verfertigte dann sein Bildniß auch zweymal mit Lebensfarben, deren eines seiner Familie blieb, das andere aber ward mit seiner ganzen Bibliothek, welche Kolinovics den PP. Benediktinern legiert hatte, nach dem Martinsberge überbracht. Als nachher diese Ordensgeistlichen daselbst aufgehoben wurden, hat es sein Landsmann und Freund, der als Schriftsteller rühmlich bekannte Herr Registrator an der K. Kammer, Martin Georg Kovachich, an sich gekauft und eine getreue Copie desselben dem Chronicon Templariorum vordrucken lassen. Die Benediktiner am Martinsberge

*) Die Einwohner von Schenkwitz sind bekanntlich sogenannte Wasser-Croaten.

wurden von den Erben des Kolinovics in Hinsicht der Bücher und Handschriften impetirt, doch sie zahlten lieber freywillig 300. fl. diesen Erben aus, als daß sie einen Theil dieser vortrefflichen Manuskripte verlieren sollten: so sehr schätzten sie seine Schriften. Nach Aufhebung des oft gedachten Benediktiner Klosters, wurden die Werke des gelehrten Kolinovics nach Pesth übertragen, und allda in der königl. öffentlichen Universitäts-Bibliothek aufgestellt, wo diese schätzbaren Werke, XIII. Bände stark, sich so lange befanden, bis in besseren Zeiten die Väter vom Martinsberge, unlängst ihre Rechte, und mit diesen auch ihre Bibliothek wieder erhielten.

Kolinovics ließ in seinen Manuskripten einen reichen Schatz für vaterländische Historiographen zurück, und bey all' seinen zahlreichen litterärischen Produkten und historischen Elucubrationen beobachtete er stets die strengste Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit. Als ein Feind jedes erdichteten Wesens, wich er in seinen Schriften nie von dem Geleise der Wahrheit ab, trug auch nie etwas in seine Manuskripte ein, was er nicht vorher hinlänglich geprüft, und für wahr befunden hätte. Von den ungrischen Sachen besaß er eine große und genaue Wissenschaft, dieß haben unsre besten Geschichtschreiber von ihm anerkannt. Der berühmte Mathias Bel bediente sich in seinen Werken mancher Kolinovicsischen Erfahrung, als Hilfsquelle; die gleichfalls berühmten Schriftsteller aber: Palma, Pray,

Szászky, u. a. beriefen sich oft in ihren histori-schen Werken, von seiner Wahrheitsliebe über-wiesen, auf die Meinungen des Kolinovics. — Ausser den Schriften deren wir bereits gedacht ha-ben, verdienen noch folgende von ihm verfaßten Werke einer vorzüglichen Erwähnung. 1) Commentariorum de rebus Ungaricis Libri XIII. Dieses Werk ist auch unter dem Tittel bekannt: Historia Belli Kuruczonici. Bey dieser Be-schreibung des Rákóczyschen Krieges, bediente er sich des Rákóczischen Archivs, welches zu Munkács erobert, und in die Schenkwitzer Ge-gend unterdessen in Sicherheit gebracht war, bis solches der königl. Hofkammer übergeben worden. 2) Vitarum Belliducum Ungariae virtute, et fortuna illustrium. Lib. V. Ein sehr vor-treffliches, und der Publicität würdiges Mss. 3) Fulcrum Commentariorum de Rebus Ungaricis. 4) Nova Ungariae Periodus. 5) Annales Militaris Ordinis Equitum Templariorum. Lib. X. 6) Auctarium Operum Kolinovicsianorum. Es enthält Supplemente zu den vorigen Schriften. 7) Idea Procerum in Sapientia Laureata Josephi Eszterházy Judicis Curiae R. per Ungariam. 8) Miscellanea. Lib. III. 9) Epistolarum ad Georgium Nunkovich, Steph. Agyich, Adalb. Procopium, ceteros. III. Bände. Der größte Theil dieser Briefe enthält eine ausführliche Er-zählung des Oesterreichisch-Preußischen Krieges von 1756. bis 1763. — Ausser diesem machte er zur Ausgabe des Bonfinii Decadum Rerum Hung. den Register, welches hernach der Buch-

händler Golner zu Preßburg, drucken ließ. Auch zu der Geschichte der Orientalischen Kaiser von Franc. Kéry, verfaßte er den Register. —

So verdient um das ungrische Vaterland war der gelehrte Kolinovics; und hat ihn gleich das Vaterland verkannt, hat ihn das Glück gleich stiefmütterlich verfolget, so bleibt er doch ein Mann, der eines gerechten Ruhmes würdig ist. Viele einzelne angesehene Patrioten, welche ihn näher kannten, haben seinen litterärischen Werth zu schätzen gewußt, und ihn mit ihrer Freundschaft und Wohlwollen beehrt. Dieß erhellet schon aus seinen Briefen zur Genüge, indem wir darin, die Namen eines Nunkovich, Agyich, Graf Carl Eszterházy, Georg Klimo, Moller, Graf Rudolph Pálffy, Pray, Graf Nicl. Zichy, Jos. Innoc. Dezerici, und anderer, unter seinen Correspondenten finden. — F. J. Sulzer hat also in seinem Werke: Litterärische Reise 2c. Seite 14. diesen Kolinovics häßlich verläumdet, und dadurch nicht nur seinen niedrigen Nationalhaß, sondern auch seine größte Unwissenheit, über die Umstände unsers Kolinovics, verrathen.

MARIKOWSZKY.

Martin Marikowszky, dessen Vater gleichen Namens, aus dem Zempliner Comitat, seine Mutter aber Anna Sztruhár, die Tochter eines Schemnitzer Bürgers gewesen, ward 1728. den 17-ten October zu Rosenau gebohren. Als er zum Jüngling heranreifte, besuchte er, um sich in den Fächern der Wissenschaften auszubilden, mehrere Gymnasien seines Vaterlandes, und nachdem er die Humaniora und die philosophischen Studien mit den besten Fortgang vollendet hatte, begab er sich 1751. auf die sächsischen Akademien, und studierte zu Wittenberg die mathematischen und medizinischen Wissenschaften mit großem Fleiße: Die Arzneykunde blieb indessen immer sein Lieblingsstudium, in welchem er sich mit aller Sorgfalt zu vervollkommen suchte; diese Kunst

sah er als seinen Beruf an, dem er mit Thätigkeit seine künftigen Lebenstage zu widmen gedachte. Um also in dieser Kunst beträchtlichere Fortschritte machen zu können, ging er nach Halle, und von da nach Erlangen, wo er, nachdem er sich, aus den Zweigen der Heilkunde einer strengen Prüfung unterworfen, auch im Jahre 1756. eine Abhandlung de discussione, et medicamentis discutientibus daselbst herausgegeben, die medizinische Doktorswürde erhielt.

Marikowszky begnügte sich nicht damit: daß er es in der Medizin nur zur Stuffe der Vollkommenheit gebracht hatte; er wünschte seinen Geist mit noch größeren Erfahrungen, und mit Weltkenntniß zu bereichern, und die Heilmethode der berühmteren Aerzte Europa's kennen zu lernen. Um also zu diesem Zwecke zu gelangen, durchwanderte er Holland, England, Frankreich, dann erst ganz Deutschland, und so mit mancher neuen Erfahrung, und mit kostbaren Schätzen der Weisheit ausgestattet, kam er endlich 1757. in seine Heimath zurück, wo er bald nach seiner Ankunft die Grundsätze Luthers verließ, und die römisch-katholische Religion annahm. — Seine eigentliche Wirkungsbahn eröffnete Marikowszky als substituirter Arzt, bey dem Spitale der Barmherzigenbrüder zu Preßburg; seine Fähigkeiten, und seine Geschicklichkeit wurden bald bekannt, und Graf Paul Forgách, jener verehrte Bischof, und Vater der Armen, nahm ihn als Leibmedicus zu sich nach Waitzen. Dort legte er neuerdings die rühmlichsten Bewei-

se seiner tiefen Einsichten in der Kunst Kranke zu heilen am Tage, so, daß als gedachter Bischof starb, ihm die löbl. Zempliner Gespannschaft die Stelle eines ersten Comitats-Physikus antrug, die er auch annahm. Marikowszky machte viele ansehnliche und glückliche Kuren, und der Ruf von seiner Geschicklichkeit verursachte: daß er nach Kurzem, nämlich 1763. durch eine allerhöchste Verordnung nach Slavonien übersetzt, und daselbst als Comitatsdoktor der Syrmier Gespannschaft angestellt wurde. Bevor aber unser verdienstvolle Arzt aus Ungarn abreisete, besuchte er noch das bey Schemnitz gelegene Eisenbacher-Bad, und unterwarf es einer chemischen Untersuchung; das schriftliche Detail dieser, von Doktor Marikovszky, angestellten chemischen Prüfung, hat nachher der berühmte Professor Cranz, in seine Sammlung von den geprüften Heilkräften ungarischer Bäder eingetragen.

So wie Marikowszky als Doktor der Arzney, der leidenden Menschheit überhaupt gerne beyzuspringen pflegte, und durch zweckmässig angewandte Hilfsmittel tausend Segungen in den Familien veranlaßte, ebenso trachtete er auch mit seinen erworbenen Kenntnissen den gesammten ungrischen Landen, nach Kräften dienlich zu seyn. Kaum waren etwelche Wochen seit seiner Ankunft in Slavonien verflossen, als er schon einen ruhmwürdigen, und erhabenen Gedanken in seiner Seele zu hegen anfing, und endlich auch zur Reife brachte: Es hatten nämlich wäh-

rend dem Kriege gegen die Türken, bey der, in Nieder-Ungarn gegen den Feind operierenden Armee solche verheerende Krankheiten eingerissen, die einen sehr grossen Theil der Soldaten, besonders von dem deutschen Völkern dahinrafte, so daß mehr Militär durch Seuchen als durch das Schwerdt der Feinde zu grund gegangen ist. Die Ursache von diesem der österreichischen Monarchie so nachtheiligen Uibel zu ergründen, und die Mittel zu ersinnen, wie diesem Elende in Zukunft abgeholfen, oder vorgebeugt werden könnte, dieß war nun sein vorzüglichster Gedanke, dieß war nun der Plan, nach dessen Ausführung seine Seele mit Innigkeit sich sehnte. — Endlich nach langen Nachsinnen, und gehöriger Uiberlegung kam er darauf, daß kein anderes Mittel übrig wäre, hierin etwas Sicheres zu leisten, als das man nach dem Beispiele des großen Hyppocrates, und Sydenhams, erst durch einige Jahre die Beschaffenheit der ansteckenden, daselbst herrschenden Krankheiten genau zu beobachten und zu untersuchen beginne, und dann aus diesen mehrjährigen Beobachtungen den Schluß einer soliden Theorie herauszuziehen, und zu entwerfen habe. Zu diesem Ende fieng er mit Sorgsamkeit an, seine gemachten Bemerkungen zu Papier zu bringen, und selbe unter dem Tittel: Ephemerides Syrmienses, von Jahr zu Jahr ununterbrochen drucken zu lassen. Der erste Jahrgang von dieser so nützlichen Schrift kam 1763. in 8. zu Wien mit Trattner'schen Lettern heraus. Ein Werk von dem man einst die besten Resultate für die Zukunft hätte schöpfen können, und welches von

1763—1768. getreu fortgesetzt wurde. Diese seine, auf Vernunft und Vaterlandsliebe gegründete Bemühungen erhielten selbst bey dem allerhöchsten Hofe den verdienten Beyfall, weßwegen der Kaiser auch dem Obergespann des Syrmier Comitats den Befehl zu ertheilen geruhte, die guten Absichten unsers Marikowszky nach Würde zu befördern. Allein, so wie manches Gute, und für die Nachkommen großen Nutzen bringende Unternehmen in der Welt scheitern muß, weil jene, die es eigentlich zu ihrem eigenen Besten emporbringen sollten und könnten, nicht zugreifen wollen; eben so wurden auch Marikowszky's redliche Bemühungen verkannt, und von den Comitatsbehörden, trotz den Willen Sr. Majestät, nicht hinlänglich geschätzt und beherzigt, noch weniger sein gutgemeinter patriotischer Eifer würdig unterstützt. Marikowszky, dem dieses schmerzte, wollte nicht länger daselbst verweilen, und sehnte sich nach einer andern Gegend, wo man seinem Verdienste vieleicht mehr Gerechtigkeit würde widerfahren lassen; drum begab er sich 1769. nach Ungarn zurück, und wählte zu seinem künftigen Aufenthalte die Szathmárer Gespannschaft, wo er das vortreffliche Werk Tissot's: Avis au peuple, sur la santé, unter dem Tittel: A' Néphez való tudósitás — ins Ungrische übersetzte, und selbes für das ungrische Clima, und für dessen Einwohner passender einrichtete, und dann selbes zu Nagy-Károly 1772. ans Licht tretten ließ. Aber unserm Marikowszky war es nicht gegönnt, auf der, bis jetzt so rühm-

lich gewanderten Lebensbahne, noch länger fort-zuschreiten: um die hektischen Zufälle, die ihn seit einiger Zeit belästigten, zu lindern, und sich einer gehörigen Pflege anzuvertrauen, begab er sich nach Pesth, wo er demungeachtet 1772. betrauert von seinen Freunden, und zu früh für das Vaterland starb; ehe er das 44te Lebensjahr erreichte.

F A L U D I.

Franz Faludi war von einem adelichen Geblüthe entsprossen, und 1704. zu Süssingen in der Eisenburger Gespannschaft gebohren. Seine litterärische Laufbahn betrat er zu Oedenburg, wo er seine Studien mit der Rhetorik vollendete, und da er den Beruf zum geistlichen Stande in sich zu fühlen glaubte, tratt er noch in zarter Jugend, kaum 16. Jahre alt, in den Jesuiter-Orden.

Die Gesellschaft Jesu pflegte ihre Eingekleideten nie allzulange an einem Orte verweilen zu lassen, durch den beständigen Wechsel schärfte sie die Erfahrungen derselben, auch pflegte sie ihre Neulinge schweren Prüfungen zu unterwerfen, ehe sie ihnen die Ehre ertheilte, in die Reihe der Priester aufgenommen zu werden. — Fa-

ludi mußte seine ersten 2 Probejahre zu Wien in dem Kloster zu St. Anna überstehen; von da ward er hernach nach Steyermark geschickt, um daselbst zu Grätz die Philosophischen Studien zu erlernen. Drey Jahre oblag er diesen Studien mit rühmlichen Fortgange; und seine Obern, denen Faludi's Fähigkeiten auffielen, hielten den, der selbst noch ein Lehrling seyn sollte, für würdig genug, Andere zu belehren. Nun verrichtete er also 4. Jahre lang das Amt eines Magisters auf den Gymnasien Preßburgs, und Fünfkirchens, wo er der Jugend Unterricht in den sanfteren Wissenschaften ertheilte. Dann wurde er wieder nach Wien gesandt, wo er die Mathesis, und die Theologie erlernen sollte. Als endlich Faludi auch diese Wissenschaften mit den glücklichsten Erfolge beendigte, erhielt er 1734. zu Wien die Priesterweihe.

Nun wurde Faludi nach Ofen berufen, um daselbst in der sogenannten Wasserstadt, der ungrischen Nation das Wort Gottes zu predigen; aber kaum hatte er diese ihm aufgetragene Pflicht, ein Jahr lang mit der strengsten Sorgfalt verrichtet, so wurde er nach Besztercze-Bánya versetzt, wo er seine dritte Ordensprobe zu bestehen hatte; wie es bey der Gesellschaft Jesu gebräuchlich war, welche seine Mitglieder auch im gesetzterem Alter neue Proben überstehen ließ, um deren größere Vervollkommung zu befördern. Nachdem also Faludi auch allhier ein Jahr zugebracht und während dessen täglich Beweise von seinem frommen, und berufsmässi-

gen Lebenswandel abgelegt hatte, sandten ihn seine Vorgesetzte nach Wien zurück, wo er nun ein zweifaches Amt übernahm, nämlich das, eines Professors der Ethic, an der Universität, und jenes, eines Seelenhirten des jüngeren Clerus an dem Pázmáner Priesterhause. Doch nur ein einziges Jahr ließ man ihn auf diesen Posten, dann wurde er von da nach Grätz, als Lehrer der Philosophie beordert, wo er zugleich der Gewissensrath des dortigen adelichen Erziehungshauses war. Nach zurückgelegten drey Jahren sandte man ihn nach Linz, als Professor der Geschichte; auch war er zugleich Katechet, oder Ausleger des christlichen Glaubens.

Bey den verschiedenen Amtsverrichtungen welche ihm bisher auferlegt wurden, schimmerte Faludi's redliches Betragen, seine Verdienste, und seine Talente in dem schönsten Glanze. Man konnte an ihn den eifrigen Mann nicht verkennen, der mit lobenswerther Willfährigkeit seinen Pflichten Genüge zu leisten strebte: Seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine tiefe Gelehrsamkeit, schienen mit einer ordensmässigen Frömmigkeit, und einer unbescholtenen Religionsliebe zu wetteifern; kein Wunder, daß ein so verdientes Mitglied, die Gesellschaft, auch einer noch ehrenvolleren Mission würdig hielt. Faludi war noch kein ganzes Jahr in Linz, als ihm seine Obern selbst eine Reise nach Rom zu unternehmen befahlen. Freudig eilte Faludi in die alte Hauptstadt der Christenheit, wo ihm an der St. Peterskirche das Geschäft eines Poeni-

tentiarius aufgetragen wurde. Hier benützte er die Nebenstunden zu angenehmen litterärischen Arbeiten. Er übersetzte die von Dorell in englischer Mundart erschienenen, hernach ins Italiänische übertragenen Werke, aus letzterer Sprache, in die Ungrische; welche er mit folgenden Titeln bezeichnete: 1.) Istenes jóságra, és szerencsés boldog életre oktatott Nemes Ember. 2) Nemes Aszony. 3) Udvari Ember. (Letzteres Werk jedoch ist nach dem Spanischen des Balthasar Gratian.) 4. Nemes Úrfi. Fünf Jahre verweilte er in Rom, und als er dann ins Vaterland zurückkehrte, ward er an der Universität zu Tyrnau Lehrer der heiligen Schrift.

Zu der nämlichen Zeit errichtete die geliebte Kaiserin Maria Theresia, zu Wien, jene große und wohleingerichtete Erziehungs-Anstalt: das Theresianum, und übergab die Aufsicht darüber den Vätern der Gesellschaft Jesu; auch Faludi wurde einer der Lehrer dieses schönen Instituts; er wurde dahin berufen um die Römisch- und deutsche Rechtsgeschichte vorzutragen. Nachdem ein Jahr verflossen, gieng er wieder nach Tyrnau zurück, wo er die Leitung der Universitäts-Buchdruckerey übernehmen mußte. Nach so vielen rühmlich begleiteten Ordens-Diensten, ward endlich Faludi selbst zur Würde eines Obern erhoben, und als solcher dem Günser Ordenshause vorgesetzt, nachher ertheilte man ihm die Leitung des Schulwesens, als Praefectus Scholarum; so verflossen bey

diesen wechselseitigen Aemtern ungefähr 6 Jahre. Nun wurde er nach Fünfkirchen übersetzt, wo er zwey Jahre lang Vize-Regent des Collegiums war: letztlich wurde er wieder nach Preßburg berufen, und hier versah er das Geschäft eines Bibliothekars bis zur Auflösung des Ordens. — Als jener Sturm vorüber war, welcher die Aufhebung des Jesuiten-Ordens zur Folge hatte, begab sich Faludi nach Rechnitz, wo er eingezogen und friedlich dem Ende seines Lebens entgegen sah, welches er mit dem 1779ger Jahr, als Greiß, zum Leidwesen aller Redlichen geschlossen hatte. —

Faludi's geführte Aemter beweisen hinlänglich welch ein verdienstvoller Mann er gewesen; dabey besaß er auch einen Charakter der eines solchen Mannes würdig war; Er verstand die Kunst seinen Untergebenen zu gebiethen, ohne drückender Strenge; zu belehren, ohne langweilig zu werden; sanft und gut zu seyn, ohne Verstellung; die größte Frohlaunigkeit, mit Unschuld zu vereinigen; die Beschwerden des Alters zu ertragen, ohne mürrisch zu seyn! — Er besaß eine besondere Humanität und Menschenliebe, und er war ein so großer Feind von Verläumdungen, daß er den Ort augenblicklich zu verlassen pflegte, wo die Ehre irgend eines Menschen angegriffen wurde; konnte er sich nicht entfernen, so bezeigte er wenigstens seinen größten Unwillen darüber.

Allein, dieser redliche Priester hat nicht nur den Pflichten seines Ordens gehörig nachgelebt, sondern er hat sich auch um das Vaterland ein unsterbliches Verdienst erworben. Denn ausser daß er durch mehrjährigen Unterricht die Jugend bildete, so machte er sichs auch zur vorzüglichsten Schuldigkeit, zur Veredlung der ungrischen Sprache sein Möglichstes beyzutragen. Faludi sprach, und schrieb in einem sehr reinen und zierlichen Styl; seine Aufsätze, und alles was er in dieser Sprache verfaßte, war so lieblich und schön, daß viele die ihn umgaben, oder seine Schriften gelesen hatten, ihn den ungrischen Cicero nannten. Sowohl in seinen Uibersetzungen, als auch überhaupt in allen seinen Schriften beobachtete er sorgfältig eine, von allen fremdartigen Wörtern gereinigte ungrische Sprache, welches sein schönstes Verdienst um die National-Literatur ist. Nach seinem Tode fand man im Manuskripte: Konstantinus Porfirogenitus, ein Trauerspiel; dann „a' Téli Ejszakák." Dies ist eine Sammlnng artiger Erzählungen für die langweiligen Winterabende. In den Schriften welche bey seinen Lebzeiten ans Licht traten, und wozu, ausser jenen oben angezeigten Uibersetzungen, noch zwey Werke von seiner eigenen Arbeit gehören: nämlich: „Bölts Ember," und „Szent Ember," — findet man überall den Stempel der heiligsten Sittenlehre; allein Faludi war from, und dennoch wohlgelaunt; und er erlaubte zuweilen seiner ächt-ungrischen Feder auch unschuldigen Scherz hinzuschreiben, gönnte seiner Fantasie manchmal

die Freyheit sich mit sittlicher Ergötzung zu beschäftigen. So fand man eine Sammlung ungrischer Gedichte, in denen Witz, Scherz und Laune auf die anständigste Art sich die Hand biethen; der bekannte würdige Literator Niklas Revai hat sie 1786 in Druck gegeben. So wie jeder weltliche Dichter, besingt er darin den Frühling, das Glück, Chorinden, und Filis mit Freymüthigkeit; und seine Thirsis, sein Menalcas in den von ihm verfaßten naturgetreuen Idyllen, sind dem Leser weit angenehmer, als alles, was man bis auf seine Zeit, in dieser Gattung von andern ungrischen Dichtern hat. Seine Hirtengedichte haben noch das Eigene, daß seine Schäfer nicht in Arkadien sondern in ungrischen Hainen zu wohnen scheinen, wodurch seine Gedichte nicht nur von ihrem Werthe nichts verlieren, sondern vielmehr an Nationalinteresse unendlich gewinnen. — Bey alle dem sind doch diese Gedichte mit vielen ernsthaften und frommen Aufsätzen untermischt, welche den Leser immer daran erinnern: daß auch diese Witz- und Launevollen Gedichte, einen andächtigen Mann zum Verfasser hatten.

JELKY.

Man hat die Schicksale eines Robinson Krusoe mit vieler Theilnahme gelesen, und ihn für die vielen Unglücksfälle bemitleidet, welche ihm der Himmel zuschickte; aber auch bey uns gab es einen Mann, den ein ungünstiges Loos von seinem Vaterlande weit hinwegschleuderte, der als Inselbewohner heisser Zonen, so wie jener, mit dem größten Ungemach zu kämpfen hatte: auch Ungarn hatte also einen Robinson — Andreas Jelky war es.

Der Vater dieses Andreas Jelky hat den Kaiser Leopold, Joseph und Carl als Soldat gedient, und der letzten Eroberung Belgrads beygewohnt. Dieser hat sich, nach seiner Entlassung vom Soldatenstande zu Baja in

Ungarn häuslich niedergelassen, und seine drey Söhne der Schneider-Profession gewidmet. Der Aelteste aus diesen hat auch wirklich in der Haupt- und Residenzstadt Wien sein Glück gemacht, und in der Folge der Zeit, die Stelle eines k. k. Garderobers erlangt. Dieser berufte seinen jüngern Bruder Andreas zu sich, und nachdem sich derselbe bey ihm eine ziemliche Geschicklichkeit erworben, rieth er ihm nach Paris zu reisen, um sich alldort noch mehr zu vervollkommen. Gern folgte Jelky dem Rathe seines gutmeinenden Bruders, und reisete am 13ten März 1754 von Wien über Prag, Leipzig, Nürnberg, bis Erlangen. Hier hielt er sich zwey Monathe hindurch auf, und trieb seine Profession; sein Bruder aber verwies ihm in einem Schreiben die unterbrochene Reise nach Paris, daher er sich von dannen wieder auf den Weg machte, und zu Aschaffenburg anlangte. — Eben damals wurden im römischen Reiche viele zum Soldaten ausgehoben, und es fehlte wenig, so wäre auch er ergriffen, und zum Soldatenstande gezwungen worden, allein er entgieng der Gefahr durch eine fast lächerliche List: ein Bauernweib trug ihn, gegen Anerbiethung eines Gulden, in einer Kreinze auf den Rücken aus der Stadt. Von dieser Gefahr befreyt, fiel er in eine andere: denn als er hierauf zu Hanau ankam, wurde seine Kundschaft die er beym Stadtthore vorzeigte, von der Wache zerrissen, er selbst aber von dieser in die Caserne überbracht, allda unter die übrigen Rekruten gestossen, mit denen er nach Hanover sollte geliefert werden. Zum Glü-

cke ereignete es sich, daß bey ihrer Ankunft am Mayn viele Rekruten eingeschifft wurden, Jelky aber mit mehreren andern zurückbleiben mußte, bis diese Schiffe wieder zurückkämen; unterdessen fand er jedoch Gelegenheit mit einem Böhmen, einem gleichfalls gezwungenen Rekruten, nächtlicherweile von jenem Standorte zu entfliehen. Nach einigem Herumschweifen kam er nach Nimwegen, wo er einen Hessen antraf, welcher vorgab nach Rotterdam zu reisen, allwo er einen Vetter, und viele andere gute Bekannte habe, mittels derer Zuthun, er ihm leicht ein Schiff zuwege bringen würde, auf welchem er nach Frankreich reisen könnte. Jelky, dem dieser Vorschlag gefiel, gesellte sich also zu ihm, langte zu Rotterdam an, und wurde in dem Hause des Wirthes, den der Heß seinem Vetter nannte, auf das Beste bewirthet.

Nach Verlauf von vier Tagen wurde der Heß unsichtbar, und Jelky sollte den Wirth 50 Thaler für die Bewirthung bezahlen. Er stellte den ihm gespielten Streich, und seinen Geldmangel vor, umsonst; er mußte Soldat werden, man legte ihm die Montur an, und brachte ihn mit 80 Deutschen und vielen Holländern zu Schiffe, welches nächstens nach Ostindien absegeln sollte Das Schiff segelte den 30ten October 1755 wirklich ab Tags darauf, als sie sich in dem brittanischen Meere zwischen Frankreich und England befanden, entstand ein schrecklicher Sturm, während dem der Blitz in das Schiff einschlug, und selbes in Brand steck-

te. Die größte Angst bemächtigte sich aller Anwesenden, die sie ganz muthlos machte, vergebens ertheilte der Kapitän die nöthigen Befehle und Maaßregeln; niemand gab seinen Worten Gehör. Einige ergriffen Balken, andere Bretter, und stürzten sich damit in die tobenden Fluten. Auch Jelky ergriff ein Stück Holz, und vertraute sein Leben dem Meere an. So von den Wellen die ganze Nacht hin und her getrieben, erstarrte er dergestallt vor Kälte, daß er den Block nicht einmal mehr fahren lassen konnte, wiewohl er es einigemal gerne gethan hätte, denn er hatte alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben. Am folgenden Tage, da sich der Sturm bereits gelegt hatte, wurde Jelky nebst mehreren andern von englischen Fischern den Fluthen entrissen. Einer aus diesen Fischern beherbergte ihn auch so gut, daß er, durch dessen Pflege bald wieder zu seinen Kräften gelangte. Jelky der diesen Liebesdienst durch nichts vergelten konnte, besserte aus Dankbarkeit, seines Wirths und seiner Familie Kleider aus; mittlerweile aber trieb ihn die Sehnsucht oft an das Gestade, um ein Schiff auszuspähen, mit welchem er wieder absegeln könnte. Sein Wunsch ward endlich erfüllt: denn ein anderes holländisches Schiff ward von dem Sturm gleichfalls an jenes Gestade getrieben, und der Kapitän desselben nahm unsern Jelky unter der Bedingniß in sein Schiff auf, daß er den Bootsknechten die Kleider ausbessern sollte. Die Bestimmung dieses Schiffes war nach Surinam, einer holländischen Colonie in Amerika, in dessen Hafen es auch nach etlichen Wo-

chen glücklich einlief. Nach der Ladung mit Taback und andern Waaren, wurde es aber auf dem Rückwege von dannen so sehr durch einen Sturm beschädigt, daß der Kapitän zur schleunigen Ausbesserung desselben für nöthig fand, in dem Hafen von Lisabon einzulaufen. Hier, wo Jelky im Hornung 1756 ans Land stieg, hatte er Gelegenheit die Steinhaufen und Ueberbleibsel der Hauptstadt Portugals zu sehen, welche bekanntlich ein Jahr zuvor (1755) d. 1sten Novemb.) durch ein erschreckliches Erdbeben erschüttert, und eingestürzet worden. Jelky ersuchte nun den Kapitän um einige Belohnung für den Dienst, den er während der Schiffahrt den Matrosen geleistet; allein er wurde mit dem Bescheide abgewiesen, es sey genug, daß ihm auf dieser ganzen Reise die Kost sey dargereicht worden. So in die äusserste Nothdurft versetzt, gieng Jelky traurig den Hafen auf und ab, und erkundigte sich fleißig, um die Ankunft und Abfahrt der Schiffe. Endlich erfuhr er daß zwey Maltheser-Schiffe nächstertagen absegeln würden, und erhielt nach vielen Bitten, daß er in das Kleinere aufgenommen wurde.

Ruhig, und bey günstigen Winde segelten gedachte Schiffe ungefähr 6 Tage lang, als sie auf einmal in der Ferne ein ungeheures und zwey kleinere Schiffe erblickten, und bald gewahr wurden, daß es Raubschiffe wären. Der Kapitän befahl daher die Flucht zu ergreifen; allein es erhob sich eben ein Wind, der so heftig wüthete, daß er den Mastbaum des einen Schiffes

zertrümmerte. Die Corsaren nahten sich indessen; und es war kein Mittel mehr übrig zu entfliehen: man mußte zu den Waffen greifen; doch die Uebermacht der türkischen Seeräuber siegte bald über das schwache christliche Schiffsvolk; sie bemeisterten sich des Schiffes, hauten die Widerspänstigen nieder, und nahmen die übrigen, worunter auch Jelky sich befand, gefangen. Jelky wurde auf das kleinere Raubschiff überbracht; dieses war mit 24 Ruderbänken versehen, an deren jeder 12 Mann ruderten. Auf diesem Schiffe schmachtete er sieben Wochen, nach derer Verlauf er in einem Lande anlangte, welches ihm, aus Abgang der türkischen Sprache auf immer unbekannt blieb. Bald nachher wurde er, nebst den übrigen Gefangenen nach einer volkreichen Stadt überbracht, und auf dem Markte zum Verkauf ausgestellt. Die Türken hielten ihn, wegen seiner zarteren Haut an den Händen von edlerer Herkunft, und er ward daher um einen höheren Preiß angeschlagen; aber eben darum fand sich auch kein Käufer. Er wurde demnach in eine andere Seestadt mit Nahmen Baclina geführt, und allda einem adelichen Türken verkauft. Jelky war also Sklave in dem Hause dieses alten, adelichen Türken; der aber ein sehr gelinder und leutseliger Mann gewesen, und ihn durch drey Monathe so gütig behandelte, daß er das Joch der Sklaverey kaum würde empfunden haben, wenn nicht die Hartherzigkeit und Grobheit des Aufsehers, der mit ihm äusserst grausam verfuhr, ihn nur zu oft daran erinnert hätte, daß ihn das Schicksal verurtheilt

habe, hier im Elende seine Tage zuzubringen. Es fiel ihm sein Vaterland, es fielen ihm seine Verwandten ein, ach und sein Herz fand nirgend einen Trost selbe je wieder zu sehen! —

Jelky's Gebiether pflegte fast alle Wochen in die benachbarten Inseln überzuschiffen, und sich daselbst mit dem Fischfange zu ergötzen; den Jelky bestimmte er zu diesem Dienste. Einmal befahl der Herr eine Fregatte zuzurüsten, und dieselbe mit Reis, Koffee, Wasser, und andern Lebensbedürfnissen auf etliche Täge zu versehen; gegen den Abend, als man schon im Begriffe stund abzufahren, ereignete es sich, daß ein, in jener Gegend wohnhafter Türke von Ansehen, sich seinem Herrn auf dem andern Tag zum Besuche, und zur Mahlzeit anmelden ließ; der Sklavenhändler mußte also allein mit Jelky und einem Knaben abfahren, um Fische zu diesem Gastmahle zu fangen. Als sie bereits ziemlich weit vom Ufer entfernet waren, befahl der Aufseher das Segel zu spannen, und züchtigte Jelky, ohne einige dazu gegebene Ursache, mit vielen Schlägen. Er selbst zog hierauf die Segel ein, bey welchem Geschäfte er mit dem Oberleibe sich über den Rand der Fregatte in das Meer neigte. Diese Stellung des Aufsehers, brachte Jelky augenblicklich auf den Gedanken, sich bey dieser günstigen Gelegenheit in die Freyheit zu setzen; die erst zuvor unrecht erhaltene Züchtigung entflammte die Sehnsucht zur Befreyung noch mehr; ohne sich also lange zu besinnen, ergriff er den Aufseher bey den Füs-

fen, und stürzte ihn in das Meer. Dieser rang eine Zeit lang mit den Fluthen und trachtete endlich, da er sich auf das Schwimmen trefflich verstund, das Schiff wieder zu erreichen. Nun war es einmal geschehen: Mitleiden durfte er mit seinem Tyrannen nicht haben, dieß hätte ihm selbst das Leben gekostet; Jelky stellte sich also mit dem Messer in der Hand, als wenn er ihm die Hände zerschneiden wollte, und zwang ihm auf diese Weise von seinem Vorhaben abzustehen, und gegen das Ufer zu schwimmen. Der noch im Schiffe befindliche Knabe, besorgend es möchte nun die Reihe an ihm auch kommen, fiiel ihm zu Füssen, und versprach allen Dienst und Treue. Jelky sagte ihm volle Sicherheit zu, und überließ seine Fregatte dem günstigen Winde. Sieben Tage und Nächte segelten sie fort bey immer gleichem Winde, während welcher Zeit sie im Schlafen und Wachen miteinander abwechselten. Am achten Tage erblickten sie ein großes Schiff; Jelky hielt es für ein Raubschiff, und erschrack nicht wenig; bey besserer Herannäherung desselben jedoch zeigte es sich, daß es ein christliches Schiff sey. Nun hoben unsere beyden Flüchtlinge die Hände auf, und flehten um Hilfe; man winkte, und bedeutete ihnen näher hinzuzusegeln; so wurden sie glücklich in das Schiff aufgenommen, und Jelky den Matrosen zugesellt. Es war ein Portugiesisches Kauffahrteyschiff, dessen Bestimmung nach Makao gerichtet war, wo es auch nach einer Fahrt von etwelchen Monathen, im May 1757 in den Hafen von Makao glücklich einlief. —

Diese an den äußersten Gränzen von China gelegene Stadt gehört den Portugiesen, allwo sie einen ansehnlichen Handel zu treiben pflegten. Hier dankte Jelky dem Schiffskapitän für die so gütige Rettung aus der augenscheinlichen Lebensgefahr, und erhielt von ihm die Erlaubniß nicht nur hinzugehen wohin es ihm beliebte, sondern es wurden ihm auch von demselben für die Fregatte, mit welcher er sich in die Freyheit gesetzt hatte, 80 spanische Matten dargereichet. In dem nämlichen Hafen lag ein chinesisches Schiff, welches eine Reise nach Canton (einer berühmten Stadt im Sinesischen Reiche) vorhatte. Jelky wurde mit dem Kapitän desselben eins, gegen Bezahlung 18 spanischer Matten mit dahin zu fahren; doch seinen türkischen Knaben mußte er, so schwer es ihm geschah zurücklassen, weil sich die Chineser durchaus weigerten ihn in das Schiff aufzunehmen; Jelky überließ ihn also den Portugiesen um 60 spanische Matten. — Nach seiner Ankunft zu Canton begab er sich zum holländischen Consul, Herrn de Vint, erzählte ihm seine Schicksale, und nahm unter den holländischen Truppen Dienste. Im Monath November des erwähnten Jahres, trat er auf einem holländischen Schiffe Justitia genannt, die Reise nach Batavia an. Diese Stadt liegt auf der Insel Jawa, und ist die größte und berühmteste holländische Pflanzstadt in Ostindien. Im Jänner 1758 langte er allda an, und diente noch zwey Monathe unter der Militz. Nach Verlauf dieser Zeit vernahm der Vorsteher der ostindischen

Handlungsgesellschaft Peter, Albert von der Parta, daß Jelky die Schneiderprofession verstünde, er nahm ihn daher in sein Haus auf, um diese allda zu treiben. Jelky war emsig, und hatte Zuspruch, und nun gieng es ihm so gut von statten, daß er noch in dem nämlichen Jahre in den Bürgerstand aufgenommen wurde. Jelky verehlichte sich hierauf mit der Tochter eines englischen Pächters Namens Sequin, in Hoffnung durch diese Heirath seine Glücksumstände zu verbessern; allein er fand sich in seiner Hoffnung betrogen, denn der, obwohl sehr bemittelte Schwiegervater schlug ihm auch in den mißlichen Umständen alle Hilfe ab.

Viele Unglücksfälle und Wiederwärtigkeiten hatte Jelky nun bereits überstanden, doch er schien dazu auserkohren, ein Ball des Schicksals zu seyn, und noch weit größers Ungemach und Elend stand dem Aermsten bevor. — Er bekam ein sammtenes Kleid für eine adeliche Braut in Eile zu verfertigen, er nahm einige Indianer dazu auf, und arbeitete daran tief in die Nacht hinein, aber, o des Mißgeschicks! Ein Indianer stieß unvorsichtigerweise die Lampe um, und schüttete das Oehl über das Kleid. Jelky war in die äußerste Angst und Verlegenheit versetzt, er wußte sich lange keines Raths zu erhohlen, endlich den kommenden Morgen in aller Frühe begab er sich in das Waarenmagazin der holländischen Gesellschaft, sucht sich 9. Ellen Sammt aus, und weil er kein anderes Mittel wußte, ließ er den Namen seines Wohlthäters, nämlich

des vorgenannten Vorstehers, in das Handlungsbuch einschreiben. Das Kleid wird verfertigt; Tags darauf treibt Jelky allenthalben Geld auf, und bezahlt den auf Borg genommenen Sammet bar aus. Nach Verlauf des Monaths wird erstgedachtem Vorsteher, gewöhnlichermassen der Auszügel, der für seine Familie abgereichten Waaren übergeben. Dessen Gemahlin, welche vielleicht ein zu gähes Gemüth hatte, ersieht darin den Sammet, geräth bey alle dem, daß die bereits gemachte Bezahlung angemerkt war, in einem heftigen Zorn, und hinterbringt es ihrem Gemahl. Man dringt auf den Urheber dieses Betrugs, Jelky wirft sich ihm zu Füssen; vergebens erzählt er den unglücklichen Vorfall, und bittet um Verzeihung — der Zorn der Gemahlin war nicht zu besänftigen. Er ward von dem Vorsteher verstossen, welcher noch obendrein den Befehl gab: Jelky müsse wieder zur Militz zurücktretten, und schon am folgenden Tage nach der Insel Ceylan, wo die Holländer wider den König von Candy im Kriege verflochten waren, abreisen; weil er aber Bürger war, ernannte er ihn zum Sergeant, mit 24. Gulden monathlichen Gehalt. Zu Anfang des Jahrs 1760. reisete also Jelky mit mehreren Soldaten von Batavia wirklich ab; nachdem er seine Ehegattinn ihrem Vater übergeben, und anempfohlen hatte. Drey Monathe hielt er sich in Ceylan im Lager auf, dann erhielt er von dem kommandierenden General dieser Insel Befehl, mit einer Truppe, ein mit Zimmet befrachtetes, nach Batavia bestimmtes Schiff bis auf die Insel Banda

zu begleiten. Nach seiner Ankunft allda wurde er abgeordnet, ein anderes Schiff, so mit Muskatnüssen und anderen Sachen beladen war, weiter, bis zur Insel Amboue, und von dannen abermal ein anderes mit Gewürznelken befrachtetes Schiff, bis auf die Insel Ternate, allwo die Holländer auch einige Festungen hatten, weiter zu begleiten; hier wurde Jelky unter die Besatzung gestossen. — Zu jener Zeit erhielten die Holländer jährlich von dem Könige der Insel Ternato, Molyr, Machiam, und Gilolo, eine ungemeine Menge von Gewürznelken, mit welcher Waare sie allein, mit Ausschluß aller andern Nationen betheilt wurden. Nun wurde mit diesem Könige der Vertrag gemacht, daß die überflüssigen Bäume sollten ausgerottet, von den Holländern hingegen für jeden ausgehauenen Nelkenbaum 12. fl. bezahlt werden. Zur Bewerkstelligung dieses Geschäfts wurde Jelky mit 24. Holländer, und 140 Mohren dahin beordert. Es begab sich aber aus Unwissenheit der Wegweiser der Irrthum, daß sie über die unbekannten Gränzen, in das Gebieth eines benachbarten barbarischen Königs hinein geriethen; diese Landschaft der Schwarzen wird Papous genannt. Kaum wurde man dort den vermeinten Einfall der Holländer gewahr, als die Barbaren allenthalben in großer Menge zusammen liefen, und die holländische Truppe angriffen. Jelkys Indianer, welche an Geschwindigkeit im Laufen, die Europäer weit übertraffen, nahmen die Flucht durch die dornigen Gesträuche, da hingegen die meisten Holländer niedergehauen, 9. aber gefan-

gen, und auf der Stelle von einander abgesondert wurden. Jelky, der sich unter den Letzteren befand, wurde einem der Vornehmsten des Landes übergeben, und in einem Kerker, der vielmehr einem Käfig vorstellte, eingesperrt. Hier hätte Jelky dem gewissen Tode nicht mehr entgehen können, hätte ihn die Liebe und das Mitleid eines weiblichen Geschöpfes nicht gerettet: denn schon am folgenden Tage kam die Tochter dieses vornehmen Indianers, ein beyläufig 16.jähriges Mädchen zum Kerker, betrachtete Jelky sehr, und schien über sein Unglück sehr gerührt zu seyn, endlich gab sie ihm durch Zeichen zu erkennen, daß er bald werde in Stücken zerhauen, und aufgezehrt werden. — Jelky schauderte vor dieser grausamen Todesart; er fiel auf die Knie, und flehte inständig um Beystand. Das Mädchen, dessen Herz wirklich für Jelky schlug, gab ihm zu verstehen: sie wolle für ihn sorgen, wofern er erkenntlich dafür seyn, auch ihren geneigten Willen, mit Gegendiensten vergelten würde. — Wer wird den Schutzgeist seiner Rettung nicht ehren, besonders wenn dieser in der Gestalt eines sanften Mädchens erscheint, das, obwohl nur schwarz vom Gesichte, doch mit Wärme, und edler Theilnahme an unserm Schicksale hängt. Jelky erklärte ihr demnach seine ewige Liebe und Dankbarkeit, und bath sie noch einmal ihm ihre Hilfe zu schenken. Am neunten Tage besuchte ihn die Schwarze wieder, tröstete ihn, und versicherte ihn, daß seine Rettung nahe sey. Um Mitternacht sah er jählings die Thüre des Kerkers öffnen, das Mädchen trat mit

zweyen

zweyen Indianern ein, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn auf einem engen Fußsteige durch einen Wald, zu einem Fluße, allwo sie ein schon bereitetes Schifflein bestiegen, und abwärts fuhren, da die zwey Indianer ruderten. Sie waren schon zimlich weit gekommen, und kamen dem Meere allmählich näher, als sie sich in einen weitschichtigen Sumpf seitwärts lenkten, darüber fuhren, und endlich ein seichtes Wasser antraffen; Jelky und das Mädchen wadete durch, die zwey Schwarzen aber zohen das Schifflein, und richteten das, von der Durchfarth niedergedrückte Rohr wieder auf, um die Spur ihrer Flucht zu tilgen. Sie kamen endlich in einer wüsten und öden Gegend an in welcher sie länger als ein Jahr, von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, und mit unglaublichen Drangsalen kämpfend, lebten. Eine kleine Hütte von Gesträuchen war ihre Wohnung, die zwey Indianer, die Gefährten ihrer Flucht, leisteten ihnen auch hier getreue Dienste; Cocusnüsse, die sogenannten Paradiesfeigen, Fische, Krebsen, und Schildkröten waren ihre Nahrung. — Jelky litt die ganze Zeit hindurch an einer Gemüthskrankheit, welche ihn endlich auch an Leibeskräften schwächte. Das getreue Mädchen, obgleich an Wohlleben gewöhnt, trug viel standhafter; sie war es, die ihn so viel als möglich zu trösten suchte; sie, die mit ihm fröhlich war, ihn noch mehr aufheiterte, wenn er auf Augenblicke seines Elends zu vergessen schien; sie, die mit ihm weinte, wenn das Uebermaß des Schmerzes, Seufzer seiner Brust entpreßte; doch ach,

diese biedre Trösterin theilte nicht allzulange Jelkys bitteres Loos: im dreyzehnten Monathe ihres Aufenthaltes starb sie an einer Krankheit, in der ihr weder Jelky noch die beyden Indianer Hilfe leisten konnten. Die Schwarzen unterließen nicht Jelky über ihren Verlust zu trösten, und fragten ihn, ob sie ihm von dem Körper der Verblichenen eine Speise bereiten sollten? aber Jelky verbath sich eine so unmenschliche Mahlzeit: Er bethete für sie, und bestattete den Leichnahm zur Erde.

Die Indianer setzten ihre Dienste wie bisher, noch immer eifrig fort; er aber hatte bey sich den Entschluß gefaßt, diese Wüste, wenn es möglich wäre zu verlassen. Täglich spähte sein Auge auf der endlosen Fläche des Meeres umher, ob nicht ein Schiff zufällig vorbey fahren möchte; seine Sehnsucht unter Menschen zu wohnen, noch einmal auf der Welt glücklicher zu seyn, stieg aufs höchste, und wirklich hatte ihn der Himmel, der ihn so oft aus den größten Gefahren befreyte, auch diesesmal nicht ganz verlassen. Eines Tages, als er seufzend am Strande auf und abging, und mit gierigem Auge das Meer durchkreuzte, erblickte er ein chinesisches Schiff, das von der Insel Ternate nach Batavia segelte. Sogleich heftete er die langen Blätter vom Baume Pisang, an eine Stange, richtete sie in die Höhe, und bewegte sie in der Luft so lange hin und wieder, bis die Schiffer dieses Zeichen wahrnahmen, und einen Kahn an das Gestade schickten, auf welchem er menschenfreundlich aufge-

nommen, und sammt den zwey Indianern in das Schiff überbracht wurde. Auf diesem Schiffe kam Jelky zu Batavia glücklich an; begab sich auf der Stelle in das sogenannte Wasser-Kastell, und erbath sich allda ein Kleid von der Besatzung. Hier erfuhr er, daß während seiner Abwesenheit Herr von Messel, der oberste Statthalter von Batavia, mit Tode abgegangen, dessen Rang aber durch Herrn von der Parra, ehemaligen Vorsteher der ostindischen Handlungsgesellschaft ersetzet worden sey. Zu diesem also begab sich Jelky unverzüglich und warf sich ihm zu Füssen. Der Statthalter erkannte ihn alsogleich, erinnerte sich seines harten Verfahrens gegen ihm, war lange unentschlossen, endlich mußte er die Augen von Jelky abwenden, denn sie giengen ihm von Thränen über. — Willig hörte er die Erzählung seines Schicksals, nahm die Schuld auf sich, und fügte bey, daß er an alle holländischen Gegenden seinetwegen geschrieben, allein nichts Zuverlässiges habe erfahren können; er tröstete ihn sodann, und versprach ihm, alles was ihm Widriges erfuhr, mit Gutthaten künftig ersetzen zu wollen. Durch solchen Trost aufgerichtet, eilte Jelky zu seinem Schwiegervater, und umarmte mit dem Entzücken des Wiedersehens seine Gattin, und sein kleines Töchterchen. — Der Statthalter hatte indeß auf sein Versprechen nicht vergessen, den er überschickte bald darauf dem Jelky 500 Thaler, eben so viele Flaschen Wein, und 300. Flaschen Bier, um hiemit seine verlohrne Kräften wieder zu erhohlen, und sich die nöthigen Hausgeräthschaften

herbeyschaffen zu können. Ja der Statthalter bezeigte sich von dieser Zeit an so geneugt und wohlthätig gegen ihn, daß er die Stelle eines Vaters fast bey ihm vertrat: so ertheilte er zuerst dem Jelky die Fähnrichsstelle bey der Bürgerschaft, und ernannte ihn zugleich zum Vormünder aller mahometanischen und heidischen Waisen; hiedurch war ihm die Erziehung aller indianischen und chinesischen Pupillen, nebst der Verwaltung ihres Vermögens anvertraut. Hierauf verlieh ihm dieser Gutthäter die Befugniß 12. Stadtlehenwägen zu halten, und in Pacht zu überlassen, und streckte ihm zur Bestreitung der Kosten, die er zur Anschaffung der Wägen, Pferde, Knechte und übrigem Zugehör nöthig hatte, freygebig das Geld dar.

Jelky erwarb dadurch einen beträchtlichen Gewinn, und gelangte bald zu einem bedeutenden Reichthume; daher er endlich dieses ihm vor andern verliehenen Recht mit großem Vortheile verkaufte. Der Statthalter hatte ihm aber noch weit größere Gnadenbezeugungen vorbehalten. Er verlieh ihm den freyen Gebrauch seiner Casse, und Jelky durfte daraus eine beliebige Summe Gelds zu seinem eigenen Handel, und Wandel erheben; aller Gewinn war sein, blos das Capital hatte er zurückzulegen: hiedurch erwarb er sich in wenig Jahren ein so ansehnliches Vermögen, daß er ein Gut von 1400 Häusern erkaufte; wußte auch durch sein gelindes Betragen, sich die Liebe aller seiner Inwohner zuzuziehen, obwohl selbe entweder Mahomedaner, oder Ab-

götterer waren. Das Glück schien ihn nun auch günstiger anzulächeln; Er erhielt bald die Stelle eines Kapitain-Lieutenants unter der Bürgerschaft, und wurde als Mitglied des Stadtraths, und endlich gar als geheimer Rath des holländischen Guberniums ernannt. Zu solchen Würden erhoben, wurde Jelky zu den wichtigsten Geschäften und Angelegenheiten sowohl der ostindischen Gesellschaft, als auch des Staates selbst gebraucht. Sein erstes Geschäft war die Gesandtschaft nach Japonien, allwo er es glücklich dahinbrachte: daß dem Ansuchen der holländischen Republick geneugt willfahren wurde. Ein anderesmal wurde er nach Banda, auf der Insel Java abgeordnet, um den Prinzen des schon sehr alten Königs zu krönen, nachdem dieser die Republick ersuchet hatte, den Prinzen an seine Stelle zu setzen. Dieser König war vorzeiten unabhängig, im Jahr 1683 aber haben ihn die Holländer sich unterwürfig gemacht, von welchen er nachmahls in dem königlichen Schlosse jener Stadt gleichsam eingesperrt gehalten wurde. Nach vollzogener Krönung wurde Jelky mit einer überaus kostbaren Tabackdose von dem alten Könige beschenket. — Ausser diesem wurde Jelky auch beauftragt, mit Zuziehung der Meßkunstverständigen, auf der Insel Palumba, oder Flamba, einen bequemen, und wohlgelegenen Ort, zur Erbauung einer Festung zu bestimmen. Hier hatte er Gelegenheit ein sowohl sonderbares, als grausames Spektakel zu sehen: denn eben damals starb der König dieser Insel, und hinterließ 80 Gemahlinen, welche nach der Gewohnheit dieser

Nation, den König nicht lange überleben durften, und daher alle verbrannt wurden.

So lebte Jelky in den besten Glücksumständen, und es schien ihm nichtsmehr zu seiner Zufriedenheit zu fehlen, doch sein Frohsinn wurde bisweilen durch Zufälle getrübt, denen man im menschlichen Leben nicht ausweichen kann. Den der Tod, dieser alles zerstöhrende Feind der Erdensöhne, entriß ihm 1772. seine geliebte Gattin, welche ihm zwey Töchter geschenkt hatte; und noch war diese Wunde nicht ganz geheilt, als der Tod des Statthalters, seines größten Gutthäters (am 28. Dezemb. 1775.) seinem Herzen eine neue versetzte. Von dieser Zeit an verfiel Jelky in eine solche Traurigkeit, und wurde dadurch an seinen Leibeskräften selbst so sehr geschwächt, daß man allgemein an seinem Aufkommen zweifelte; doch die Kunst der Aerzte hatte ihn diesmal noch glücklich gerettet. Als er aber seine Gesundheit wieder erlangte, wurde das sehnlichste Verlangen in ihm rege, nach einer so langen Trennung sein Vaterland, und seine Anverwandten noch einmal zu sehen. Seine Töchter und Freunde nahmen diese Sehnsucht wahr, und riethen ihm daher seinem Verlangen ein Genüge zu leisten, und die, wiewohl lange Reise vorzunehmen. Jelky bringt demnach seine häuslichen Angelegenheiten in Richtigkeit, empfiehlt seine Töchter der Obsorge seiner Nachbarn auf das sorgfältigste, und segelt mit jenen zwey Mohren, die er aus Pagous mit sich gebracht, und zur Erkenntlichkeit in seinem Hause

erhalten, auf einem holländischen Schiffe, Gockendorf genannt, den 25ten Octob. 1776. von Batavia ab, mit welchem er den 31. Christmonath des nämlichen Jahrs bey dem Vorgebürge der guten Hoffnung anlangte; doch hier wurde sowohl er, als beyde Mohren von einer schweren Krankheit überfallen, woran Letztere wirklich gestorben sind; Jelky hingegen erhohlte sich wieder, und erwartete ein anderes holländisches Schiff mit Namen Serres aus China, worauf seiner Gemahlinn Vetter, Herr von Forst Kapitain war: dieses landete wirklich bald darauf daselbst an, und Jelky tratt mit demselben am 6. May 1777. wieder die Reise an; lief auch den 30ten August darauf in dem Hafen zu Amsterdam ein. Von hier aus wendete er sich nach England, um seinen Schwiegervater, welcher noch im Jahre 1762. von Batavia in sein Land zurückgekehret, einen Besuch abzustatten. Nach einigem Aufenthalte allda kehrte er wieder nach Amsterdam zurück, und setzte von dannen seine Reise nach Wien fort, wo er am 2ten Octob. 1777. angelangt, und in der Behausung seines Bruders abgestiegen ist. Hier ward ihm die Gnade zu Theil, vor Allerhöchst beyden Majestäten zu erscheinen, und allerhöchstdenselben seine Begebenheiten zu erzählen, wobey er einige seltsame Stücke, die er aus Indien mit sich gebracht, unterthänigst zu Füssen legte; wogegen er mit einer goldenen Medaille, und goldenen Tabattiere allergnädigst beschenkt wurde.

Der Aufenthalt in dieser großen Residenzstadt wurde ihm auch an der Seite seines geliebten Bruders endlich zur Langenweile: sein Vaterland zu sehen war das einzige Ziel aller seiner Wünsche. Diese zu erfüllen reisete er im Jahre 1778 von Wien nach Ungarn ab, kam endlich zu Ofen glücklich an, und beschloß daselbst bey einigen seiner Anverwandten den Rest seiner Tage zuzubringen. — Allein zur Vollkommenheit seiner Ruhe mangelte ihm noch eine Theilnehmerin seiner häußlichen Sorgen: er verehlichte sich daher abermal, zeugte in dieser Ehe einen Sohn, und freute sich seines Lebens, das ihm nun in heimischen Gefielden lieblicher zu fließen schien. Aber nicht lange mehr durfte er die Süßigkeiten des Wiedersehens, und des Umgangs mit seinen Landsleuten sich freuen: der durch viele ausgestandene Mühseligkeiten entkräftete Körper fieng nun an von Tag zu Tag hinfälliger zu werden; die Lungensucht griff ihn mit aller Wuth an, und raubte ihm nach einer kurzen Krankheit das Leben am 6ten Dezemb. im Jahre 1783. seines Alters im 46. Jahre. Unauslöschlich bleibt das Bild des Verewigten in den Herzen seiner Erben und Freunde eingeprägt, die durch ein stilles Andenken die Asche dieses Rechtschaffenen segnen.

FRANZ NÁDASDY.

Wenn die Thaten ächter Helden werth sind, daß selbst die Nachwelt sie noch dankbar preiset, so verdienen jene Feldherrn gewiß einen vorzüglichen Platz in der Zeitgeschichte, die in jenem großen, und schweren Successions-Krieg sich auszeichneten, welchen Oesterreich bey dem Regierungsantritt Marie Theresiens zu bestehen hatte: Einer dieser berühmten Helden war Graf Franz Nádasdy Herr zu Fogarass, etc., der im Jahre 1708. den 30. Sept. zur starken Wehre des Vaterlands gebohren ward, und der den Glanz seiner Ahnen nicht nur erreichte, sondern auch weit übertraff. — Er war es, der den ungrischen Waffenruhm wieder herstellte, und ihn zu einer solchen Höhe erhob, daß Ungarn sich mit jeder tapferen Nation vergleichen konnte, und

daß es damal kein Volk gab, das ihm von dieser Seite den Vorrang streitig machen durfte.

Schon in dem Kriege, welcher unmittelbar nach dem Tode Kaiser Carl VI. ausbruch, hat Nádasdy rühmliche Beweise der Tapferkeit, und militärischer Klugheit gegeben, welche die Vorbothen jener großen Siege zu seyn schienen, die er in der Folge für das erlauchte Kaiserhaus errang. — Nach der Action bey Sahay (25. May, 1742.) als die österreichische Armee unter dem Prinzen Carl von Lothringen über die Moldau avanzierte, und die Vereinigung mit dem Lobkowitzischen Corps bereits zu Stande gekommen war, wurde der damalige Feldwachtmeister Graf Nádasdy mit 600 Husaren voraus nach Piseck geschickt. Er holte die feindliche Arriergarde ein, und erbeutete eine Menge Bagage, und seine Truppen machten bey dieser Gelegenheit auch so große Beute an Gold und Silber u. d. gl. daß die Husaren die Sackuhren, das Stück vor 1. Gulden verkauften. Nun ließ Nádasdy die Stadt Piseck auffordern, und weil die Franzosen zur Antwort gaben: daß sie sich an keine Husaren ergeben wollten; ließ er die Mannschaft absteigen, postirte sie in denen vor der Stadt befindlichen Chalouppen, delogirte den Feind von der steinernen Brücke, und drang nebst den Generälen Baranyai, Übs, und Fürst Eszterházy, die ihm auf der andern Seite zu Hilfe kamen, in die Stadt, wo er ein großes Magazin eroberte, und die in 500 Mann bestehende Besatzung zu Kriegsgefangenen machte.

Die Hauptstadt Böhmens wurde gleichfalls den französischen Händen entrissen, und man suchte nun, (1743) die Vereigung der Bayern mit den Franzosen zu verhindern. Daher marschirte gleich mit dem Eintritt des Frühlings ein ansehnliches Heer unsrer Völker nach Reichersberg und Filshofen. — Der berühmte französische Parthey-gänger Lacroix, welcher mit 400 Mann Pfarkirchen besetzt hielt, ward hier von den Generälen Nádasdy und Bärenklau angegriffen, geschlagen, und mit seiner ganzen Mannschaft gefangen genommen. — Den 9ten May ward General Nádasdy beordert, den bayrischen General Minucci, welcher in einem wohlverschanzten Lager mit 8000 Mann unweit Braunau stand, anzugreifen, welches er mit so vieler Geschicklichkeit bewerkstelligte, daß bis 4000 Mann auf dem Platze blieben, sechzehnhundert derselben aber, nebst dem Minucci selbst, und den Generälen Gabrieli und Preising zu Gefangenen gemacht, das ganze Geschütz, und die Bagage erbeutet, und die Uebrigen gänzlich zerstreut wurden. —

Es waren schon beynahe vier Jahre verflossen, daß Frankreich mit unserer Königin und ihren Buudesverwandten Krieg führte, ohne ihr solchen öffentlich angekündigt zu haben Dieses geschah also 1744 gegen das Ende des Aprilsmonaths förmlich, und diese Krone errichtete vier starke Armeen. Ludwig gieng selbst an der Spitze seiner Armee in die Niederlande, und eroberte, ehe noch die Engländer und Holländer

mit ihrer Macht erscheinen konnten, daselbst mehrere Städte: allein mitten unter diesen glänzenden Progressen erschien Prinz Carl von Lothringen mit der Oesterreichischen Macht an der französischen Gränze; nur der Rhein trennte ihn noch von dem feindlichen Gebiethe — und hier war es wo sich Nádasdy wieder unverwelkliche Lorbeeren seines Kriegsverdienstes errang. Denn dieser ungrische Held war der erste, der über den Rhein setzte, und so dem übrigen Heere, nach Frankreich die Strasse bahnte. Dieser Haupt-Uibergang geschah bey Schreck. Nachdem nämlich Nádasdy das Eszterházysche und Forgátsische Regiment an sich gezogen hatte, brachte er eine Brücke über diesen Fluß glücklich zu Stande, und die Armee gieng den 2ten July ohne einen Mann zu verlieren über dieselbe. Obgleich nun der Feind das jenseitige Ufer mit drey Dragoner Regimentern besetzt hielt, so ließ er doch durch seine Pannonier dieselben angreifen, und trieb sie glücklich in die Flucht. Dieser Uebergang war der Anfang zu neuen Siegen: die österreichische Armee rückte ins Elsas ein, und Nádasdy fuhr fort mit Tapferkeit seine Schritte zu bezeichnen; am 5ten July eroberte er die Festung Lauterburg, und gleich darauf hatte er auch Kron-Weissenburg genommen. Bey Elsaß-Zabern griff er die Feinde wieder an, lieferte ihnen eine sehr blutige Schlacht, eroberte sodann die Stadt samt dem Schlosse, und eröffnete der ganzen Armee den Weg, die Franzosen noch über Straßburg zu verfolgen. Durch Nádasdy's Heldenmuth

wurden die Felsenschluchten bey Pfalzburg, wider den, aus Lothringen ins Elsaß eindringenden Feind gesperrt, Saverne eingenommen, durch ihn Arcurt: der mit einer großen Macht gegen ihn herangezogen kam, geschlagen, und zum Rückzug genöthiget. — So ertönnte schon damal der Ruf von Nádasdy's Muth und Tapferkeit durch alle Gegenden Europas; und als er nachmals, im zweyten Preußischen Feldzuge wieder an der Spitze seiner ungrischen Schaaren erschien, setzte man nächst Daun, in Nádasdy's Kriegertalent das sicherste Vertrauen eines künftigen, glücklichen Ausgangs.

Im Jahre 1746 hatte sich die Kriegesflamme nach den italiänischen Staaten gewälzt, auch Nádasdy nahm Theil an den dortigen Operationen; und ihn, den bereits Deutschland und Frankreich als unüberwindlich ehrten, mußte nun auch Italien als Sieger kennen lernen. Am 17ten März des gedachten Jahres erfocht Nádasdy an dem Flusse Adda, einen vollkommenen Sieg über die Spanier, welcher die Räumung Mailands von dem Feinde, zur Folge hatte. Bald darauf, als jene blutige Schlacht bey Placenz geliefert wurde, rückte Nádasdy vor diese Stadt, und nach einer zweytägigen Belagerung eroberte er dieselbe, machte ansehnliche Beute, und die ganze Besatzung, welche aus 7000 Mann bestand, zu Gefangenen. Am 5ten September aber, unterwarf Nádasdy die Stadt Genua dem Gehorsam seiner Monarchin.

Ungarns angebethete Königin genoß einige Zeit darauf zwar die Freuden des Friedens; allein mitten in dem beneidenswerthen Zustand der Ruhe, ertönte neues Kriegsgetöse in Theresiens glücklich n Staaten. Friedrich König von Preußen fiel 1757 neuerdings auf drey verschiedenen Seiten in Böhmen ein, und Oesterreichs Helden eilten ihrer Monarchin beyzustehen.

Nádasdy war überall wo man sich schlug; aber in der Schlacht bey Kotzenitz hatte er sich mit glänzenden Ruhme bedeckt: es war ein schwerer Kampf, den damal die Oesterreicher, mit den schon öfter siegreich vorgedrungenen Preußen zu bestehen hatten; diese bauten auf ihr Glück, und auf die Einsichten ihres Königs. Die Oesterreicher hatten zwar den Feind schon mehrmal zum Weichen gebracht, aber immer mit neuer Wuth stürmte er in unsre Linie, und wollte sich den Sieg nicht nehmen lassen; schon schien sich das Glück auf die Preußische Seite zu neigen, als auf einmal Nádasdy dort, wo ihn der Feind am wenigsten vermuthete, hervorbrach, sich mit der von ihm geführten Reserve an den linken Flügel schloß, und mit unerhörten Muthe in die Feinde einhieb. Schrecken und Unordnung bemächtigte sich nun der feindlichen Armee, sie vermochte nicht mehr Stand zu halten; die Oesterreicher hingegen benützten den günstigen Augenblick, drangen mit Nachdruck in die Preußen, sprengten sie in die Flucht, und der herrlichste Sieg war erkämpft, bewirkt durch Nádasdy's muthigen, und zur rechten Zeit ge-

leisteten Beystand. — Durch den Sieg von Kotzemitz ward auch, so zu sagen, das Vorgewicht des preußischen Königs vernichtet: hätte er nämlich diese Schlacht gewonnen, so wäre er Herr von ganz Deutschland geworden. Schon ehe der Krieg begann, schien Friedrich durch politische Kunstgriffe, und durch seine Größe über mehrere Städte Deutschlands zu herrschen, wenigstens gab es einige die sich ihm zu widersetzen nicht so leicht wagten: alle die gebiethende Größe des Preußischen Namens, ward also durch diese Schlacht mit einemmale zertrümmert.

Nádasdy verfolgte auch ferner noch, den, nach allen Richtungen fliehenden Feind, und ließ ihm keine Zeit sich wieder zu sammeln, dadurch wurde des Feindes Niederlage noch größer, und ihm noch viele Gefangene und mehrere Feldzeichen abgenommen. Und als auch Prag von der Belagerung befreyt war, blieb Nádasdy stets der Schatten des Preußischen Königs, beunruhigte dessen Armee ohne Unterlaß mit seinen Ungarn, und war ihn immer so nahe an dem Leibe, daß dieser weder auf einem Orte mit Sicherheit verweilen, weder sich ohne Gefahr zurückziehen konnte.

Nicht fern von Görlitz, in der Lausitz, wo der Herzog von Bevern, und Winterfeld, (Preußische Feldherren) auf einem wohlbefestigten Hügel ihr Lager aufgeschlagen hatten, ließ Nádasdy durch seine braven Soldaten, General Winterfeld angreifen. Blitzesschnell drangen die Un-

garn vor, weder Gefahr, noch die hartnäckige Gegenwehr scheuend, erstürmten die feindlichen Wälle, am 7ten September mit dem Säbel in der Faust, und lieferten eine blutige Schlacht, in welcher der General Winterfeld auf dem Platze blieb, und zwey andere Generäle gefangen wurden. — Nun also, da Winterfeld gefallen war, both sich gute Gelegenheit auch die Truppen des Prinzen von Bevern zu überwältigen; und wirklich wollte auch Nádasdy, entweder diesen ohne Verzug, gleich nach frisch erfochtenen Siege angreifen, oder durch Eilmärsche vor ihm, in das von Truppen entblößte Schlesien einrücken, und Breslau besetzen; allein seine durch große Märsche und beständigen Attaquen sehr ermüdete Armee bedurfte einer Schonung; es kamen auch andere Ursachen dazu, welche die Sache verzögerten, dadurch fand der Prinz Gelegenheit nach Schlesien zu entwischen, und vor ihm in Breslau einzuziehen. Nádasdy folgte ihm bald darauf nach, umringte die feste Stadt Schweidnitz, und ungeachtet sie mit allen Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln überflüßig versehen war, so setzte ihr unser ungrische Achilles doch so sehr zu, daß sie sich nach einer nur sechzehntägigen Belagerung ergeben mußte. Den 12ten des Wintermonaths 1757 streckten 6000 Mann, mit 4 Generälen das Gewehr; und 48 Fahnen, 164 Kanonen, nebst einer Menge Pulver und Kugeln und andern Kriegssachen ward erbeutet. — Von dannen gieng er mit seinem siegreichen Heer vor Breslau, wo er die Feinde aus ihrem verschanzten Lager trieb, viele derselben, nebst dem Ge-

ne-

nerale Kleist, und Schönaich tödtete, nach zwey Tagen aber, auch den Marschall Prinzen von Bevern gefangen bekam, und den Tag darauf die Stadt eroberte.

Nádasdy's Ruhm erscholl durch die entferntsten Länder; die angesehensten Männer vieler Nationen suchten seine Freundschaft, und sein wohlgetroffenes Bildniß war ein Schatz, nach dem ein jeder gierig geizte. — Maria Theresia vergaß auch nicht, die Verdienste desjenigen anzuerkennen, der mit so edler Anhängigkeit ihren ruhigen Thronbesitz erkämpfen half; das Großkreutz des Militärischen königl. Theresien-Ordens, die Würden eines Obergespanns der Komorner und Stuhlweissenburger Comitate; eines wirklichen geheimen Raths; eines königl. Kämmerers, und die, eines General Feldmarschalls; waren die Beweise der Achtung, mit welcher die große Königin den Helden Nádasdy auszeichnete. — Im Jahre 1756 aber, erhob sie ihn selbst zu der Stuffe eines Ban von Dalmatien, Croatien, und Slavonien; wo er, obgleich entfernt vom Kriegstheater, doch auch in seinen alten Tagen nicht unterließ, mit Liebe und Treue für das erhabene Regentenhaus besorgt zu seyn. — Auch abwesend trug Nádasdy vieles zum Verderben des Feindes bey; indem er nicht nur jährlich, aus den, seiner Leitung anvertrauten Provinzen, beträchtliche Truppenmassen ins Feld schickte, sondern sich auch angelegen seyn ließ, diese Truppen so geübt, abgerichtet und schlagfertig dem Feinde ent-

gegen zu schicken, daß die Croatischen Regimenter damal, an Gewandheit und Tapferkeit, es den meisten übrigen bevorthaten, auch bey den Preußen hinlänglichen Stoff, zur Rückerinnerung an den croatischen Muth, zu verursachen wußten. —

Dieser merkwürdige ungrische Held, schloß 1783, im hohen Alter sein verdienstvolles, dem Wohle des Staates allein gewidmetes Leben. Edle und große Gemüthsstimmungen besaß Nádasdy: er hatte einen scharfsinnigen Geist, einen männlich festen Sinn, der sich immer mit hohen Dingen beschäftigte. — Ganz zum Feldherrn geeignet, wußte er nicht allein die Feinde, er wußte auch sich selbst zu besiegen; denn die beschwerlichsten Kriegsarbeiten überstand er ohne Weichlichkeit, die Mühseligkeiten des Soldatenstandes, welche er oft mit dem gemeinsten Mann freywillig theilte, konnten ihn nicht erschöpfen. Hatte er einen Plan auszuführen, so gönnte er sich selbst keine Stunde Ruhe, bis sein Geschäft vollendet war. Nádasdy sprach wenig, aber er verrichtete desto mehr; zu beginnende Ereignisse, wußte er richtig und scharf zu beurtheilen, und den Ausgang jeder zweifelhaften Unternehmung, einsichtsvoll zu berechnen. Er war kühn, besaß einen gewandten und tapfern Arm; schnell kamen stets seine Vorsätze zur Reife, aber eben so schnell und glücklich wurden sie ausgeführt. — Die Thaten dieses vortrefflichen vaterländischen Helden verdienen nicht nur deswegen gerechten Ruhm, weil selbe groß, und meist von sehr günstigen

Folgen waren, sondern sie verdienen auch vorzügliche Bewunderung, weil er das alles, nur allein mit wenigen ungrischen Völkern verrichtete; doch er hatte durch Selbstanstrengung und kluges Benehmen diese seine Truppen so weit gebildet, daß sie über jedes feindliche Corps mit Kühnheit herfielen, und selbst mit den preußischen Veteranen sich messen durften. Er wußte seinen ungrischen und croatischen Soldaten so großen Muth einzuflößen, und so sehr deren Zutrauen zu gewinnen, daß, wenn sie auch gegen weit überlegene feindliche Massen vorzudringen, commandirt wurden, sie solche doch mit spartanischer Kaltblütigkeit angriffen, wenn nur Nádasdy sie anführte; denn sie hegten den festen Glauben, daß diesem Feldherrn auch das Schwerste nicht unmöglich sey. — Mit diesen ihn liebenden Truppen gewann er jene erstaunungswürdige Siege, durch ihn, und durch sie, wurde endlich der Name Nádasdy und der ungrischen Husaren, dem Feinde ein Schreckenwort! —.

So kann man aus Nádasdy's Beyspiel die Wahrheit ersehen: daß ein großes Genie sich, so zu sagen, den Willen der Menschen unterthan macht; und daß niemand auf die Achtung der Welt so gerechte Ansprüche hat — als Männer, welche erhabene Tugenden besitzen.

SCHORETITS.

Nur einige kurze Lineamente haben wir über diesen redlichen Doktor der Arzneywissenschaft erhalten können, aber dennoch wollen wir diese zwar geringe Skitze nicht verwerfen, weil sie die Züge eines sehr verdienten Mannes enthält. —

Doctor Michael Schoretits, Professor der Pathologie, und der medizinischen Praxis, an der königl. ungar. Universität zu Pesth — war 1741 am 2ten September zu Siegendorf in der Oedenburger Gespannschaft gebohren. Seine Eltern waren weder durch den Vorzug ihrer Ahnen, noch durch Reichthum berühmt, diese Umstände aber waren eben die Triebfeder jener Unternehmungen, die ihm den Weg zu seinen künftigen Beförderungen bahnten. —

Nachdem er in seinem Vaterlande die Humaniora erlernet hatte, begab er sich, ferneren Unterrichts wegen auf die hohe Schule nach Wien, wo er nach vollbrachten zwey Jahren, die er auf die Weltweisheit verwendete, zur Erlernung der Heilkunde sich entschloß. Er zeigte unter der Anleitung ruhmwürdiger Männer eine besondere Neigung, und eine so glückliche Anlage und Fähigkeit zu dieser schönen Wissenschaft, daß man sich von ihm einen Mann versprechen durfte, der mit erhabenen Kenntnissen der Heilkunde versehen, einst mit geschickter Thätigkeit an dem Wohl seiner Mitmenschen arbeiten würde. Schoretits widmete schon seine ersten Jugendjahre dem Privatunterrichte Anderer, und er schien schon zu dieser Zeit den Grund zu jenen Kenntnissen gelegt zu haben, die ihn in der Folge zum öffentlichen Lehramte leiten sollten, zu dem er auch mit der Zeit wirklich gelangte.

Fünf Jahre widmete er nun, mit Fleiß und Aufmerksamkeit dem Studium der Medizin, und erhielt, nach abgelegten strengen Beweisen seines glücklich gemachten Fortganges, in Gegenwart der vornehmsten Mitglieder der medizinischen Fakultät von Wien, den 6ten September 1765, als er eben 24 Jahre seines Alters erreicht hatte, die Doctorswürde. — Kurze Zeit darauf wurde ihm das Amt eines Assistenten in dem Militär-Hospital aufgetragen, welches ein schickliches Mittel war, seine Kenntnisse noch mehr zu bereichern. Nach Verlauf eines Jahres das er hier zugebracht, begann er, auf das Anrathen des

berühmten Cranz, Privatunterricht in der Medizin zu geben. — Seine bewunderungswürdige Leichtigkeit in Auflösung der beschwerlichsten, in dieser Wissenschaft sich äussernden Zweifel, sein richtiges Urtheil in Erkennung der Krankheiten, sein faßlicher und ordentlicher Vortrag im Unterrichte, verschafte ihm bald ein so volles Zutrauen, und zog in kurzer Zeit so viele Zuhörer auf seine Privatschule, daß die Stunden des Tages, die er für verschiedene Gegenstände der Medizin, seinen Lehrlingen austheilte, kaum hinreichen konnten. So nahte sich die Zeit, wo er, mit allen theoretischen und praktischen Kenntnissen eines Arztes ausgebildet, sich seinem Vaterlande, das er immer mit dem wärmsten Eifer liebte, wieder schenken sollte; er wurde von der löbl. Weßprimer Gespannschaft eingeladen, das Amt eines Comitats-Doktors anzunehmen, und Schoretits begleitete dieses, für die Erhaltung der Menschen so wichtige Amt mit einem unermüdeten Fleiß, und einem so erwünschten Erfolge, daß er ein wahrer Wohlthäter zahlloser Leidenden wurde, die ihm ihre Gesundheit verdankten; und untröstlich waren die Bewohner dieses Comitats, als sie die Nachricht auf einmal erfuhren: daß er auf die Tyrnauer-Universität abgeruffen sey, die Würde eines öffentlichen Lehrers daselbst anzunehmen. —

Schoretits nahm diesen Ruf wirklich an, und begab sich im Jahre 1770, da die Lehre der Arzneykunst zum erstenmal in Ungarn, durch die huldreichen Anstalten der wailand verewigten

Kaiserin Königin eingeführt wurde, nach Tyrnau. — Hier gewann er die Gelegenheit: sich um sein Vaterland, wie er es schon lange wünschte, besonders verdient zu machen. Sobald er seinen Lehrstuhl an der Universität betrat, lag ihm nichts so sehr am Herzen, als jede Gelegenheit zur Unterweisung seiner Hörer, und Heilung der Kranken auf das Nützlichste zu verwenden. Im Unterrichte war er so unermüdet, daß er bey einem so sehr ausgedehnten Lehrgegenstande, sich nicht mit den, zur öffentlichen Vorlesung vorgeschriebenen Stunden begnügte, sondern zum Behuf der Lernenden noch andere Stunden ihrem Privatunterrichte schenkte: woraus dann der allgemeine Nutzen für seine Schüler entstand: daß sie, ungeachtet die medizinische Schule durch sieben volle Jahre kein praktisches Hospital hatte, in Erkennung der Krankheiten sehr vorsichtig und geschickt wurden. — Dabey both Schoretits mit Vergnügen seine hilfreiche Hand dem, der von Krankheit gepreßt, ihrer bedurfte, besonders liebreich war er gegen den Armen: den trostreichen Gedanken: seinen Mitmenschen vom Elende gerettet zu haben, fand er belohnender als alle Gaben. Sein Leben war ein Muster der vorzüglichsten Tugenden; Religion, Frömigkeit, Menschenliebe, Sanftmüthigkeit, Aufrichtigkeit und Verträglichkeit waren die vornehmsten Züge seines moralischen Charakters. Nie kam er mit seinen Mit-Lehrern, obgleich diese von den verschiedensten Ständen und Meinungen waren, in Collision, und wenn er veranlaßt wurde von Gott, der Religion, oder von seinem

Mitmenschen zu sprechen, so that er es mit einer ungeheuchelten Bescheidenheit und Ehrerbiethung.

Bey der königl. ungarischen Universität hat er seit dem Jahre 1770, als nämlich die medizinische Fakultät da eingeführt wurde, über 15 Jahre, mit rühmlicher Verwendung zugebracht, und nebst der medizinischen Praxis, die Pathologie gelehret; auch hat er alle akademischen Würden bekleidet: zu Tyrnau war er Direktor der philosophischen Fakultät; bey der medizinischen Fakultät hingegen hat er im Jahre 1778 das Dekanat, und seit 1777 das Seniorat, im J. 1784 aber das Rektorat bekleidet.

Allein, seit der Zeit als Schoretits das Lehramt angetreten, schien seine Gesundheit, leider, immer mehr abzunehmen, die er aber theils durch eine mässige Lebensweise, theils durch die Kunst, zu erhalten wußte, bis endlich am 3-ten März des 1786. Jahres, er im 45-ten Jahre seines Alters, seinen rühmlichen und verdienstvollen Lebenslauf, zum allgemeinen Leidwesen aller die ihn gekannt haben, beschloß. Sein Leichnahm wurde Tags darauf Abends in der Pfarrkirche beygelegt. Die Universität hat das Leichenbegängniß in der Universitätskirche gesegnet, wobey der verdienstvolle Herr Wenzel Trnka von Krzovitz eine zierlich verfaßte lateinische Leichenrede hielt.

BENYOVSZKY.

Schon lange huldigen fremde Nationen dem würdigen Andenken eines Grafen Benyovszky, da indessen vielen seiner Landsleute seine interessante Geschichte, noch heut zu Tage kaum bekannt ist. Dieser wackere Ungar, welchen das Schicksal auf so verworrenen Wegen wandern ließ, den es durch so viele Unglücksfälle, und manchen harten Widerwärtigkeiten prüfte, und dem es doch Glück und Kräfte verlieh, allem Ungemache endlich zu entrinnen: Graf Moritz August Benyovszky, wurde 1741 zu Verbová, in der Neutraer Gespannschaft gebohren; sein Vater Samuel, war k. k. General der Cavallerie, seine Mutter eine gebohrne von Révay. — In seiner frühern Jugend ward er zu Wien, nach Gewohnheit des höheren Adels, zu allen Uibungen des Geistes und des

Körpers angeführt. Er widmete sich gleichfalls dem Kriegsstande, und kam in seinem 14-ten Jahre, als Lieutenant zu der kaiserlichen, damals gegen den König von Preußen im Felde stehenden Armee, wo er bis 1758 in den blutigen Schlachten mitgestritten. Damals rief ihm sein Oheim, der Staroste Benyovszky nach Litthauen, und übergab ihm seine Güter, weßwegen der junge Benyovszky die kaiserliche Armee verließ. Hier schien er nun recht glücklich zu seyn; der plötzliche Tod seines Vaters aber, und die Nachricht daß sich seine Schwäger seiner Erbschaft bemächtigt hätten, störten ihn in seiner glücklichen Ruhe: eilends reisete nach Ungarn, und als er da anlangte, fand er, daß er Gewalt anwenden müßte um das Seinige wieder zu erhalten. —

Er nahm also von seinen Vasallen zu Krussova, einer Lehnherrschaft des Schlosses Verhová die Huldigung ein, gab ihnen Waffen, und verschaffte sich durch ihre Hilfe, via facti, den Besitz aller seiner Güter, jedoch später wurde er derselben wieder beraubt. — Dieser Unmuth weckte in ihm den Gedanken zu einer Reise in fremde Länder; und nachdem er seine litthauischen Güter treuen Händen anvertraut hatte, gieng er, in der Absicht sich auf das Seewesen zu legen, nach Danzig, und von dort aus reiste er nach Hamburg, Amsterdam und Plymuth. Im Jahre 1767 entschloß er sich nach Ostindien zu gehen, aber nun drangen verschiedene Pohlnische Magnaten ihn ihm, der damals

in Pohlen errichteten Conföderation (gegen Rußland) beyzutreten.

Benyovszky folgte diesem Rufe und kam im Julius in Warschau an. Im Dezember verließ er diese Stadt wieder, um seine Rechte auf die ihm entrissenen Güter am Hofe zu Wien durchzusetzen, aber seine Bemühung schlug auch dießmal fehl. Auf seiner Reise hielt ihn ein heftiges Fieber, in der Gespannschaft Zips auf, wo er im Hause eines Herrn Henszky, eines Mannes von Ansehen, liebreiche Aufnahme, viele Freundschaft und Aufmerksamkeit erfuhr. Dies gab Gelegenheit, daß er sich in eine seiner Töchter verliebte, und bald darauf hatte er das Vergnügen, die, welche er zärtlich liebte, als seine Gattin zu umarmen. Hier glaubte er nun ruhig seiner Tage froh zu werden, das Schicksal aber hatte nun einmal keine Ruhe für ihn bestimmt: die Conföderation rief ihn nach Krackau, das, da sich ein Theil derselben schon öffentlich erklärt hatte, von dem Grafen Panin belagert wurde. Dort ward er zu einem General der conföderirten Armee ernannt; er zeichnete sich sehr aus, und alle seine Unternehmungen glückten ihm. Bey allen Schwierigkeiten hielt Benyovszky sich noch in Pohlen, als die beständigen Uneinigkeiten der Potoczkyschen, und Pulovszkyschen Partheyen zu ihren Untergang Anlaß gaben. Er hielt es mit der Letzteen. Sein, durch Desertion und fortgesetzte Angriffe schon sehr geschwächter Haufe, wurde bey dem Dorfe Sezuka völlig aufgerieben. Er

selbst erhielt in der Hitze des Gefechtes zwey Hiebe mit dem Säbel, und ward durch einen Schuß aus einer Kanone, die mit alten Eisen geladen war, im Unterleib schwer verwundet und zu Boden gestreckt. So hatten die Russen endlich die Freude, ihm zum Gefangenen zu erhalten, die ihn nun mit vieler Grausamkeit behandelten. Doch zur Ehre der Menschheit sey es gesagt: die menschenfreundlichen Gesinnungen einzelner Personen gaben ihm zuweilen Erquickung, und retteten ihm das Leben. So ward er durch das Mitleid seines Führers, und die menschenfreundliche Sorgfalt des Obristen Sirkow, der nahen Gefahr sein Leben zu verlieren, entrissen; da vorhin der russische General, dem er zum Gefangenen übergeben wurde, die Unmenschlichkeit hatte: den Wundärzten die Besichtigung und Heilung seiner Wunden bey Straffe zu untersagen, sondern geboth ihn in Ketten zu legen, auf Wasser und Brod einzuschränken, und in solchem Zustande nach Kiov zu schicken; so aber übergab ihn jener Obrist einem erfahrnen Wundarzte, der ihm von seinen Wunden heilte, wieß ihm ein anständiges Logie in der Stadt an, und schoß ihm 50 Rubel zu seinem Unterhalt vor. — Allein der Brigadier Banier, der den Obristen Sirkow ablößte, war desto grausamer. Er legte den Grafen in Ketten, schickte ihn mit den übrigen Gefangenen in den Kerker, und überließ ihn bey Wasser und Brod seinem Kummer.

Der vom Schicksal zum Leiden auserkohrne, mußte nun mit achtzig Gefährten seiner Noth

in einem unterirdischen Gefängnisse, in das kaum die zum Athemhohlen unentberliche Luft, durch eine enge Oeffnung eindringen konnte, zweyundzwanzig Tage zubringen, und schröcklich ist es zu sagen aber doch wahr, selbst die Gestorbenen, und deren Anzahl stieg in zwanzig Tagen auf 35; verwesten unter den Lebenden. — Nun mußte Benyovszky eben wie die andern Gefangenen, in Ketten geschlossen, die Reise nach Kiov antretten; auf derselben wurden sie von einem Officier mit einer Compagnie Soldaten zur Bewachung begleitet. Dieser war ein großer Barbar, von schändlichem Eigennutz geleitet, raubte er den Gefangenen die Hälfte das für sie bestimmten Brodes, und ließ sich in den Dörfern, durch die sie kamen, statt des Quartiers Geld geben. Grausam überließ er die Unglücklichen der schmachtenden Hitze des Tages, und der empfindlichsten Kälte der Nacht, dem Regen, und Winden; nicht einmal ein Zelt gab er ihnen zum Obdach. Endlich kamen sie nach Kiov, und wurden mit gleicher Grausamkeit wieder in unterirrdische Kerker geworfen: hier unterlag der Körper des Grafen, so stark er auch war, den vielen Strapatzen: Er wurde mit einem Fieber befallen, das von Irreden begleitet wurde; dies erweckte das Mitleiden des Gouverneurs; Er ließ ihn in ein besonderes Haus bringen, und setzte ihm zu seinen täglichen Unterhalt zwey Rubel aus. Nachdem er in etwas wieder hergestellt war, mußte er mit den übrigen Gefangenen nach Kasan reisen; unterwegs wurde er zu Nyczym von neuem krank, und man ließ

ihm zurück. Ein deutscher Kaufmann nahm ihn hier zu sich ins Haus, der ihn mit großer Sorgfalt pflegte, und nachdem seine Gesundheit wieder hergestellt war, gab er ihm 200 Rubel mit auf den Weg, den er mit einem neuen Transport Gefangener wieder fortsetzen mußte. Damit ihm die russischen Soldaten die Summe nicht raubten, gab er sie dem commandierenden Officier Wolkow in Verwahrung, dieser aber läugnete als er nachmals sein Geld wieder forderte, es empfangen zu haben. Bey seiner Ankunft in Kasan erwartete ihn ein hartes Gefängniß, aber die dringenden Vorstellungen einiger Großen machten ihm seine Umstände erträglicher. Der Ruf seiner Thaten, der vor ihm hergegangen war, und seine Offenheit verschafte ihm viele Bekannte unter dem russischen Adel in Kasan. Schon längst des russischen Despotismus müde, hatten manche von ihnen sich entschlossen, sich Unabhängigkeit zu verschaffen, und suchten zu diesem Zweck den Grafen, und durch ihn die übrigen Gefangenen in ihr Interesse zu ziehen. Sie suchten ihn auszuforschen, er blieb aber immer zurückhaltend, und wich mit vieler Behutsamkeit einer bestimmten Antwort aus, endlich erklärte sich Benyovszky, und die vornehmsten Gefangenen dahin: daß sie sich in keine Verschwörung gegen die Regierung mit den Mißvergnügten einlassen wollten, dennoch aber bereit wären, im Falle sich die Verschwornen der Stadt bemächtigten, ein Korps zu bilden, und im Einverständniß mit ihren Befreyern zu Werke zu gehn; es wäre denn, daß etwa ande-

re entscheidende Befehle von der Generalität der Conföderirten an sie gelangten. — Die Mißvergnügten verfolgten indessen ihren Plan mit so großem Eifer, daß es ihnen glückte, den Adel des Gouvernements von Voronitz, Belgorod, Kiow, und des größten Theils von Moskau auf ihre Seite zu bringen. So standen die Sachen am 6ten Novemb. 1769. als ein Russe die Verschwörung, deren Mitgenosse er war, verrieth: Er benachrichtigte den Gouverneur, daß Benyovszky (denn seine Landsleute wollte er schonen) mit andern Gefangenen entschlossen wäre sich in Freyheit zu setzen, und ihn ums Leben zu bringen.

Sogleich schickte der Gouverneur, während der tiefen Nacht 20 Soldaten unter Anführung eines Officiers in die Wohnung des Grafen, um ihn gefangen zu nehmen; sie klopften an die Thüre, Benyovszky vermuthete gerade einen Freund, gieng hinab, und öffnete dieselbe. Erstaunend erblickte er den Offizier der ihn fragte: ob der gefangene Benyovszky zu Hause sey? und als er mit Festigkeit, ja, darauf antwortete, riß ihm der Officier das Licht aus der Hand, und eilte die Treppe hinauf. Benyovszky benützte augenblicklich diesen Irrthum, eilte zu einem seiner vertrautesten Freunde, einem gefangenen Major, und überredete diesen, mit ihm aus Kasan zu entfliehen. Noch in der Nacht schlichen sie glücklich aus der Stadt, nahmen in dem nächsten Dorfe Bauernpferde, und flohen, das russische Reich entlang, gerade

nach Petersburg. Auf dieser Flucht hatten sie einige verschworne adeliche Russen, bey denen sie hie und da einsprachen, mit Geld unterstützt, und mit einem Laufzettel für Postpferde versehen. — In Petersburg, wo unsre Flüchtlinge den 19ten Novemb. anlangten, miethete der Graf in einem Gasthofe ein Zimmer, und gab den Major für seinen Bedienten aus. Es schien ihm alles wohl von statten zu gehen: mit einem holländischen Schiffskapitain, den er am folgenden Tage antraf, und der gesonnen war gleich nach Holland abzusegeln, schloß er einen Vertrag, für 500 Dukaten, die er ihm bey seiner Ankunft daselbst zahlen wollte, ihn und seinen Bedienten mitzunehmen, und aus Rußland fortzubringen; allein er ward hintergangen; denn ehe er sichs versah, ward er von eben diesem Holländer angeklagt, und der Gerichtsbarkeit übergeben. Nun wurde Benyovszky als ein entsprungener Gefangener in einem unterirdischen Kerker gebracht, dann in die Versammlung des geheimen Raths gebracht, wo er über manche Gegenstände streng ausgeforscht wurde, und seine Aussage mit einem Eyde bekräftigen mußte; dann ward das Urtheil über ihn gesprochen: daß er frey gelassen werden solle, wenn er sich schriftlich verbünde, Rußland alsogleich zu verlassen, und bey Todesstrafe nie mehr gegen die russischen Lande Kriegsdienste zu nehmen. Ohne Bedenken unterzeichnete Benyovszky diese Resignation, und glaubte nun sein Leiden geendigt zu sehen; aber leider wurde dies angehende Urtheil bald in ein schröckliches umgeändert. Er mußte

noch fünf

noch fünf Tage im Gefängnisse schmachten; dann ward er wieder in Ketten geschlagen, und mit seinem Gefährte den Major, im strengsten Winter über die sybirische Haupstadt Tobolsk nach Kamtschatka abgeführt.

Bey seiner Ankunft daselbst erfuhr Benyovszky ein gleiches Schicksal mit den übrigen dort befindlichen Sklaven: Sie wurden am folgenden Tage in Freyheit gesetzt und bekamen auf drey Tage Unterhalt, nachher mußten sie aber selbst für ihre Nahrung sorgen. Ein jeder von ihnen erhielt eine Flinte, eine Lanze nebst einem Pfund Pulver und vier Pfund Bley; dann verschiedene Messer, ein Beil, und mehrere andere Werkzeuge. Hievon sollten sie sich Hütten bauen, die sie eine Meile von der Stadt anzulegen die Erlaubniß hatten; doch wurde ihnen scharf auferlegt, sich von ihrem bestimmten Wohnorte nie über eine Tagreise ohne Erlaubniß zu entfernen. — Für diese kleine Begünstigung mußten die Gefangenen, und folglich auch Benyovszky sich verbindlich machen: daß sie im ersten Jahre, jeder so viel Pelzwerke liefern müßten, daß selbe 100 Rubel am Werthe betragen; wöchentlich müsse jeder einen Tag der Regierung Frohndienste leisten, und der Kanzley jährlich von jedem Verbannten 1. fl. entrichtet werden.

Schwer war dies Geschick allerdings für unsern Benyovszky, der als ein Mann von Geburt, und großer Tapferkeit nicht dies herbe

Loos verdient hatte. Ihm schauderte vor den Gedanken, in einem so kalten Himmelsstriche verbannt, als ein niederer Sklave sein übriges Leben verschmachten zu müssen, und die Sehnsucht nach Freyheit, der Wunsch seinem Elende zu entrinnen, erwachte wieder in seinem Herzen: nun brütete sein allzeit thätiger Geist stets Plane, wie er sich aus seinem Exil retten könne; er vertraute seine Gedanken einigen andern aus den Verwiesenen an, und da diese ebenfalls ihre Freyheit schon längst sehnlichst gewünscht hatten, war ihnen jeder seiner Vorschläge willkommen; sie wählten ihn zu ihrem geheimen Oberhaupte, und schworen ihm unbedingte Treue und Gehorsam. — Indessen wußte Benyovszky durch seine Fähigkeiten sich bald sowohl sein Mißgeschick um Vieles zu erleichtern, als auch zur Ausführung seines Befreyungsplans vieles glücklich einzuleiten. Benyovszky redete mehrere Sprachen mit Fertigkeit, und war auch ein vortrefflicher Schachspieler: durch jene erwarb er sich die Gunst des Gouverneurs, welcher ihn deßhalb zum Sprachlehrer seiner Kinder wählte, ihm von aller öffentlichen Arbeit befreyte, und ihm eben die Lebensmittel reichen ließ, wie den Soldaten der Besatzung; — durch das Schachspiel aber machte er sich unter mehreren Vornehmen bekannt, und gewann auch vieles Geld damit. Als nämlich Benyovszky einst bey dem Kanzler, mit mehreren Verwiesenen seine Aufwartung machte, traf er ihn eben am Schachbrette an, wo er mit dem Kosaken-Hettmann Kolosow eine Parthie Schach um 500 Rubel

spielte. Sein Spiel stand schlecht, und er schloß aus Benyovszky's Bemerkungen, daß er das Spiel gut verstehen müsse, versprach ihm demnach eine Belohnung von 50. Rubeln, wenn er es noch gewinnen könnte. Der Hettman der Kosaken ließ sich diesen Vorschlag gefallen, verlohr aber bald das Spiel, und Benyovszky erhielt die ihm versprochene Belohnung. Der Hettman verlangte dringend ein Gegenspiel, verlohr aber von neuem. So gewann der Graf drey Spiele hintereinander, welche dem Kanzler fünfzehnhundert, ihm aber hundert und fünfzig Rubel eintrugen. Der Hettmann hatte schon gegen mehrere reiche Kaufleute im Schachspiele ansehnliche Summen verlohren; er legte also auf Benyovszky's Geschicklichkeit einen Plan an, sein Geld wieder zu erhalten. In dieser Absicht schlug er ihm vor mit jenen Kaufleuten in seinem Namen zu spielen, und versprach ihm immer sogleich den fünften Theil des Gewinnstes auszubezahlen: er gieng den Vorschlag ein, und den Hettman freute dies so sehr, daß er ihn nicht nur mit sich nach Hause zur Mahlzeit nahm, sondern ihn auch mit Butter, Fleisch, Reiß und Brandwein beladen von sich entließ. — Bey den Anblick dieser Menge von Lebensmittel, und der hundert und fünfzig Rubel, überließen sich seine Gefährten einer unmässigen Freude, und bauten mit ihm schon eine Menge Luftschlösser auf ihren sich öfnenden Aussichten.

Nun machte Benyovszky den Anfang mit dem Unterrichte der Kinder des Gouverneurs;

Aphanasia war unter ihnen; ein Mädchen von 16. Jahren, reizend schön und sehr liebenswürdig, dabey hatte sie ein sehr gefühlvolles Herz, und sie ward durch die Erzählung seiner Schicksale, (um die er von Allen gebeten worden) so gerührt, daß die bittersten Thränen ihre Augen näßten. Der Gouverneur wohnte hernach selbst dieser Lehrstunde bey, bezeigte ihm seine Zufriedenheit über die Art seines Unterrichts, und machte ihm ein Geschenk mit einer kamtschadalischen Sklavin, und einem mit 2 Hunden bespannten Schlitten. Als er mit diesem neugeschenkten Fuhrwerk zu Hause anlangte, hielten seine Gefährten dies für ein halbes Wunder, und glaubten hierinnen schon eine Befreyung von ihrem Sklavenjoche zu sehen, Panow nur faßte den Bedacht, daß die gewogenen Gesinnungen des Gouverneurs, Benyovszky's Eifer für die Sache der Verschwornen vermindern möchte. Er erneuerte aber förmlich seinen Eid, und bezeugte daß er den Befehlen der Gesellschaft beständig treu bleiben, und daß alle Vortheile, die ihm die Geneigtheit des Gouverneurs nur irgend zugestehen sollte, durch ihn der Verbündung zu Nutzen kommen würden. Durch seine Geschicklichkeiten, und durch seinen Anstand in Betragen, gewann er bald die Herzen der Ansehnlicheren in Kamtschatka, die nun zu wetteifern schienen, ihm seine Gefangenschaft erträglicher zu machen. Der Hettman, und zwey wohlhabende Kaufleute thaten ihm sogar den Vorschlag: eine öffentliche Schule zum Unterricht im Rechnen, Erdbeschreibung und Sprachen zu eröffnen: Sie versprachen ihm das dazu nöthige Haus mit

gehörigem Haußrathe zu erbauen, und für jedes Kind monathlich 5. Rubel zu bezahlen. Auch dieses Anerbiethen, wie man leicht errathen wird, nahm Benyovszky mit Freuden an. — Er hatte nun in jede Gesellschaft freyen Zutritt; und als er sich einst in dem Hause des Hettman befand, wo er, wie gewöhnlich Schach spielen mußte, und wo der Abend darauf mit Tanz und Musik zugebracht wurde, geschah es: daß auch der Gouverneur mit seiner ganzen Familie gegenwärtig war. Die schöne Tochter des Gouverneurs Aphanasia, schien an Benyovszky's Gesellschaft mehr Freude, als an der wirbelnden Musik zu finden, und unterhielt sich immer mit ihm, wenn sie nicht tanzte. Benyovszky hatte bisher nicht gemerkt, was in Aphanasia's Herzen vielleicht schon lange vorgieng, doch bey dieser Gelegenheit konnte er aus ihrem ganzen Benehmen, die natürliche Güte ihres Herzens, und ihre zärtliche Gesinnung gegen ihn leicht erkennen; endlich kam ihre Mutter zu ihm, und flüsterte ihm in gutem Deutsch ins Ohr: „Ich glaube, ihre Schülerin wird ihre gute Freundin werden; geben Sie nur Acht. Ich bin eine gütige Mutter."

Das nun schon günstigere Glück schien also zu Benyovszky's Planen die Hand zu biethen; täglich wurde das Zutrauen größer, mit welchen ihn die Vornehmen, und selbst der Gouverneur beschenkte: letzterer that bey Gelegenheit eines Festes (wo er dem Weine nach seiner Gewohnheit ziemlich zusprach) in seinem betrunkenen Muthe den Schwur, er wollte Benyovsz-

ky zum Oberhaupt der Verbannten ernennen, und der hohen Regierung die Vorstellung machen: daß der Senat ihn in seine Dienste aufnehme. Dazu kam noch, daß die Liebe Aphanasias immer offenbahrer und inniger wurde: welches lauter Umstände waren, welche die zu unternehmende Flucht der Unglücklichen unendlich begünstigen mußten. Allein öfter hatten sich schon solche Zufälle zugetragen, welche das ganze Vorhaben beynahe zum Scheitern gebracht hätten, wenn durch Benyovszky's Klugheit nicht immer der Gefahr vorgebeugt worden wäre: am 1ten Jänner 1771 jedoch drohte unserm Benyovszky ein neues Unglück. Der Graf lud nämlich eines Tags mehrere seiner Freunde zu sich, um einige frohe Stunden mit ihnen zu verleben. Sie tranken Thee, und gebrauchten den Zucker, den Benyovszky von dem Kaufmann Kasarinow zum Geschenk erhalten hatte. Schröckliche Kolikschmerzen und Erbrechen befiel sie eine Viertelstunde nachher. Glücklicherweise geriethen sie auf den Gedanken, daß sie etwa Gift bekommen haben; sie verschluckten daher eine gute Menge Thran, wovon die Meisten ihre Schmerzen gelindert fanden. Was sie vermutheten, ward bald zur Gewißheit, da sie eine Katze und einen Hund von diesem Zucker fressen ließen, und diese an Zuckungen eine halbe Stunde hernach starben. Nach seiner Erhohlung gieng Benyovszky sogleich zum Gouverneur, berichtete den Vorfall, äußerte ihm seinen Verdacht, und nahm einen der Zuckerhüthe mit sich. Der Gouverneur wollte ihm dieß nicht glauben, er both ihn daher

Herrn Kasarinow holen zu lassen, und ihm Thee vorzusetzen; endlich gab der Gouverneur seine Einwilligung, und ladete den Hettman, den Kanzler, und Kasarinow ein. Als die Gesellschaft beyeinander war, wurde Thee vorgesetzt; der Gouverneur machte die Bemerkung, er hätte das Vergnügen seine Gäste mit Zucker zu bewirthen, den ihm ein Gefangener geschenkt hätte. Kasarinow ward ganz blaß, und weigerte sich Thee anzunehmen; der Gouverneur drang ihm aber eine Tasse auf, nun warf sich Kasarinow ersterem zu Füssen, und that das Geständniß, er habe den Zucker vergiftet zu dem Zwecke: die Gesellschaft von einen solchen abscheulichen Menschen, als Benyovszky wäre, zu befreyen: zugleich versicherte er den Gouverneur, er wisse von einem gewissen Piatsinin, daß Benyovszky eine Verschwörung gestiftet hätte, und mit allen Verschwornen die Flucht nehmen wolle. — Der Zorn des Gouverneurs verursachte, daß er gar nicht auf Kasarinow's Reden hörte, sondern ihn ins Gefängniß werfen ließ, und dem Kanzler befahl, sein Vermögen einzuziehen, und das Urtheil gegen ihn, als der Giftmischerey überführt, auszufertigen.

Gleich eilte Benyovszky nach Hause, und ließ den Rath versammeln. Unter denselben war auch der nämliche Piatsinin gegenwärtig: er entdeckte seine Verrätherey, und die Versammlung verurtheilte ihn zum Tode. Dies Urtheil ward des Nachts durch Pistolenkugeln vollstreckt.

Täglich setzte der Graf sich in die Gunst des Gouverneurs fester; und als in des Gouverneurs Hause die Gesellschaft einst bey ihrer Zusammenkunft recht fröhlich war, erklärte Aphanasia mit der naiven, und liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, die ihr stets eigen gewesen, ihrem Vater: sie wünschte nichts so sehr als Benyovszky glücklich zu sehen, und dies Glück mit ihm zu theilen. — Anfangs war der Gouverneur hierüber äusserst aufgebracht, endlich aber überredete ihn der Hettmann der Kosaken, und der Kanzler, sein Verbannungsurtheil aufzuheben, und in Rücksicht dessen, daß er die Giftmischerey des Kasarinow entdeckt hätte, zufolge den Gesetzen Peter des Großen, ihn für frey zu erklären; und man bestimmte schon den folgenden Tag zu dieser feyerlichen Freysprechung. — Aber die vielen Auszeichnungen und Begünstigungen, welche Benyovszky nach einander erhielt, erweckten endlich bey den übrigen Verwiesenen den Verdacht, als wäre er meineidig, und seines Schwures uneingedenk geworden, den er einst zur Beförderung ihrer Freyheit abgelegt hatte. Wie er demnach bey seiner Zuhausekunft einigen Freunden sein Glück bekannt machte, erblickte er Traurigkeit und Wuth, statt der erwarteten Fröhlichkeit auf ihren Gesichtern: voll Wuth erklärte ihm sogleich einer dieser Freunde, Panow, er müsse als ein Verräther vor der Versammlung erscheinen, und nach den, von ihm selbst vorgeschlagenen Gesetzen gerichtet werden. Hierauf begab sich Benyovszky in die Versammlung, hier erblickte er zween seiner Mitver-

schwornen mit blossen Säbeln, und einen Giftbecher auf dem Tische. Er bath sich die Vergünstigung zu reden aus, und erklärte in einer umständlichen Erzählung alles desjenigen, was seinetwegen in des Gouverneurs Hause vorgefallen war, die Ursachen seiner Glücksumstände, und erneuerte die Versicherung seiner Treue und Anhängigkeit an der gemeinschaftlichen Sache der Gefangenen. Freude und Verwirrung bemächtigte sich nun aller Anwesenden; die Furcht der Verschwornen schwand, und machte dem freudigen Gedanken Platz: wie sehr seine Freyheit zur Erleichterung der Ausführung ihres Plans beytragen würde.

Benyovszky, der den früher geleisteten Schwur, von dessen Erfüllung die Befreyung so vieler Unglücklichen abhieng, heilig zu halten sich vorgenommen, und der seine Freyheit höher schätzte, als die beste Versorgung in einem Lande, wo er so viel Schmach und Unrecht erdulden mußte — benützte würklich jede ihm erwiesene Gnadenbezeugung dazu, sie zur Beförderung der gemeinschaftlichen Flucht anwendbar zu machen. Benyovszky ward also von dem Gouverneur, am folgenden Morgen, mit vieler Ceremonie in den versammelten Rath geführt: nach einer Anrede, welche der Gouverneur gehalten, las der Kanzler die Befreyungsakte vor, dann umarmten ihn alle Anwesenden. — Der Graf bath sich nun die Erlaubniß aus, einen Vortrag thun zu dürfen, und nachdem er diese Erlaubniß erhalten, erklärte er: er fühle

sich verbunden, den übrigen Theil seines Lebens Rußland zu widmen, deßhalb wäre er entschlossen, auf der südlichen Landküste von Kamtschatka den Kornbau einzuführen, einige Gegenden zu Waiden einzurichten, und die Zucht des Hornviehs zu befördern. Damit er also diesen Plan ausführen könne, erbäte er sich, und den übrigen Verbannten die Erlaubniß, sich in jenem Lande niederlassen zu dürfen. Benyovszky's schlauer Vorwand schien gute Wirkung zu thun, und der Rath faßte den Entschluß: dieses Projekt, das allen als sehr nützlich einleuchtete, in der nächsten Sitzung genauer zu überlegen. — Nach beendigter Rathsversammlung wurde Benyovszky und einige Andere vom Gouverneur zum Mittagsessen eingeladen. In der zärtlichen Sprache eines gerührten Herzens bezeigte die holde Aphanasia ihre freudige Theilnahme an Benyovszky, wegen seiner erlangten Freyheit. Durch den Wein ward der Gouverneur in eine sehr heitere Laune gebracht, die ihm die Erklärung thun läßt, er hätte sich entschlossen, seine Tochter mit Benyovszky zu vermählen, und er wollte nur noch so lange damit Anstand nehmen, bis ihm der Statthalter in Jakuzk, den er ersucht hätte, ihm die nun zu errichtende Stelle eines Oberpolizeydirektors zu geben, geantwortet hätte. Jedermann in der Gesellschaft erfreute dieser Entschluß, nur Benyovszky nicht; nur er wurde betrübt und nachdenkend! er hatte eine ihn zärtlich liebende, und von ihm geliebte Gattin in seiner Heimath, in Ungarn, die vielleicht eben da-

mals die erste Frucht ihrer ehelichen Liebe zur Welt gebracht hatte; auf einer andern Seite riefen ihn Freundschaft und Verpflichtung auf, den, mit seinen Gefährten verabredeten Befreyungsplan auszuführen; Kamtschatkas Schneeküsten eckelten ihn an, und ließen ihm den dasigen Aufenthalt hassen. Thorheit wäre es gewesen diese seine Gesinnungen unverhohlen zu entdecken, und hätte für ihn und seine Gefährten höchst gefährliche Folgen haben müssen; und doch mußte er fast unter den Vorwürfen erliegen, ein unschuldvolles, liebenswürdiges Mädchen zu hintergehen. Das Beste, was ihm die Klugheit rieth, war: es dahin zu bringen, daß die Vermählung so weit als möglich hinausgeschoben würde.

Der Gouverneur und der Rath untersuchten wenige Tage nachher Benyovszky's Projekt, eine Colonie der Verbannten anzulegen; und genehmigten es. In einer förmlichen Akte wurde feyerlich erklärt: es könne, nach den Gesetzen, jeder Verbannte, der dem Staate wirklich gegründete Dienste geleistet, von dem Verbannungsurtheile losgesprochen werden; es sollten daher alle Verbannte wirklich diese Lossprechung erhalten, welche sich nach dem, für Benyovszky angewiesenen Landstrich hin verfügen würden, um dort eine Colonie zu errichten. Im lebhaftesten Entzücken über dieses frohe Ereigniß, begaben sich diese nun schnell in die Versammlung des Raths, unterschrieben ihre Erklärung hierüber, und erhielten nun ihre Frey-

heit. — So war nun Benyovszky auf einmal von der Schmach des Sklavenlebens enthoben. Er wußte indessen auch Kasarinows Verzeihung, und Entlassung aus dem Kerker zu bewirken: und diese Großmuth, so wie überhaupt seine trefflichen Eigenschaften hatten ihm die Achtung aller, die ihm umgaben, zugezogen. Der Gouverneur nannte ihn nun nicht anders, als Sohn, er vertrat die Stelle eines Sekretärs bey ihm, las die einlaufenden Berichte und Briefe, zog ihren Inhalt aus, und verfaßte die gehörigen Antworten. Aus dieser Ursache kam er alle Tage in des Gouverneurs Haus, oft blieb er, wenn Gesellschaft war, bis in die späte Nacht da. Einmal war er bis Morgens gen 3 Uhr da geblieben, und wollte eben sich nach Hause begeben, aber Madam Nilow, (die Gemahlin des Gouverneurs) hielt ihn zurück, und wendete vor: es könnte, ihm in der Dunkelheit ein Unglück wiederfahren. Er ließ es sich gefallen, aber wie ausserordentlich erstaunte er, als ihn die Mutter in Aphanasia's Schlafzimmer führte, und sich gleich wieder mit den Worten entfernte: „Ich hoffe, daß Sie sich klug betragen werden; doch da es rathsam ist, daß sie mit einander zu leben lernen, so glaubte ich, Ihnen kein besseres Nachtlager als dieses anweisen zu können.“ Wie viel Stoff zu Betrachtungen both ihm dieses sonderbare Betragen an; doch seine reizende Gesellschafterin ließ ihm keine Zeit dazu. Das liebenswürdige Mädchen hatte so viel zu fragen, und er so viel zu antworten, daß

Beyde die Zeit ohne Schlaf zubrachten, und er sie erst morgens um 8 Uhr verließ. —

Der Gouverneur beschloß am 17ten Jänner Kamtschatka zu durchreisen, und Benyovszky mußte als Sekretär sein Begleiter seyn, und die Besorgung der Reiseanstalten über sich nehmen. Vor seiner Abreise empfahl er in einer allgemeinen Versammlung den Verbündeten Klugheit, und Verschwiegenheit, und stellte einen aus ihnen, den Krustiew, als Oberhaupt, während seiner Abwesenheit vor. Um aber einander jede wichtige Nachricht mittheilen zu können, nahm er mehrere Begleiter, unter dem Vorwande: sie wären gemiethete Bediente, auf besonderen Schlitten mit; diese konnte er nun zu jeder Zeit nach Willkühr verschicken, und im Nothfalle konnten sie ihn auch vertheidigen. Diese Vorsicht war nicht überflüssig, denn einer der Verschwornen, wurde während seiner Reise treulos, und wollte das ganze Geheimniß ihres Bundes, dem Gouverneur in einem Briefe entdecken. Glücklicherweise fiel nun dieser Brief Benyovszky in die Hände, er sandte daher sogleich eine vertraute Person ab; diese Verrätherey der Versammlung kund zu thun, und ihr zu befehlen: den Bundbrüchigen nach Gebühr zu strafen.

Gleich nach der Zuhausekunft stellte der Graf der allgemeinen Versammlung die Nothwendigkeit vor, daß es Zeit sey, sich gegen jeden Angriff in gehörige Vertheidigung zu setzen. Bey

dieser Gelegenheit machte man ihm die Anzeige: daß die Verschwornen schon 100 Patrontaschen fertig hätten, wovon jede mit 48 Patronen, und 60 andern Ladungen versehen wären, ausser: dem hätte man 60 Messer, achtzehn Zoll lang, und drey Zoll breit zusammen gebracht, dann 16 Paar Pistollen, 36 Beile, und 100 Picken; ferners bestände die Gesellschaft derselben aus neunundfünfzig, alle entschlossen selbst das Leben für das gemeinschaftliche Beste aufzuopfern; wenn sie beyeinander wären, wären sie daher stark genug jedem Angriff Widerstand zu leisten. — Nun wurde der Gouverneur in einer Bittschrift ersucht: ihnen ein Schiff, damit sie ihre Colonie anlegen könnten, zur Fortbringung ihrer Sachen und Lebensmittel zu verschaffen. Der Gouverneur versicherte, er könnte ihnen nur große Böte geben: da sie also durch Güte kein größeres Fahrzeug bekommen konnten, so entschlossen sie sich die Abreise nach Möglichkeit so lange zu verzögern, bis sich Gelegenheit darböthe, ein bewaffnetes Schiff gewaltsam wegzunehmen: auf diese Weise wurden nun schon alle Vorkehrungen, immer wichtiger; und kritischer die Lage der Sachen; daher schlug Panov vor: man solle dem Benyovszky nun uneingeschränkte Vollmacht, ohne künftige Rücksprache übertragen, damit die Ausführung desto einiger, und also glücklicher von statten gehen möge. Alle giengen diesen Vorschlag willig ein, alle sagten ja dazu, nur ein Einziger: Stefanow erklärte mit wüthenden Blicken: Benyovszky habe sein Ansehen oft grausam und niederträchtig gemißbraucht,

deßhalb hasse er ihn, und glaube, ein jeder Andere könnte eben so gut Anführer der Verbündeten seyn. Ohngeachtet aller Vorstellungen wurde er immer wüthender, und forderte zuletzt Benyovszky zum Zweykampf heraus. — Die Sache sollte nun in Gegenwart vieler von der Gesellschaft mit dem Säbel ausgemacht werden. Rasch und kühn gieng Stefanow auf Benyovszky los; gleich bey dem ersten Hiebe aber brach seine Klinge: da trat Benyovszky edelmüthig zurück, und zeigte ihm dadurch, er wolle sich seine Entwaffnung nicht zu Nutze machen, allein eben so unedelmüthig schoß Stefanow eine Pistole nach ihm ab, und diese streifte ihm den Arm. Nun griff Benyovszky ihn an, warf ihn zur Erde, riß ihm die zweyte Pistole weg, die er eben gegen ihn abfeuern wollte, übergab ihm seinen Gefährten, und — bath sie, ihm das Leben zu schenken. Am folgenden Tage forderte Benyovszky den Stefanow öffentlich auf, sich zu verantworten: was wohl die Ursache seines so grossen Hasses gegen ihn wäre? und dieser erklärte verwegen: sein Haß entsteht aus blosser Eifersucht wegen der vorzüglichen Aufnahme, die er bey der reizenden Tochter des Gouverneurs gefunden, und er werde ihn zeitlebens hassen, darum bäthe er ihn: sein Leben nicht zu schonen, wofern ihm sein eigenes Leben lieb wäre! zwar wurde ihm von verschiedenen aus der Gesellschaft seine Thorheit vorgestellt, aber jede seiner Antworten bewies Verzweiflung. Benyovszky ward von Mitleiden gerührt, und gab ihm mit freundlichen

Worten die Versicherung: er verehre zwar des Gouverneurs Tochter sehr, er werde sie aber nie heirathen. Auf diese Rede fiel Stefanow ihm zu Füssen, und schwur ihm einen gänzlichen Gehorsam. Doch die unmässige Leidenschaft Stefanows veranlaßte einige Tage nachher unsern Benyovszky neue, und zwar sehr bedenkliche Verdrüßlichkeiten, denen er nur mit Mühe, und durch die Krankheit Stefanows (welche ihm das Todesurtheil zuzog, das die Verschwornen zum Schein über ihn verhängten) ausweichen konnte.

Indessen nahte der Zeitpunkt immer stärker heran, wo die Verbannten ihre Befreyung von der Sybirischen Sklaverey, ins Werk setzen sollten. Der Gouverneur war nicht dahin zu bringen, ihnen ein größeres Fahrzeug zu überlassen; sie wurden daher einig, sich bis zur Abfahrt des Paketboots zu gedulden, dieß sollte in der Mitte des Mays abgehen, und nur 22 Matrosen und einige Passagiere am Bord haben. Des Schiffes desto leichter mächtig zu werden, bemühten sie sich des Kapitäns durch Geld zu versichern, und verschiedene der Verschwornen ließen sich zu Matrossen dieses Schiffes annehmen; und weil es immer wahrscheinlicher wurde, daß sie ihre Befreyung durch Gewalt erkämpfen müßten, setzten sie alles in den nöthigen Stand, und verabredeten sich, daß im Fall es zu Thätigkeiten käme, der rechte Flügel unter Krustiew aus 18, das Zentrum unter Benyovsky's Anführung aus 20, und der linke Flügel unter Wynbladt

bladt aus 18 Mann bestehen sollte; auch wurden Petarden, Thore zu sprengen verfertiget. — Aber jemehr der Plan sich seiner Ausführung näherte, desto mehr schlug Benyovszky der Gedanke nieder, an die ausserordentliche Gewogenheit des Gouverneurs, an die ausnehmende Güte der ganzen Familie für ihn; und was ihn am meisten niederschlagen mußte: war der Gedanke an die redliche, sich jetzt so glücklich fühlende Liebe der holden Aphanasia, die er zu hintergehen in die traurige Nothwendigkeit versetzt war. Höchst wahrscheinlich mußte ihre Flucht den Sturz des Gouverneurs verursachen, denn der Hof würde die ganze Schuld ihm beymessen. Ferner mußten sie, bey dem Fehlschlagen des Unternehmens nothwendig das Fort angreiffen, und wie leicht konnte dies diejenigen der Lebensgefahr aussetzen, denen er doch den innigsten Dank schuldig war! — Von der andern Seite betrachtet, konnte er, ohne seinen Eyd zu brechen, seine Gefährten nicht im Stiche lassen, zumahl, da die Sache schon so weit gediehen war. Einen schweren inneren Kampf hatte Benyovszky zu kämpfen. Krustiew stellte ihm zu seiner Beruhigung vor: der Hettmann und der Kanzler wären deßhalb auch verantwortlich, sie würden daher die Freundschaft des Gouverneurs für ihn, in ihren Bericht an den Hof, nicht anführen; entstünden Thätigkeiten, so würden sie entweder Herrn des Landes, oder alle zusammengehauen. Im ersten Falle, könnte er mit Gewalt den Gouverneur mitnehmen, und sich ihm bey seiner Ankunft in Europa dankbar beweisen,

— Diese Reden schienen zwar Benyovszky's Verstand zu beruhigen, aber leider nicht sein gebeugtes Herz. Hierzu kam noch folgender, ihm schmerzhafter Vorfall: Kudrin, ein Verschworner, verliebte sich in Aphanasiens Kammermädchen, entdeckte ihr, daß er in Benyovszky's Gesellschaft Kamtschatka verlassen, und in Europa erst seines Lebens recht froh zu werden gedächte; zugleich drang er sehr in sie, mit ihm dahin zu fliehen. Gleich überbrachte das Kammermädchen das so eben Gehörte ihrem Fräulein. Dieses kam, vor Verzweiflung ausser sich, zu Benyovszky, und in Thränen sich badend sagte es: sie wäre nicht gekommen ihm Vorwürfe zu machen, sondern auf ewig von ihm Abschied zu nehmen. Sie konnte nicht weiter reden; ohnmächtig sank sie bey diesen Worten hin. — Kaum war sie wieder zu sich selbst gekommen, so fragte sie, ob sie dem, was sie gehört hätte, Glauben beymessen dürfe? Der Graf fiel ihr zu Füssen, bath sie ruhig seine Gründe anzuhören, und dann zu urtheilen. Benyovszky bedauerte sehr dies redliche Mädchen, und er suchte nun alles hervor, um sie wo möglich zu trösten. Längst, sagte er, hätte der Rang und Reichthum den er in Europa gehabt, ihn seine Befreyung zu suchen angespornt, und wäre gleich die größte Gefahr dabey, allein seine Sklaverey sey ihm durch ihre Liebe versüßt worden. Nun aber hätte er keinen eifrigeren Wunsch, als die Freyheit, um mit ihr sein Vermögen, und seinen Rang zu theilen. Auf Kamtschatka könnten sie nicht glücklich seyn, weil auf ihres Vaters gütige Gesinnungen nicht

lange zu bauen ist; ein anderer Nachfolger könnte alles ihnen Vortheilhafte wieder aufheben; zudem hielten die Russen alle Verbannte für ehrlos. Er versicherte sie: daß er gar nicht Willens gewesen sey, ihr diesen seinen Plan zu verheimlichen, bis itzt hätte er aber die Entdeckung für noch zu frühzeitig gehalten u. s. w. Aphanasia durch solche Reden ganz aufgerichtet, fiel ihm nun um den Hals, und schwur, daß sie ihm bis an das Ende der Welt folgen wollte. Benyovszky bath sie darauf angelegentlichst, ihrem Mädchen das strengste Stillschweigen zu gebiethen; den Kudrin aber versprach er seine Unvorsichtigkeit nachzusehen, und ihm sogar zu erlauben, seine Geliebte mitzunehmen, wenn er künftig seine Pflichten gewissenhafter beobachten würde. —

So hatte Benyovszky alles in Ordnung und Bereitschaft zu erhalten gewußt, und es schien nur noch der günstige Moment zu fehlen, an welchen das Unternehmen beginnen sollte; aber wiederhohlte Verrätherenen einzelner Mitverschwornen, deren üble Folgen Benyovszky zwar bisher noch immer durch seinen erfinderischen Kopf glücklich verhüthete, brachten die Gefahr entdeckt zu werden täglich näher, so daß die Verschwornen sehr sorgfältig auf ihre Sicherheit bedacht seyn mußten. Endlich wurde durch neuen Verrath die Gefahr aufs Höchste gebracht, und — der heisse Augenblick war da, wo es entweder Freyheit, oder den Tod gelten sollte. Sobald Benyovszky von der gewissen Gefahr überzeugt wurde, theilte er der gan-

zen Gesellschaft Gewehr, Pulver und Bley aus, und ließ des Nachts starke Wachen Runde gehen. Eines Tags kam Aphanasia insgeheim zu ihm und entdeckte ihm ängstlich: sie hätte alle Ursache zu glauben, daß ihre Eltern von der Verschwörung Nachricht haben. Sie bath ihn inständig, wenn er geruffen würde ja nicht in's Fort zu kommen, und bey Thätlichkeiten für sie und ihres Vaters Leben besorgt zu seyn. Er dankte ihr gerührt; und sie verabredete sich noch mit ihm, daß sie in dem Fall seiner Verhaftnehmung ein rothes Band ihm schicken würde. Wirklich wurde der Verdacht einer Arrestation nur zu bald bestättigt, denn schon am folgenden Tage sandte Aphanasia durch ihr Mädchen ein rothes Band. Bald darauf ließ der Gouverneur ihn, durch einen Feldwebel zu einem Frühstück einladen; er wandte aber eine Unpäßlichkeit vor, und setzte hinzu, er hoffe morgen das Vergnügen zu haben. Der Feldwebel warnte ihn, mit Gutem zu gehen, und sich nicht der Gefahr aussetzen, mit Gewalt gehohlt zu werden. Benyovszky aber sagte ganz kurz, er möchte seine Antwort überbringen. Gegen Mittag besuchte der Hettmann ihn, und bemühte sich ihn zu überreden, mit ihm ins Fort zu gehen; er würde, sagte er im traulichen Tone, des Kanzlers lächerliche Grillen leicht widerlegen können; und als sich der Graf neuerdings mit seiner Unpäßlichkeit entschuldigte, begann der Hettman zu drohen, ihn durch seine Kosacken mit Gewalt dahin bringen zu lassen. Er rief auch wirklich seine Leute — aber in den Augenblick pfiff Benyovszky,

und allsogleich stürzten fünf seiner Gefährten herein, und nahmen den Hettman und seinen Kosacken die Waffen. Diese wurden von ihm für seine Gefangene erklärt. — Des Abends kam ein Bothe des Gouverneurs; er ließ dem Benyovssky sagen: er würde es mit dem Leben büssen, wenn er den Hettman nicht seine Freyheit wieder gäbe. Er sollte vor ihm erscheinen, und ihm soll völlige Genugthuung wiederfahren, wenn seine Unschuld bewiesen würde. Benyovszky's Antwort war: ohne seine Gefährten könne er nichts beschließen, und heute wäre es zu spät, sie um Rath zu fragen. — Zur Nachtzeit schickte er 6 seiner Gefährten ab, um den Kanzler in seine Gewalt zu bringen, da er aber im Fort war, brachten sie seinen Vetter Ismailow, und den Bothen der als Zeuge gegen Benyovszky auftretten sollte. Aphanasia schickte ihm den andern Tag zwey rothe Bänder, zugleich erhielt er die Nachricht: man vermuthe, daß Ismailov, die Zeugen und der Bothe davon gegangen seyen, und sich von einer Untersuchung fürchteten, weil sie nirgends zu finden wären; der Gouverneur glaube von ihm selbst, er sey unschuldig, er wolle ihn nur der Formalität wegen von 4 Soldaten abholen lassen, denen er sich ergeben möchte. Benyovszky versprach zu folgen. Gleich darauf kam ein Brief von Aphanasia mit der Versicherung der Freundschaft ihres Vaters, und der Bitte zu ihm zu kommen; mehrere Stücke rothen Bandes darinnen warnten ihn aber zugleich; so wie die von Andern eingezogene Kunde, daß die Ko-

sacken ihre Gewehre zurecht machten. — Ein Korporal mit 4 Grenadiren kam um fünf Uhr Abends vor die Thüre seiner Wohnung, und verlangte, er sollte seinem Versprechen gemäß, mit ihm gehen. Der Graf nöthigte den Korporal herein, ein Gläschen mit ihm zu trinken; kaum trat dieser aber in die Stube, so setzte man ihm vier Pistolen auf die Brust, und ihm ward sogleich der Tod gedroht, wenn er nur im Geringsten laut würde. Benyovszky ließ ihn hierauf in seine Kammer führen, und genau ausfragen. Nun zwang er ihn jeden Soldaten einzeln herein zu ruffen, und so erhielt er das ganze Kommando in seine Gewalt, das er gebunden in dem Keller bringen ließ. — Gegen 9 Uhr Abends kam die Nachricht: man sähe ein Commando nach dem Hohlwege zu, der zwischen der Stadt und ihrem Aufenthalt war, marschieren. Benyovszky ließ eine Salve auf sie geben, welche die drey Vordersten todt niederstreckte. Die Uebrigen von dem Commando warfen sich zur Erde, und warteten in dieser Stellung auf Verstärkung. Um 11 Uhr kam Nachricht: es würden ihnen Truppen in den Rücken kommen, die auch Kanonen bey sich hätten. Wynbladt mußte daher das Kommando im Hohlwege beobachten, und Benyovszky gieng mit der Abtheilung des Mittelpunktes auf den Feind los. Fünfzig Schritte war er den Feinden entgegen gekommen, als der Befehlshaber der Letzteren ihm zurief, er solle sich ergeben. Benyovszky antwortete, man möchte ihm vorher die Bedingnisse sagen; während dieser Unterhandlung

hatte er sich wieder um 15 Schritte mehr genähert, als er plötzlich Feuer auf die Feinde geben ließ. Voll Bestürzung verließen diese ihre Kanonen, und flüchteten nach dem Gehölze. Diese Verzagtheit erweckte den Muth Benyovszky's und seiner Gefährten noch mehr: gleich versammelte er alle seine Leute, ließ mit den Kanonen auf das Commando hinter dem Hohlweg feuern, das aus Furcht sich nicht aufzurichten wagte, und dadurch erhielt er eine offene Bahn zum Fort. Die Kanonen die sie mitbrachten, verursachten, daß die Schildwache sie für das aus dem Fort ausgeschickte Commando hielt, und sie fragte: ob sie die Gefangenen mitführen? Auf die Antwort ja, ward die Zugbrücke niedergelassen. Rasch drang nun Benyovszky mit seinen Gefährten ein, und hieb die nur aus 12 Mann bestehende Wache nieder, dann wurde die Zugbrücke aufgezogen, und eine Wache dazu gestellt. Ein Theil der Siegenden rückte nun auf die Kasematten vor. Jetzt hörte Benyovszky im Hofe feuern, und sah daß seine Gefährten eine Petarde ans innere Thor schoben, daher wagte er es, durch ein offenes Fenster hineinzusteigen; er eilte auf des Gouverneurs Zimmer zu, und bath ihn dadurch sein Leben zn retten, daß er sich in die Stube seiner Kinder begäbe. „Nehme mir mein Leben!" antwortete der Gouverneur, und schoß sogleich eine Pistole nach ihm ab, die ihn verwundete. Benyovszky dachte dennoch auf die Rettung seines Gutthäters, und stellte ihm die Unmöglichkeit des ferneren Wiederstehens vor. Frau

und Kinder fielen ihm zu Füssen, und beschwo- ren ihn diesen Rath anzunehmen; allein er stürz- te auf Benyovszky los, und packte ihn an der Kehle, der nun entweder sein Leben verlie- ren, oder den Gouverneur niederstossen mußte.

In dieser Minute war das innere Thor durch die Petarde gesprengt, und Panow drängte sich in das Zimmer, wo Benyovszky mit dem Gouverneur rang. Panow bath ihn, Benyovsz- ky los zu lassen, und als der Gouverneur den- noch nicht ablassen wollte, spaltete dieser ihm den Schädel, ohne daß es Benyovszky hätte verhindern können. Panow, der bemerkte, daß Benyovszky so erschöpft sey, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte, suchte ihn zu ent- fernen, und versprach für Frau von Nilow Sorg- falt zu tragen. Plötzlich entstand ein neuer Lärm: er kam von einem großen Haufen sich zum Angriff rüstender Kosaken, wirklich entstand ein lebhafter Angriff, der aber glücklich zurückgeschlagen wur- de. Man mußte einen zweyten Angriff fürchten, und daher wurden alle Kanonen im Fort aufge- führt, und geladen. Benyovszky hatte sich erhohlt, und wartete nun der Frau von Ni- low auf; er fand sie auf dem Bette, fiel auf seine Knie und bath sie, ihm den Tod des Gou- verneurs nicht zuzurechnen, da er mit Hintan- setzung seines eigenen Lebens für seine Erhal- tung besorgt gewesen wäre. So bekümmert sie war, machte sie doch ihm keine Vorwürfe, son- dern erkundigte sich nur nach ihren Kindern, die Panow in ein anderes Zimmer hatte brin-

gen lassen. Itzt kam Nachricht, der Hettmann hätte sich mit achthundert Kosacken aus der Stadt auf eine halbe Meile entfernte Anhöhe gezogen, um das Fort auszuhüngern. Doch Benyovszky wußte sich bald Rath zu schaffen: er ließ nämlich alle Frauen und Kinder in die Kirche treiben, und um diese brennbare Materialien zusammen häufen. Man bedrohte sie mit dem Feuertode, weil der Wiederstand ihrer Männer zu dieser Härte zwänge. Man schickte aber einige aus ihrer Mitte, nebst 12 jungen Mädchen an ihre Männer, Geliebte und Väter, um sie zu vermögen die Waffen niederzulegen. Panow nahm die Ausführung dieses von allen gebilligten Unternehmens auf sich. Als diese Weiber bey dem Feinde anlangten, drohte der mit ihnen zur Begleitung Abgeordnete; wofern sie die Waffen nicht ablegen würden, solle bis um 10 die Kirche in Feuer stehen, und das Grab ihrer Angehörigen werden. Nach verschiedenen Unterhandlungen, und halb in Wirklichkeit gesetzten Drohungen lief die ganze Parthey unbewaffnet herzu, gab Geisseln, und lieferte den Hettman gebunden. Nun ließ er aus der Kasematte die 42 Soldaten und den Kanzler hervorkommen, und Letzterer mußte den Hettman Gesellschaft leisten. Den folgenden Tag ließ er den Gouverneur mit großer Pracht begraben, und da er ohngeachtet seiner Schwachheit dabey gegenwärtig war, befiel ihm ein heftiges Fieber, das ihm in drey Tagen alle Besinnung raubte. Unterdessen war von Panów alles zur Abreise mit der Korwette St. Peter und Paul in Ord-

nung gebracht. Von ihm erfuhr Benyovszky, daß Frau von Nilow abgereißt, kurz vorher aber noch bey ihm gewesen wäre, und ohne ein Wort zu reden, die bittersten Thränen vergossen hätte. Den Abend vor ihrer Abreise habe er ganz in der Stille Aphanasia durch ein Fenster, zum Schein entführen lassen; wie sie es selbst verlangt hatte, um ihren Ruf bey dem Publikum zu retten. Die Schwestern hätten dabey einen großen Lärm gemacht, und die Mutter hätte dann ihre Abreise beschleunigt.

Gegen Mittag kam Aphanasia zu Benyovszky, reichte ihm mit bekümmerter Miene einen Brief, und sagte: Verzeihen sie mir diesen ersten Ausbruch meines Schmerzens; in Zukunft sollen Sie nie mehr Schwäche bey mir bemerken! Benyovszky nahm das Schreiben: es war Stefanows Brief, der Aphanasien Nachricht gab, Benyovszky wäre schon vermählt, sie dürfe ihm daher ohne Schande nicht folgen; er wolle sie aber mit seinem Blute rächen, und ihr, nach wiedererlangter Gesundheit seine Hand anbiethen. Diese Entdeckung brachte den Grafen in die größte Verlegenheit, doch Aphanasia riß ihm selbst daraus, indem sie ihm die Erklärung that: sie würde deßwegen weder unglücklich seyn, weder aufhören ihn zu lieben; sie bäthe ihn nur, daß er sie nur als eine Tochter liebe und mit sich nehme, und daß er ihr verstatten möge Mannskleider zu tragen, damit sie weniger Stoff habe ihm lästig zu werden. Be-

nyovszky ward gerührt von dieser so großen und doch so uneigennützigen Aufopferung dieses Mädchens, versprach ihr die wärmste Freundschaft; und erfüllte alle ihre Bitten.

Aber nun näherte die feyerliche Stunde, in welcher Benyovszky mit seinen Gefährten, Kamtschatka's eisige Gefilde auf immer verlassen sollte. Proviant, Munition, und sonstige Bedürfnisse, die in den Magazinen der Festung vorhanden waren, wurden jetzt aufs Schiff gebracht, und es ward eine so große Menge Pulvers zusammengehäuft, daß sie über die Versorgung bey ihrer Ankunft in Europa unbekümmert seyn konnten. Noch vor der Einschiffung ließ Benyovszky um Gott dem Allvater für seine Vorsehung zu danken, und ihn um seinen ferneren Segen zu bitten, einen feyerlichen Gottesdienst halten, und als der Priester das Evangelium gelesen, ließ er alle seine Gefährten den Eid der Treue schwören. Darauf setzte man die Geißeln in Freyheit, und verließ Kamtschatka den 12ten May 1771. in oben gedachter Korwette. — Oberbefehlshaber war Benyovszky, Graf Krustiew Unterbefehlshaber; ausserdem waren 73 dienstverrichtende Personen, 9. Frauenzimmer, und 12 Passagier: im Ganzen also sechs und neunzig Menschen am Bord des Schiffes.

Benyovszky wollte seine Richtung gegen Japan nehmen, auf dem zwischen Amerika und Asien befindlichen Meere, mußte aber seinen Gefährten nachgeben, die eine Durchfarth gegen

Norden von Kamtschatka aufsuchen wollten. Nach viel ausgestandenem Ungemache kehrten sie um, und folgten Benyovszky's Plan. Sie kamen nach Japan; wo sie mit Vorsicht doch gütig aufgenommen wurden. Hier schlug Benyovszky der Gesellschaft die Reise nach Canton in China vor, dann nach Europa zu gehen, und unter dem Schutz einer hohen Macht eine Colonie anzulegen, welcher Vorschlag von allen mit Vergnügen angenommen wurde. Nun landeten sie auf einigen Inseln, bis sie nach vieler Gefahr auf die Insel Formosa kamen, wo sie ein Gefecht mit den Insulanern zu bestehen hatten. Endlich landeten sie im Hafen von Tanasoa, und bald darauf kamen sie nach Makao, einer, den Portugiesen gehörigen Stadt in China. Dieser Ort blieb ihm ein Denkmaal der Trauer: den hier starb den 25ten Sept. 1771. Aphanasia, dieses biedere Mädchen, und Muster aufrichtiger Liebe. Mit Geduld hatte sie sich in alle Mühseligkeiten der Reise zu finden gewußt, und betrug sich immer so, daß man ihren Verstand und ihr Herz gleich verehren mußte. Ihr Tod war besonders dem jungen Popow, der sich mit ihr vermählen wollte, und der Benyovszky's Familiennamen annehmen sollte, sehr schmerzhaft seyn.

Eine besonders merkwürdige Zeitepoche aber, in Benyovszky's Leben bleibt gewiß diese, als er zu Madagascar sich aufhielt, wohin ihn der französische Hof (nachdem Benyovszky in Europa angelangt) geschickt hatte, um dort die Colonie anzusiedeln, und den Handel unter

den Einwohnern empor zu bringen. Benyovszky setzte sich mit seiner Colonie am Tingballe Fluße fest, und nun verlebt er hier ruhigere und glücklichere Tage. Seine Redlichkeit und sein humanes Betragen, sein männlicher Muth, und seine vernünftigen Rathschläge und Anstalten, erfüllte bald die Einwohner mit Liebe und Zutrauen gegen ihm, und sein Einfluß auf selbe stieg bald in einem so hohen Grade, daß er vieles an ihrer moralischen Bildung bezweckte, und sie unter andern auch dazu bewog: von der üblen Gewohnheit, die Kinder auszusetzen, abzustehen. Ja, diese Einwohner schätzten ihn mit der Zeit so sehr, daß sie ihn in ihrer Einfalt für einen Abkömmling des königlichen Stammes der Sambariven erklärten. Vieles that Benyovszky zum Besten Madagascars; er stiftete den Frieden zwischen Hiavi und seinen Feinden: die französische Regierung überschickte ihm 1773. bey 300 Mann bewaffneter Soldaten, und er eröffnete dann einen Feldzug gegen die unruhigen Bewohner von Saphierbay, und gegen die Seklaver; und war glücklich in denselben. Endlich war Benyovszky den Einwohnern so werth, daß sie ihn wie ihren Vater ehrten, und zur Erkenntlichkeit für seine weisen Einrichtungen ihn zu ihrem Oberhaupte (oder Ampamsakaba) erklärten, in welcher Eigenschaft er denn auch den Eid ablegte, und die Huldigung der Nation annahm. Nun beschäftigte er sich noch fleissiger damit manche nützliche Einrichtung zu treffen, führte eine neue Regierungsform ein, und gieng bald darauf nach

Frankreich, um von seinen Vorkehrungen der königlichen Regierung mündlichen Bericht zu geben. —

Benyovszky kam glücklich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und von da nach Frankreich; allein er fand dort nicht die gewünschte Behandlung, er entsagte daher der Aufsicht über die Insel, und gieng in kaiserliche Dienste, wo er zwey Jahre verblieb, und auch seine Gattin dort wieder fand. Hierauf that er dem König von England den Vorschlag, die Oberherrschaft von Madagaskar, doch ohne Einmischung in die innere Angelegenheiten zu übernehmen. Er versprach dem englischen Hofe, daß im Falle England in Ostindien Krieg haben sollte, er mit 5000 Mann zu dessen Hilfe erscheinen werde, und daß er die englische Flotte verproviantiren wolle; daß er nach Madagascar nur englische Waaren einlassen wolle, und daß er einem der jüngeren Söhne des Königs jährlich eine gewisse Bezahlung verspreche. Von seiner Seite hingegen verlangte er: daß ihm England für 50 tausend Pfund Sterling Waaren übergeben solle, um damit handeln zu können, und 3 Schiffe mit allem dazu gehörigen Kriegsapparate, um sich bey einem unvermutheten Uiberfall vertheidigen zu können. Den 25te Dezemb. 1783. überreichte er diese Vorschläge dem englischen Ministerium, das sie aber nicht annahm. Den 14ten April 1784. reisete er mit seiner Familie und seinen Mitunternehmern von London nach Maryland ab, voll Hoffnung, die Amerikaner zu einem Handel nach Madagaskar

zu überreden. In Baltimore bewog er auch ein ansehnliches Handelshaus dazu, und segelte mit einem wohlzugerüsteten Schiffe dahin; weil aber seine Gemahlin schwanger war, ließ er seine Familie einstweilen in Amerika zurück. Den 7ten July 1785. ankerten sie zehn Seemeilen südwestlich vom Vorgebirge St. Sebastian. Lambourg, der Beherrscher des nordischen Theils von Madagascar, und der König der Seklaver empfiengen ihn freundlich und ehrerbietigst. Hier erwarb er sich in der Folge immer mehr und mehr Freunde und Anhänger, und brachte es auf Madagascar bald so weit, daß er mächtig genug war, die Franzosen anzugreifen, und mit ihnen Krieg zu führen. Er nahm ihnen ihr Vorrathshaus zu Angouti weg, dann beschäftigte er sich mit Erbauung einer Stadt, und schickte eine ansehnliche Parthey Leute aus, die französische Faktorey zu Foul Point zu erobern. Allein die Vorsehung hatte seiner seltsam gewundenen, und mit so vielen Ungemach verknüpften Laufbahn endlich das Ziel gesetzt: die französische Regierung von Isle de France schickte ein Schiff mit 60 Mann nach Madagascar. Diese griffen Benyovszky den 23ten May 1786. an, welcher eine kleine Redoute mit 2 Kanonen besetzt, aufgeworfen hatte. So erwartete er den Feind: die Schwarzen flohen beym ersten Feuer: Benyovszky ward von einer Kugel in die rechte Seite der Brust getroffen, und fiel hinter die Brustwehre. Die Feinde zogen ihn an den Haaren hervor; und wenige Minuten darauf starb Benyovszky, dieser seltene Mann, der voll

rastloser Thätigkeit; abgehärtet gegen jedes Ungemach, und gewohnt war, allen Gefahren zu trotzen. — Benyovszky hat das Andenken der Nachwelt verdient, und besonders macht ihn seine Kunst zu überreden, zu befehlen, und zu zwingen, merkwürdig.

JANKOVITS.

JANKOVITS.

Unter die rühmlichen Männer der ungrischen Heimath gehört auch Graf Anton Jankovits de Daruvár, jener ausgezeichnet-verdienstvolle Mann, der nicht nur von einem mittelmässigen Geschicke, sich zum ergiebigen Wohlstand zu schwingen wußte, sondern auch dem Vaterland, in mehr als einer Hinsicht die entsprechendsten Dienste leistete, und dem der Himmel alles dasjenige im vollen Maaße gegeben, was man von dem Glücke erwarten, und durch die Tugend erreichen kann.

Er ward 1728. zu Fünfkirchen gebohren, genoß eine glückliche Erziehung, und wurde in den Wissenschaften wohl unterrichtet. Anfangs widmete Jankovits sich dem Privatleben,

aber bald sah er sich nach anderer Beschäftigung um, wo er seine erworbenen Talente füglicher anwenden, und sich den Weg zu nützlichen Bedienstungen bahnen könnte. Sein erhabener Gönner Joseph Chiolnich (damals Bischof von Diákovár) bemerkte nicht sobald die großen Fähigkeiten des jungen Mannes, als er auch bey sich beschloß, zu dessen künftigen Glücke sich kräftig zu verwenden. Er verschafte ihm daher 1754. die Fiskalsstelle an dem löbl. Veröczer Comitat, dann wurde er 1756. Notär der löbl. Poseger Gespannschaft, und nachdem Jankovits auch dieses Amt zwey Jahre hindurch mit Sorgfältigkeit und Geschicklichkeit begleitet hatte, ward er 1758. selbst zum Vice-Gespann des nämlichen Comitats erwählet. Ehrenvolle Aemter, zu denen ihm sein Gönner zwar die Strasse gezeigt hatte, wohin aber eigentlich nur sein strenger Pflichteifer, und seine Talente ihm die Pforte geöffnet hatten, während der Zeit, als er gedachten drey Dienststuffen vorstand, hatte er Gelegenheit sich die mächtigsten Erfahrungen zu sammeln, und sich zu jenen einsichtsvollen Staatsmann zu bilden, welchen Ungarn in der Folge an ihn verehrte. —

Um die Handhabung der politischen Geschäfte Dalmatiens, Croatiens, und Slavoniens besser zu begründen, wurde 1767. eine neue Hofstelle (Dicasterium), nämlich die königliche croatische Statthalterey errichtet. Die erhabene Monarchie war besorgt dieses Dicasterium mit tüchtigen Individuen zu besetzen; und ihr Blick

fiel auch auf Jankovits, der sofort zum Rath und Beysitzer dieser Statthalterey befördert, und ihm die Manipulation der frommen Stiftungen aufgetragen wurde; und da er auch im Oekonomiefache eine seltene Kenntniß besaß, ward ihm jetzt auch die Aufsicht über die Seidenkultur, und den Anpflanzungen der Maulbeerbäume auferlegt, welche er, vereint mit den Bemühungen Carl Solenghi's, in den slavonischen Gegenden so glücklich, und sorgsam verbreitete, daß er schon dafür des Nachruhms würdig wäre. Doch seine Thätigkeit für das öffentliche Beste, blieb nicht bey diesem Industriezweige stille stehn: sein Leben war eine Kette wesentlicher Verdienste, die er unaufhaltsam um den Staat sich sammelte! — Der slavonische Seidenbau bedurfte, besonders jetzt im Entstehen seine eifrigste Aufsicht, und fast seine beständige Gegenwart; deßwegen also, und auch darum, weil Ungarns Königinn sich überhaupt viel Gutes von den Talenten des Jankovits, für das Poseger Comitat versprach, hielt sie ihn für würdig (nachdem Joseph Chiolnich sein Amt als Obergespann 1770. zu Gunsten unsers Jankovits freywillig niederlegte) zum Administrator der Obergespannswürde im gedachten Comitate zu ernennen.

Nicht genau führen zwar unsere beschränkten Blätter dasjenige an, was Jankovits in diesem Amt Wichtiges, und Nützliches verrichtete; allein seine Verdienste waren ohne Zweifel von Bedeutenheit, weil Jankovits das Wohlgefallen des allerhöchsten Hofes gänzlich erwarb,

so, daß er 1772. am 28sten Octob. durch ein ausgestelltes Diplom in den Grafenstand erhoben wurde, 1775. aber, am 30ten Jäner, auch die Obergespannswürde des Poseger Comitats vollends erhielt.

Nun wurde Jankovits, dessen gründliche Einsichten man vielfältig gewahrte, schon zu mehreren wichtigen Geschäften als königlicher Komissär gebraucht. Von seinen diesfälligen Sendungen, wollen wir des Beyspiels wegen, nur einige anführen. Im Jahre 1778. als die illyrische Nation griechischen Glaubens eine Synode abhalten sollte, wurde Graf Jankovits dazu deputiert, demselben im Namen des Königs vorzusitzen. Bey dieser Gelegenheit hatte er für diese Nation ein neues, auf weisen Gründen beruhendes Regulament abgefaßt, welches sein Andenken in den Annalen der altgläubischen Kirche stets aufbewahren wird — Seine Geschicklichkeit in Vollendung dieses Geschäfts, veranlaßte 1781. am 5ten April ein neues Dekret, vermög welchem er wieder beordert ward, in der Eigenschaft eines königlichen Komissärs, dem Synode der illyrischen Nation beyzuwohnen, welche nun einen Metropoliten sich wählte. Hier, und überall, wo es ihm die Pflicht geboth, gieng Jankovits mit so vieler Geschicklichkeit, Ordnung und Weisheit zu Werke, daß — wie einst die große Theresia, eben so auch ihr erlauchter Sohn Joseph, die vollkommenste Zufriedenheit über sein Betragen äußerte, und ihn, noch im nämlichen Jahre, am 7ten Dezemb. aus Rücksicht seiner sowohl nützli-

chen, als getreuen Verwendung, welche er bey mehreren Gelegenheitn, besonders aber als königlicher Komissär, dem höchsten Kaiserhause geleistet, mit der Würde eines wirklichen geheimen Raths zierte.

Aber auch die Poseger Gespannschaft selbst, hat noch heut zu Tage die würdigsten Spuren seines Fleißes, und seines Eifers um die Wohlfarth, der ihm anvertrauten Provinz, aufzuweisen: er war es, der in dieser Gegend, die zu zerstreut gelegenen Hütten der Dorfbewohner näher zusammen stellte, und dadurch sowohl für deren eigene Sicherheit sorgte, als auch selbe mehr an das gesellschaftliche Leben gewöhnte; er war es, der diese Gespannschaft mit mehreren civilisirten Gebäuden zierte, und sie mit vortrefflichen Strassen versah, welche an Dauerhaftigkeit und Schönheit den Oesterreichischen gleichkommen — Zu Daruvár erbaute er eine Kirche; nicht fern von Daruvár eine Glasfabrick; und errichtete jene öffentlichen, von ihrer Heilkraft wohlbekannten Bäder zu Lipnik und Daruvár.

So fuhr Jankovits fort, immer neue Beweise seiner Klugheit, und warmen Diensteifers zu geben; endlich 1782. wurde der rechtsverständige, und gerechtigkeitliebende Jankovits auch zum Beysitzer, und Mitrichter der königl. Ungar. Septemviraltafel ernannt, welche damal hier Landes, das höchste Tribunal war. — Im folgenden Jahre (1783.) hielt die illyrische Nation, wegen Erwählung neuer Bischöffe für Arad,

und Bács eine Synode; und der von seiner Geschicklichkeit schon bekannte Jankovits ward neuerdings als königl. Komissär dahin abgeschickt. Kaum vollendete er sein Geschäft, so mußte er 1784. in der nämlichen Eigenschaft nach dem Temeser Banat sich begeben, um dort, die von Graf Niczky angefangene Regulation eifrigst fortzusetzen, und gänzlich auszuführen. Kaum hatte er aber auch diese Einrichtungen getroffen, und vollführt, als in dem benachbarten Siebenbürgen die unruhigen Walachen, unter den Rädelführern Horja und Glotska tumultuöse Auftritte verübten. Jankovits wurde durch eine königliche Verfügung auch dahin beordert, und ihm General Papilla an die Seite gegeben. — Dieß war ein schweres Geschäft; die Aufrührer hatten schon viele Unmenschlichkeiten verübt, und mehrere Edelsitze in Asche gelegt, dennoch gelang es den weisen Bemühungen unsers Jankovits die Ruhe daselbst bald wieder herzustellen. Allein diese nacheinander folgenden, mehrjährigen Anstrengungen, hatten ihn nun in eine schwere Krankheit gestürzt, welche seinem Leben Gefahr zu drohen schien, jedoch hatte ihn die Vorsehung aus selber errettet, und zum Besten des Vaterlandes ihn noch länger aufbehalten. Er kehrte also nach erlangter Gesundheit 1785. zurück, und ward zum Lohne seiner Bemühungen, als königlicher Schatzmeister begrüßt, auch zugleich zum Commandeur des vortrefflichen königl. = apostol. St. Stephan Ordens ernannt; und da zu selber Zeit in den Gespannschaften gewisse Veränderungen vorgenommen wurden, ward sein bishergeführtes Amt

eines Poseger Obergespanns, einem andern über-tragen, er selbst aber als Oberhaupt über die Syrmier-Gespannschaft gesetzt.

Doch die schon erlangten Ehren, schienen den Werth dieses patriotischen Mannes noch nicht auszugleichen; das Vaterland schien den zahl-reichen Verdiensten und Tugenden unsers Jankovits noch etwas schuldig zu seyn, und er wurde im Jahre 1787. zum Vorsitzer der königl. Septemviral-Tafel, und zum königlich ungarischen Tavernicus, und also in den Stand der Reichs-baronen erhoben. Er war der erste, welcher die Präseswürde an gedachter Septemviral-Tafel begleitete, die vor ihm noch Niemand inne hatte; und dieser hohen Würde stand er dann mit vie-lem Ruhme bis an sein Ende vor, welches den 16-ten August 1789 nach einer sehr schmerzhaf-ten, vier Wochen lang dauernden Krankheit, er-folgte. — Seinen Leichnahm ließ die betrübte Witwe, zwey Tage darauf von Ofen wegfüh-ren, und auf seinem Gute, in dem Marktflecken Csepregh begraben.

Jankovits, der den öffentlichen Geschäf-ten mit Enthusiasmus oblag, hatte dennoch auch seine häuslichen Umstände dabey nicht nur nicht versäumt, sondern unendlich verbessert, und für seine Familie, auf eine anständige, ja fast glän-zende Art gesorgt. Seine Gemahlin, mit wel-cher er bis an seinem Tode in exemplarischer Ein-tracht lebte, war eine gebohrne Catharina Edle v. Kiss de Németskér; diese hatte ihn zwar mit

einen Sohn erfreut, der aber schon im siebenten Jahr verstarb, und seine Eltern ohne fernere Leibeserben hinterließ; daher vermachte Graf Jankovits seine ansehnlichen Güter, dem einzigen Bruder Johann v. Jankovits; einst Rittmeister in dem ungarischen Husarenregiment Nádasdy, nachmaligen Vice-Gespann des Poseger-Comitats, und k. k. Hofrath; und dessen rechtmässigen Erben. — Jankovits besaß ein standhaftes, und edles Gemüth: Redlichkeit und Freundlichkeit sprach aus seinen Zügen, Worten und Handlungen. Ruhe und Sanftmuth verrieh sein Gesicht; Ehrgeitz oder andere Leidenschaften hatten es nie entstellen können, weil er so wenig hochmüthig war, daß er das grosse Glück, welches ihm zu Theil ward, nicht einmal zu kennen schien! Er war ein Mann von großen Fähigkeiten: seine Liebe zu den Wissenschaften, und die Akten der geführten bedeutenden Geschäfte sind Bürge davon. Mässigkeit war in seinem physischen und moralischen Leben sein Haupt-Charakter, durch sie wußte er seine Gesundheit festzuknüpfen, durch sie Ernst mit sanften Scherz zu mildern, und Herablassung mit Würde zu vereinbaren. Aber sein schönster Zug in seinem Charakter bleibt wohl die Treue, die er für seinen Fürsten hegte, und die Liebe zu seinem Vaterlande, für dessen Wohl er stets bereit war, sein eigenes Beste hintan zu setzen.

T E L E K I.

Dominic Reichs-Graf Teleki de Szék, dieser talentvolle, junge Magnat, Sohn des geweßten Siebenbürgischen Hof-Kanzlers in Wien, Herrn Reichsgrafen Samuel Teleki de Szék, wurde den 5-ten September 1773 zu Sáromberke ohnweit Maros-Vásárhely gebohren; seine Frau Mutter war die Reichsgräfin Susanna Bethlen von Iktár. — So stiefmüterlich die Natur ihn als Körper, der in seiner ersten Kindheit äußerst zart und schwächlich war, behandelt zu haben schien, so reichlich hatte sie seinen Geist mit den wünschenswerthesten Gütern ausgerüstet. Martin Liebtag, ein geschickter junger Gelehrter, und ungewöhnlich braver Pädagog war es, dem die Bildung des sechsjährigen Grafen anvertraut wurde; eines Zög-

lings, den nicht kindisches Spiel, nicht Befriedigung eigenwilliger Launen, nicht die damals so beliebte Methode des spielenden Unterrichts, sondern nur eine für dieses Alter bewunderungswürdige Wißbegierde, und unermüdliches Streben nach Vervollkommung an seinem Lehrer fesseln konnte. Ungefähr im achten Jahre seines Alters brachte man den jungen Teleki unter der fortdauernden Aufsicht seines bisherigen Lehrers, auf das reformirte Collegium zu Maros Vásárhely, nicht sowohl um ihm mehr Gelegenheit zu noch größerem Fleiße zu geben, denn dieser bedurfte es bey ihm gar nicht, sondern vielmehr um ihm in den Zirkel gleichzeitiger Knaben mehr Unterhaltung und Zerstreuung zu verschaffen. Zwey Jahre hatte er hier zugebracht, als sein Herr Vater, der wegen verschiedenen Befőrderungen seinen Aufenthaltsort nach und nach von Sáromberke nach Hermannstadt, Großwardein, und endlich nach Wien verlegen mußte, unsern jungen Grafen, weil keine andere annehmliche Erziehungsanstalt in der Nähe war, ins väterliche Haus zurück rief. Den vorzüglichsten Antheil an dieser Privaterziehung nahm der verdienstvolle Professor der Philologie zu Enyed, Herr Michael Benke, der sich auf mehreren deutschen Universitäten zum achtungswerthen Gelehrten, und im Bazedowschen Philantropin zu Dessau, zum ausgezeichneten Pädagogen gebildet hatte. Dieser Mann war es auch, der unsern Grafen zuerst in der Mineralogie Unterricht ertheilte, und in ihm den Trieb zu einer Wissenschaft weckte, die sein ganzes Leben hindurch sein Lieblingsstudium war.

Aber nicht nur hierinn, sondern fast in allen Theilen des menschlichen Wissens, besonders in Geschichte, Staaten- und Völkerkunde machte der junge Teleki stärkere Fortschritte, als man bey seinem schwächlichen Körper wünschen konnte; denn schon im 15-ten Jahre seines Alters (1788) konnte er mit Nutzen die Universität zu Wien beziehen, die er unter der Leitung seines würdigen Herrn Vaters und Hofmeisters bis 1791 frequentirte. Zugleich hatte er auch das seltene Glück, daß er, obgleich Protestant, doch unter die Edelknaben Kaisers Leopold II. aufgenommen wurde, so daß es ihm an mannichfaltiger Gelegenheit, zur weiteren Ausbildung seiner vortrefflichen Anlagen nicht fehlte. Doch wünschte der Vater unsers Teleki ihn mehr zum Geschäftsmann als für das Hofleben zu bilden, und schickte ihn daher 1791 nach Pesth, um hier die Rechte zu studieren, und zugleich die väterländische Verfassung sich bekannt zu machen. Und er that dieses mit solchen Eifer, daß er gewiß nichts, was auf Staatsverwaltung und Rechtspflege nur einen entfernten Einfluß haben konnte, unbearbeitet ließ; ja er machte sich von allen dahin gehörigen Wissenschaften eigene Entwürfe, die ihm bey seinen Privatfleiß zum Leitfaden dienten: schon jetzt würde er jede Staatsbedienung mit Ruhm begleitet haben, und es würde seinen vielvermögenden Vater nicht schwer geworden seyn, ihn an einem Posten zu stellen, der seinen Kenntnissen, und seiner Thätigkeit angemessen gewesen wäre; allein es war nicht der Plan des Herrn Vaters den rastlosen Jüng-

ling in der Mitte seiner Bahne aufzuhalten, er wollte dem Vaterland einen vollendeten Staatsmann erzogen haben, und deßwegen mußte er jezt in der Qualität eines überzähligen Notärs im Biharer Comitate praktiziren, um sich die nöthige Bekanntschaft mit der Administration der Provinzial-Dicasterien durch eigene Erfahrung zu erwerben; und hier zeigte sich schon im vollen Masse was man von ihm zu erwarten gehabt hätte, und noch bejammern alle die hier seine Thätigkeit erfuhren den frühen Verlust; doch er war leider: nur zu thätig, thätiger als es seine Körperskräfte erlaubten, und seine sorgenden Eltern hielten es für Pflicht, ihn aus einer Sphäre herauszureissen, in welcher er gar bald das Opfer seines Fleisses geworden seyn würde. Man beschloß daher, ihn unter der Begleitung eines geschickten Arztes, zu seiner Zerstreuung und Aufheiterung, sein Vaterland durchwandern zu lassen; und seine, unter dem Tittel! vaterländische Reisen, zu Wien 1797 in ungrischer Sprache herausgegebene Reisebeschreibung, die sich über ganz Oberungarn, Siebenbürgen, Slavonien, Croatien und das ganze Küstenland erstreckt, ist ein Beweis wie zweckmässig er zu reisen wußte.

Der durch diese Wanderungen noch mehr geweckte Trieb, auch andere Länder zu sehen, verbunden mit der nöthigen Sorge für seine Gesundheit, bestimmten ihn im folgenden Jahre (1796) ins Carlsbad, und eine Seitentour ins benachbarte Sachsen zu unternehmen. Er be-

suchte Dresden, Leipzig, Koburg und Jena. Die mancherley trefflichen Bemerkungen, und mannigfaltigen Ansichten, so wie die verschiedenen interessanten Bekanntschaften die er auf dieser Reise machte, und die er nachher mit Wärme unterhielt, bewirkten, daß er diesen Zeitraum unter die glücklichsten Tage seines Lebens setzte. Bey seinen Aufenthalt in Leipzig nahm ihn die dortige ökonomische, und in Jena die Naturforschende Gesellschaft zu ihrem Mitgliede auf. So hatte er beynahe drey Jahre auf längeren und kürzeren Reisen zugebracht, als er nun sich ernstlicher dem Dienste des Vaterlandes wiedmen zu müssen glaubte. In dieser Absicht gieng er mit dem Charakter eines k. k. Kämmerers und ausserordentlichen Assessors bey der königl. siebenbürgischen Gerichtstafel zu Maros Vásárhely, in sein Vaterland Siebenbürgen zurück, um hier mit seinen erworbenen Kenntnissen, zum Vortheile des Staates wuchern zu können. Zugleich waren die väterlichen Güter der engere Kreis seiner wohlthätigen Wirksamkeit. Hier suchte er die vielfachen Erfahrungen, die er auf seinen Reisen, besonders im Fache der Oekonomie gemacht hatte, anzuwenden, und waren auch seine neuen Einrichtungen nicht von allen Fehlern frey, so waren sie doch Zeugen seines Wohlwollens und Nachdenkens. Vorzüglich aber ließ er sich das Schulwesen sehr angelegen seyn, dem er seine eifrige Thätigkeit widmete. Er selbst schrieb, wenn auch nicht aus Gefühl des inneren Berufs, sondern durch die drückenste Nothwendigkeit dazu aufgefordert, einen Entwurf zum

Religionsunterricht, und räumte überhaupt alle Hindernisse einer besseren Erziehung, theils durch seine Thätigkeit theils durch seinen Aufwand aus dem Wege. Mit desto grösserem Rechte konnte er auch die Forderungen wagen, daß keine Eltern ihre Kinder der Schule entziehen möchten, und diese munterte er durch angemessene Belohnungen zu größerem Fleiße auf. Mit gleicher Sorgfalt wachte er auch für den Körper, und bürgerlichen Wohlstand der Unterthanen: es entstand eine bösartige Pockenkrankheit, und er ließ nicht nur die Verhaltungsregeln, und dienlichen Medikamente bekannt machen, sondern schaffte auch diese Arzneymittel, und einen geschickten Arzt auf eigene Kosten herbey. Um die frühe Beerdigung zu verhindern, entwarf er einen Plan zu einem Leichenhause, und den bürgerlichen Wohlstand zu befördern, wollte eine Industrie- und Armenanstalt stiften: mit einem Worte: er that alles um die wohlthätigen Früchte einer wohlgeordneten Aufklärung, auch in seinem Vaterlande, ungeachtet mancher Hindernisse, so allgemein wie möglich zu machen. Aber bey allen diesen Aeusserungen seiner menschenfreundlichen Thätigkeit, blieben doch die Wissenschaften immer seine Lieblingsbeschäftigung. Schon seit einiger Zeit bestand in seinem Vaterlande ein Institut für Nationalsprache, und andere verwandte Kenntnisse, dessen stiller Bewunderer er schon länger gewesen war; jetzt wurde er der wärmste Theilnehmer und Mitarbeiter, und gab durch seine Thätigkeit dem ganzen Gang neues Leben, nd bald hatte er die gelehrtesten und begüter-

testen Männer (beyde waren zu dem Plane unentbehrlich) zur Theilnahme bewogen. Was er als Schriftsteller hätte werden können, das zeigt uns zum Theil schon obenerwähnte Reisebeschreibung. Ausserdem ist noch eine ungrische Uebersetzung der vom Herrn Hofrath Birkenstock, dem verunglückten Palatin Alexander Leopold gesetzten Grabschrift, und einige Gelegenheitsgedichte von ihm zum Druck befördert worden. Unter der Menge seiner Ausarbeitungen, die er im Manuskript hinterlassen, zeichnen sich vorzüglich aus: 1) Eine Abhandlung de Administratione publica Comitatuum Regni Hungariae, und 2) Ein Auszug aus der römischen Geschichte bis auf August aus. Letztere Schrift hatte er, weil er sie seiner Fräulein Schwester gewidmet, in deutscher Sprache abgefaßt. Fast alles waren Produkte dieses Zeitraums, und gewiß hätte er noch mehr gethan, wäre er nicht so früh am Ziele gewesen.

Unterdessen war in Jena die Societät für die gesammte Mineralogie gestiftet worden, und Herr Bergrath Lenz, der unsern Teleki persöhnlich kennen gelernt hatte, so wie auch die übrigen Stifter dieser Gesellschaft, zweifelten keinen Augenblick, ihm, dem Kenner und enthusiastischen Verehrer dieser Wissenschaft, die Stelle eines Präsidenten der neuerrichteten Societät zu übertragen. Nur zu grosse Bescheidenheit war es, daß er sich noch zu jung, zu verdienstlos und zu unbekannt mit der Wissenschaft selbst glaubte, und nur erst auf wiederholtes Bitten, vor-

züglich um dadurch in nähere Verbindung mit mehreren seiner Landsleute zu kommen, die er als Mitglieder dieser Gesellschaft sah, und auch hiedurch vielleicht seinem Vaterlande und den Wissenschaften nützlich zu werden, diese Würde annahm. Gewiß hätte diese Gesellschaft an ihm den eifrigsten Beförderer gefunden, dafür bürgt die ganze Handlungsweise des Edlen. Diese neue Verbindung machte übrigens in ihm aufs neue den Gedanken rege, in seinem Vaterlande eine Gesellschaft für Naturforschung zu errichten. Aber das Schicksal wollte nicht ihn diesen Plan ausführen lassen. Seine Kräfte verließen ihn immer mehr; die Natur, die bis jetzt nur durch Künsteleyen erhalten worden war, versagte ganz ihre Dienste, der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter, die eilf Monathe vor ihm starb, gab ihm den letzten Stoß, er unterlag. Noch hoffte man ihm durch eine glückliche Ehe Zerstreuung und Ermunterung zu verschaffen, und er selbst wählte sich eine künftige Gattin, die durch angebohrne und erworbene Reize ganz eines Mannes wie Teleki würdig war; allein er erlebte diese Verbindung nicht. Es überfiel ihn eine Art Gelbsucht, die mit Uebelseyn und gänzlicher Schwäche verbunden war. Alle Bemühungen sein Leben noch länger zu fristen, waren vergebens; — er starb am 16-ten September 1798. im 25-ten Lebensjahre, beklagt von allen, die ihn kannten; ein Muster früher Thätigkeit, ein Beyspiel seltener Tugend. Sein tiefgebeugter Herr Vater setzte ihm folgende Grabschrift:

Dominico

Dominico.
Filio desideratissimo;
Generosa. Indole. Candido. Pectore.
Probo. Sagaci. Indefesso;
Aequi. Veri. Tenacissimo.
Augusto. A Cubiculis
Reg. Trib. Just. In. Trans. Adsess.
In Medio. Ad. Reipubl. Spem. Curriculo.
Infelici. Morbo. Occumbenti.
Agropoli. Die. XVI. Sept. MDCCXCVIII.
An. Aetat. XXV.
Cum. Piissima. Matre.
Ante. XI. Mens Eheu! Absumta.
Contumulato.
Lugens. Moerensque. Posuit.
Advenae Ex. Patria. Fere. Obvius.
Crudeli Perculsus. Nuncio.
Saucius. Novo. Ictu.
Fatorum. Mole. Opressus. Pater.
Samuel. S. R. I. Com. Teleki.
de Szék.

BÁRÓCZY.

Alexander Báróczy, k. k. Oberster; erblickte das Licht der Welt 1736 den 11=ten April zu Ispánlaka in Siebenbürgen. Sein Vater, gleichen Namens war ein ansehnlicher Edelmann und Grundbesitzer daselbst, und Cassier an der Weissenburger Gespannschaft; seine Mutter war Eva v. Patay.

Der jugentliche Báróczy studierte an dem reformirten Collegio zu Enyed, wo er durch seinen hellen Kopf, durch seinen Fleiß im Erlernen der Wissenschaften, und durch ein gewisses artiges Betragen, weit von seinen übrigen Mitschülern hervorleuchtete, so daß seine Lehrer, welche die Entwickelung der Naturanlagen Báróczy's beobachten konnten, schon damal öfter von ihm dasjenige geweissaget: was die bey=

den verschwisterten ungrischen Lande, an Báróczy nun erfahren haben. Nach vollendeter literarischer Laufbahn begab er sich nach Hermannstadt, wo er in der siebenbürgischen Regierungskanzley, dem vaterländischen Dienste sich widmete. Noch praktizirte er allhier, als Maria Theresia eine ungarische adeliche Leibgarde zu errichten sich vornahm, und zu diesem Ende an die Behörden der Comitate die Aufforderung erließ, aus der Jugend des ungrischen und siebenbürgischen Adels die schönsten und mit den vollkommsten Körperbau begabten, dazu auszuwählen.

Diese Nachricht war herzerwärmend für Báróczy: längst hatte er sich gesehnt, sich solche Kenntnisse und Bildung zu sammeln, die er an andern vom Auslande heimkehrenden jungen Männern gewahrte; und nun zog er den Wunsch, allen andern Glücksaussichten vor: daß er Wiens Einwohner werden könnte! er ergriff also diese Gelegenheit, und reichte eine Bittschrift den Ständen des Comitat ein; allein seine Bitte fand anfangs kein Gehör, weil ihm eine widerliche rheumatische Gesichtsverzerrung eigen war, und auch seinem Wuchs die erforderliche Schlankheit und Schönheit fehlte. Doch er fand an dem Grafen Stephan Mikles einen vorzüglichen Gönner und Vorsprecher; dieser wußte unsern Bittsteller den Ständen so anzurühmen, und prophezeyte: daß dieser junge Mann einst gewiß der ganzen Nation Ehre machen würde, und es gelang ihm die Stände zu überreden.

Báróczy erhielt was er gewunschen; und war also einer Derjenigen, welche 1760 am 28-ten September als Glieder dieses adelichen Corps, den Eid der Treue schwuren. —

Um die Zeit, als dieses vorgieng, hatte Siebenbürgen, in litterärischer Hinsicht zwey, gar nicht unbedeutende Vorzüge über Ungarn: fürs erste, war es dort in Gewohnheit, Siebenbürgens adeliche Jünglinge, und zuweilen auch ärmere häufig auf Reisen zu schicken; zweytens herrschte schon damal in gedachter Provinz ein gewisser litterärischer Heißhunger, der Reiche und Arme, alt und jung, ja selbst Frauenzimmer ergriffen hatte. Dies veranlaßte die Entwickelung manches schriftstellerischen Talentes, und bereits glänzten die Namen sehr vieler Siebenbürger vor ihren gedruckten ungrischen Werken, während in Ungarn kaum einige Geistliche und Professoren als Schriftsteller auftraten. Diese anfangs vielleicht lächerliche, in ihren Folgen aber sehr ehrwürdige gelehrte Wuth, war schon in den Zeiten seiner Fürsten Siebenbürgens Antheil, welche sowohl durch eine beglückende Regierug, als auch durch Uebersetzung vieler nützlichen Werke in die ungrische Sprache, ihren Namen unsterblich zu machen suchten, und sie erreichten dadurch auch das, was sie nicht gesucht hatten: es wagte nun mancher gute Kopf die gelehrte Bahne auch zu betreten: durch Uebung wurden die Kräfte ausgebildet, und das Beyspiel schuff immer neue Beyspiele und Nachahmer, so daß während Ungarns hellste Köpfe

sich noch nicht getrauten in dies Gebieth einzugehen, während bey uns nicht einmal der Morgen der ungrischen Litteratur zu dämmern anfieng, in Siebenbürgen diese Sonne des Nationalruhms bereits in hellen Strahlen glänzte. So standen die Sachen, als die ungrischen Jünglinge nach Wien beruffen wurden, um dort eine königliche Leibwache zu bilden. —

Die deutsche Gelehrsamkeit stieg damal schon zu einer bedeutenden Höhe empor; die französische folgte ihr hastig nach; schon stand auch dort unter Ludwig XIV. die Litteratur in voller Blüthe. In Deutschland glänzten Lessing und Klopstock, Hagedorn, Gleim, Kleist und Wieland als leitende Sterne. — Wien lag nur noch im tiefen Schlummer; aber nun kam ein Sonnenfels, ein Denis, und bald lernte das Ausland auch diese Würdigen ehren! die Edleren folgten diesem schönen Streben; unsere zu Wien verweilenden Jünglinge sahen dies — und wärmer schlug das sehnende Herz in ihrem Busen. — Báróczy, Barcsay, und Bessenyei giengen ihrer Nation mit dem ersten Beyspiel voran, und die Musen krönten ihren jugentlichen Muth mit unverwelklichen Lorbeeren. Der Referendär der ungrischen Hofkanzley Török, und Cserey, der, der Siebenbürgischen, dann der Primas Barkóczy; der Kanzler Eszterházy — und andererseits Ráday, Orczy, und der eben von Paris zurückgekommene Jos. Teleki, waren die großmüthigen Mezänaten, die

unsere jungen Dichter aneiferten, anspornten, und begünstigten.

Bessenyei erschien zuerst (1772.) mit seinen Werken, im Gebiethe der ungrischen, schöneren Litteratur. — Ihm folgte Báróczy 1774. mit seiner Kaszandra, und ein Jahr darauf mit seinen moralischen Erzählungen, und Briefen. (Erkölcsi Mesék; — Erkölcsi Levelek.) — So also fängt mit Báróczy und seinem zwey Gefährten, für die ungrische Sprache und Gelehrsamkeit, eigentlich eine neue, glücklichere Epoche an, den erst ihnen folgten mehrere aus der Nation mit rühmlichen Eifer; und vielleicht verdankt das Vaterland Báróczy's Rath und Beyspiele, daß Kisfaludi (der Báróczy'n noch bey der Garde fand) uns seine vortreffliche Himfy, jenes Meisterstück der ungrischen Dichtkunst lieferte.

Wir haben von Báróczy zwar kein Originalwerk in der schönen Litteratur aufzuweisen; dies kam von einem edlen Mißtrauen gegen seine eigenen Kräfte. Er kannte sich selbst, kannte den Punkt, auf welchen die ungrische Sprache und Literatur stand, kannte das damalige Bedürfniß der Nation, und war klug und stolz genug, als daß er etwas unternommen hätte, was nicht von gutem Ausgange hätte seyn können, und wofür man ihn vielleicht einer Unverschämtheit hätte beschuldigen müssen! Er wußte, daß sowohl die Natur, als auch die Kunst ihre Ruhpunkte habe, und daß eine voreilige Schrift, hät-

te sie auch dem geistreichsten Verfasser, eben so unschmackhaft seyn würde, wie eine Frucht, die die Natur nicht zur Reife gebracht hat. — — O hätte doch Báróczy fortgefahren, mit seinem körnigen, reinen, bezaubernden Colorit, in welchem ihm wohl wenige Landsleute gleichen, immer nur solche Meisterstücke zu übersetzen, als seine, nach Marmontel bearbeiteten Erzählungen; hätte er sein Talent nicht an Calprenede's schmacklosen Roman, nicht an Dush's moralische Briefe verschwendet, — hätte er sich von seiner, mit Ruhm betrettenen Bahne, doch nie mehr ablenken lassen: so würde Ungarn eine kostbare Gallerie, durch Meisterhand verfertigter Copien besitzen, von denen auch das kleinste Stück interessanter wäre, als viele Originale, mancher, in ihrer Einbildung schöpferischer Verfasser. — Was nur aus Báróczy's Feder geflossen, ist mit so viel Anmuth, mit solch' einer Lieblichkeit und Reiz geschrieben, daß selbst gewisse Kunstrichter, welche jede Neuerung in der ungrischen Sprache für ein Verbrechen, und für ein Sprachenverderbniß halten, ihm ihren Beyfall nicht versagen konnten. —

Báróczy hätte man in Ungarns Prytaneum einsperren, und ihm zur Schuldigkeit machen sollen, bis zu seinem Tode, für das Beste der ungrischen Sprache zu arbeiten; — leider hat ihn aber eine unglückliche Verirrung der väterländischen Litteratur auf ewig entrissen! Noch in seinen jüngeren Jahren fachte einst sein Arzt in ihm die unselige Neugung an, die Allchymie zu erlehrnen; jene dunkle Wissenschaft, welche die Metalle zu veredeln lehrt, und ihren Schülern

verspricht: das Leben auf dreyhundert Jahre hinaus zu dehnen, Báróczy dachte, daß er es in dieser, der Menschheit so nützlichen Kunst bald sehr weit bringen, und alle ihre geheimen Gänge erforschen werde, und sein Vorsatz war, all sein zu erlangendes Wissen in diesem Fache, der Nachwelt schriftlich zu hinterlassen. In seiner Brust erkaltete die Liebe für Bildung der ungrischen Sprache zwar nicht, er wünschte vielmehr sehnlichst dessen fernere Fortschritte; um sie in Flor zu bringen, ließ er nicht ab Andere anzueifern, doch ach! er selbst ließ seine so schön gewandelte Strasse stehen, und hing mit ganzer Seele an dieser Geld, und Kräfte vernichtenden Kunst; und weihte diesem Studium all' seine Tage bis an sein Ende. Bey allen diesem beobachtete man an ihm, was man sonst an den Liebhabern der Allchymie nicht bemerkt: daß er nie sein Geld verschwenderisch darauf verschleuderte; sein Monathgehalt war ihm auch jetzt, wie vorhin ein hinreichendes Auskommen, und er erhob selbst nach dem Tode seiner Eltern nie seinen, ihm gebührenden Vermögensantheil. Diese Kunst stöhrte nichts an seiner Lebensweise: seine Berufspflichten versäumte er nicht im Geringsten; nur dem Umgange lieblicher Musen hatte ihn zuweilen geraubt, nur für die ungrische Litteratur war sein jetziges Steckenpferd ein unersetzlicher Nachtheil! —

Auf die Ausgabe der obenerwähnten Werke, folgte erst nach fünf und zwanzig Jahren abermal ein Werk von ihm: A' védelmeztetett Magyar Nyelv. (Die vertheidigte ungrische Sprache.) Wien bey Hummel 1790. Hier beo-

bachtete Báróczy nicht mehr jene Reinheit der Sprache, die man in seinen früheren drey drey Schriften bemerket; er bedient sich darin vieler fremdartiger, und lateinischer Ausdrücke. Noch erschienen zwey Werke in ungrischer Sprache von ihm: Az uj Adeptus, und Rózsikának Titkai. — Man glaubt, daß er mit dieser Rózsika, auf den Namen Rózsa gezielt habe; was einige vaterländische (besonders ungrische) Leser verstehen dürften.

Báróczy war ein Mann von edler Denkungsart. Von der reinsten Humanität beseßt, war er allgemein geehrt und geliebt. Seine Freunde, die er besonders hochachtete, waren der als Gouverneur von Fiume verstorbene Referendär Pászthory, dann Barcsay, Baron Joseph Orczy, und besonders Vay. Letzterer gestand: daß Báróczy der Schutzengel seiner früheren Jahre war, und daß er ihm das Gefühl für das Gute und Schöne vorzüglich verdanke. Auch Somsich jener lateinischer Epigramatist, war sein sehr guter Freund: ihren Seelenbund schien die Neigung zu den römischen Classikern geknüpft zu haben, in welchen auch Báróczy sehr bewandert war. Tacitus und Seneca waren seine Lieblingslektüre; aus diesen, wie auch aus dem Virgil, Horatz, und Juvenal, sagte Báróczy oft ganze Strecken auswendig, wenn es die Gelegenheit, oder das Gespräch mit sich brachte — Báróczy's Gestalt war nicht allzuhoh seine Haare waren selbst im Alter noch schwarz, seine Gesichtsfarbe brünett, und schwarz seine Augen. Im Umgange war er an sich haltend, sein Thon

war nicht fröhlich oder schmeichelnd; aber seine Sprache war so lieblich, wie seine Feder. Die Reinlichkeit liebte er überaus, er trieb es darin fast bis zum Lächerlichen; und auch auf seine Gesundheit wachte er mit sonderbarer Strenge. Zucker aß er mit unglaublicher Verschwendung. Ungefähr zwanzig Jahre vor seinem Hinscheiden, verboth er nach Art der Griechen, allen mit denen er Umgang pflegte, des Todes zu erwähnen; späterhin ward er mit diesem näher vertraut, und redete vom Tode so, als wie man von jemand spricht, dem man sich sehr bald nähert. Als ihn der Ref. Professor Herr Samuel Kiss (1808) besuchte, und ihn über den Seneca beschäftigt, und lesend fand, sagte Báróczy: „So würden Sie mich an jedem Theil des Tages finden, lieber Landsmann! Je weniger meine noch übrigen Stunden sind, desto mehr wünschte ich sie noch zu benützen.“

Báróczy, welcher hernach seine Heimath nie mehr gesehen, starb zu Wien 1809. am 24. Dezemb. Mit ihm starb auch seine Familie aus, dessen schönste Zierde er war. Nie stand er in Kriegsdiensten, aber bey der Garde stieg er stuffenweise bis zum Obersten. Sein Bildniß, und seine Schriften hinterließ er dem Enyeder Collegio; ein gewisses Geld der Spitalanstalt zu Enyed, seinen Wagen und Pferde dem General Baron Vay. — Glücklich der so wie Báróczy für sich, seine Freunde, und für sein Vaterland leben kann; und diesem, lebend, und selbst nach dem Tode nützlich ist.

Inhalt.

		Seite.
1.	Árpád	9
	Colomann	28
	Simon de Kéza	35
	Dóczy	44
5.	Kinisy	53
	Bakacs	67
	Thurzó	79
	Frölich	98
	Kemény	106
10.	Vesselényi	114
	Szécsényi	125
	Páriz Pápai	131
	Buchholz	136
	Koháry	145
15.	Liebezeit	163
	Bel	167
	Kolinovics	183
	Marikowszky	199
	Faludy	205
20.	Jelky	212
	Nádasdy Franz	233
	Schoretits	244
	Benyovszky	249
	Jankovits	289
25.	Teleki	297
	Báróczy	306

Bedeutendere Druckfehler.

Seite	Zeile	Anstatt:	Lese:
59 Seite	2 Zeile	des Kreuztragenden	der Kreuztragenden.
69	21	Frieden	Rückzug.
75	19	unverklärten	verklärten.
78	5	Luzelburg	Luxemburg
95	16	wird	ward.
103	10	natürlichen Johann	natürlichen Sohn Johann.
128	1	Vaterlandes	Vaters.
152	27	Bonifacius	Bonfinius
169	11	Declamationen	Declarationen.
173	11	Agunthen	Agnethen.
185	10	ein glücklicher	glücklicheren.
212	16	ernannte er ihn	ernannte ihn Leopold.
214	6	überbrachte	übersandte
217	30	Carl III.	Carl II.
228	5	Frutina	T[illegible]tina.
248	7	auszurufen	aufzurufen
249	27	20,000	200,000.
251	13	Beständigkeit	Behändigkeit.

Anmerkung. Wo in diesem Werke von Carl II. Erwähnung geschieht, so wird jedesmal Kaiser Carl VI. darunter verstanden, der (nach Windisch) als König von Ungarn, der II. dieses Namens ist.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kölesy, Vincze K.

Ungarischer Plutarch oder Nachrichten von dem Leben merkwürdiger Personen des Königreichs Ungarn, und der dazu gehörigen Provinzen aus authentischen Quellen geschöpft, und in chronologischer Ordnung dargest
Bd.: 2

Pesth (1816)

Biogr.c. 185 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070399-5